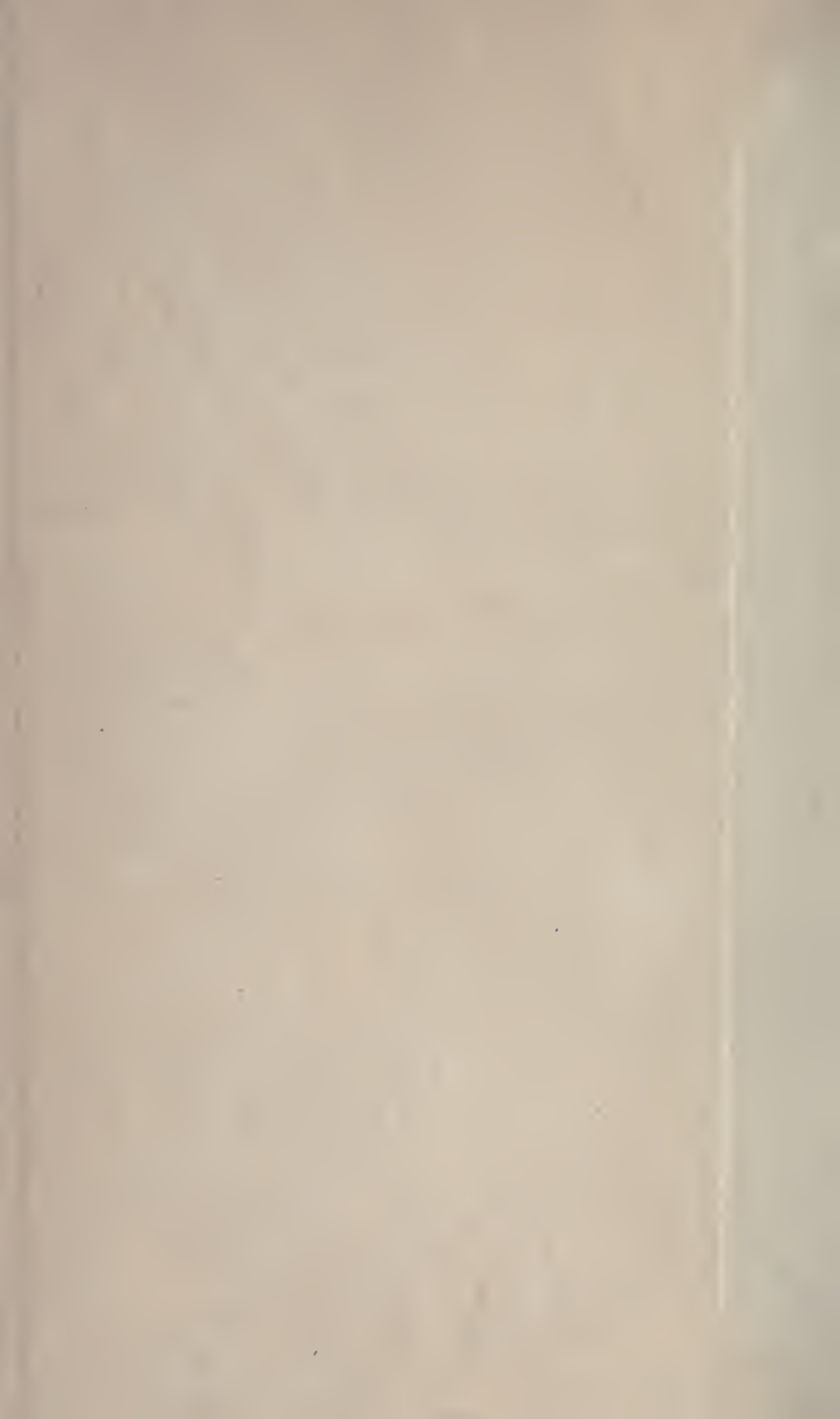












Kunst und Leben.

Kunst und Leben.

Aus Friedrich Förster's Nachlaß.

Herausgegeben

von

Hermann Kletke.



Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1873.

Vorwort.

Die nachfolgenden Jugenderinnerungen aus dem Leben Friedrich Förster's, so wie die auf Goethe bezüglichen Aufsätze sind von mir unverändert dem literarischen Nachlaß des Verstorbenen entnommen. Sie sind, wie ich annehmen darf, wohlberechtigt, auch in weiteren Kreisen ein bleibendes und höheres Interesse zu beanspruchen. Dasselbe wird nicht nur durch die persönliche Theilnahme begründet, die wir einem so vielseitig und reichbegabten Schriftsteller schenken, sondern in gleichem Grade durch die frische, charakteristische und durchweg reizvolle Schilderung von Personen und Zuständen, die uns lebendig anzieht und fesselt. Die Gabe scharfer Beobachtung und die liebenswürdige Art leichter und anmuthiger Plauderei, wie sie Förster so eigenthümlich war, sind hier auf das Behaglichste gesellt. Daß diesem anscheinend harmlosen Geplauder zuweilen doch auch der rechte und tiefste Ernst einer freien Gesinnung innewohnt, kann uns nur um so mehr mit ihm befreunden.

Es ist gewiß zu bedauern, daß gerade ein Mann wie Friedrich Förster, der durch ein halbes Jahrhundert in literarischer, artistischer und socialer Beziehung im Mittelpunkt des geistigen Verkehrs von Berlin stand und welchen gleichzeitig darüber hinaus so zahlreiche persönliche und schriftstellerische Verbindungen begünstigten, seine biographische Hinterlassenschaft mit diesen fragmentarischen Aufzeichnungen abschloß. Wie hätte er das treffliche Material, das ihm so voll zu Gebote stand, zu einer inhaltreichen, ausführlichen Selbstbiographie, zu einer Schilderung namentlich Berliner Zeitgenossen und Verhältnisse so bedeutend verwerthen können! Es wird mir, wie ich hoffe, vergönnt sein, dies später noch, wenn auch in Kürze, in einer Gesammtdarstellung seiner wichtigsten Lebensmomente und Beziehungen nachzuholen.

Berlin, im November 1872.

Der Herausgeber.

Inhalt.



I.

Aus der Jugendzeit.

Unter welcher Constellation ich am 24. September 1791 geboren wurde? Mir ist davon niemals etwas bekannt geworden, und der geneigte Leser wird es mir Dank wissen, daß ich ihn mit Mars und Venus, Saturn und Jupiter und ihren Gegenscheinen verschone. Jedenfalls haben bei meiner Geburt günstige Gestirne geleuchtet; nicht aber waren es jenseitige, himmlische Mächte, die einen Einfluß auf mein Leben ausgeübt, denn in früher Jugend schon erkannte ich, daß an jeden, der sich eine freie Lebensbahn eröffnen will, jener bedeutungsvolle Zuruf gerichtet ist: „in deiner Brust sind deines Schicksals Sterne!“ Auch mit abgestorbenen Stammbäumen, vom Rost verzehrten Wappen, verrotteten Diplomen berühmter oder berüchtigter Ahnen werde ich den Leser verschonen, eben so wenig ihn mit Erzählungen aus der Kinderstube und Knabenzeit langweilen. — „Ein Fluß,“ bemerkt Friedrich der Große, „erhält erst dann Bedeutung und nimmt unser Interesse in Anspruch, wenn er schiffbar wird.“ Darf ich mir gestatten, dies auf den Lauf meines Lebens anzuwenden, so wird es gerechtfertiget erscheinen,

daß ich meine Erzählung da beginne, wo das Schifflein flott wird und der flotte Bruder Studio die hohe Schule zu Jena bezieht.

Wie aus dem Haupte Zeus im Göttersaale
Mit Helm und Schild und Speer Minerva sprang,
So ich als flotter Bursch aus enger Schaale
Gestiefelt und bespornt mit Schlägerklang!

Diese einengende Eierschaale, welche nach siebenjähriger Brutzeit der junge Kampfhahn durchpickte, war das, zu jener Zeit mit Ruhm genannte, allerwärts als vorzüglich anerkannte Gymnasium der Haupt- und zeitweise Residenzstadt zu Altenburg im Herzogthum Sachsen-Gotha-Altenburg. Der Director, Kirchenrath Dr. Matthiä, ein ausgezeichneter Schüler Heyne's in Göttingen, hat sich durch seine griechische Grammatik, durch Herausgabe der Trauerspiele des Euripides, eine Sammlung griechischer Hymnen und Elegieen um die Kenntniß der griechischen Literatur ein großes Verdienst erworben und seine, von pedantischer Philologie freie, Lehrmethode weckte in seinen Schülern Begeisterung für die Dichter, Geschichtschreiber und Philosophen Griechenlands, die ewigen Vorbilder für Alle, welche in sich den Beruf fühlten, sich der Wissenschaft und der Kunst zu widmen. Dies wurde wesentlich noch dadurch unterstützt, daß Matthiä in der, von ihm gegründeten Klasse „Selecta", in welche nur diejenigen aufgenommen wurden, welche zwei Jahre in der Prima sich ausgezeichnet hatten, vorbereitende philosophische, archäologische und ästhetische Vorträge für das akademische Studium hielt. „Ich habe Ihnen," sagte er mir, als ich mich bei ihm verabschiedete, „in Ihr Stammbuch

einen Geleitsspruch für das ganze Leben geschrieben; an diesem halten Sie fest." Dies ist er:

> Felix, qui potuit rerum cognoscere causas,
> Atque metus omnes et inexorabile fatum
> Subjecit pedibus, strepitumque Acherontis avari *).

Viele Jahre hindurch, nachdem ich Gymnasium und Universität verlassen und Lebensbahnen beschritt, auf denen es leicht geschehen konnte, von der Richtung nach dem vorgesteckten Ziele abzuirren, hat mein besonnener, väterlicher Freund durch seinen Zuruf:

> „Aequam memento rebus in arduis
> Servare mentem!" — —

in schwierigen Lagen mich aufrecht erhalten.

Von nicht minder bedeutendem, in mancher Beziehung entscheidenderem Einfluß auf meine Ausbildung während der Lehrjahre, die wohl richtiger Lernjahre heißen sollten, war Professor Messerschmidt, der einst primus omnium in Schulpforta gewesen, eine stupende Belesenheit in den griechischen und römischen Classikern besaß und sattelfest in Grammatik, Rhetorik und Prosodie war. Er stellte uns die Aufgabe, alzäische und sapphische Oden des Horaz in das Griechische in demselben Versmaße zu übersetzen, und verlangte, daß wir die griechischen und lateinischen Dichter,

---

*) Glücklich, wer ihn erkannt, der Dinge verborgenen Urgrund,
Jegliche Furcht verbannt, das unerbittliche Schicksal
Kämpfend sich unterwarf und des geizigen Acherons Tobsfluth.
(Acheron, ein Fluß der Unterwelt, wird „geizig" genannt, weil er von dem, was ihm zugeführt wurde, nichts wieder herausgab.)

die er mit uns las, auf der Stelle in dem Versmaße des Originals wiedergäben. Ich und ein zweiter Mitschüler, Namens Meurer, welcher als Oberpfarrer in Grüneberg in Schlesien verstorben ist, leisteten hierin die Möglichkeit. In seiner äußeren Erscheinung war Messerschmidt ein genialer Cyniker, für weiße Wäsche besaß er keine Leidenschaft, auf Rock und Weste fehlte es oft an Knöpfen, niemals aber an Fettflecken, auf seinen Bart, welcher nur des Sonntags unter die Klinge genommen wurde, bildete er sich etwas ein, da ihm die schönsten und geistreichsten Damen der Gesellschaft „als Ritter Blaubart" manches grauenhafte Schmeichelwort sagten, wie denn in der That sein Bart einen so tiefblauen Schimmer hatte, wie er mir nie wieder zu Gesicht gekommen ist. Die Damen aber, zumal die älteren, nahmen an seiner ungeordneten Toilette keinen Anstoß, da er diese durch geistreich lebhaftes Gespräch, durch improvisirte Sonette und Triolette und andere poetische Spenden vergessen machte. Seine Gedichte fanden Aufnahme in Musenalmanachen und Zeitblättern für Unterhaltung; seine dichterische Begabung fand auch in den ihm ferner stehenden Kreisen verdiente Anerkennung. Ich faßte für ihn eine so große Zuneigung, daß ich mir seine sehr eigenthümliche Handschrift aneignete; ich begleitete ihn auf seinen einsamen Spaziergängen in Feld und Wald, wo ihn dann oft ein „raptus", wie Beethoven es nennt, ergriff und er in dithyrambischer Begeisterung griechische und deutsche Gedichte improvisirte. Er fühlte sich dann als ein von göttlichem Wahnsinn Ergriffener und wiederholte mir öfter den Vers:

*Πολλοι μεν ναρθηκοφοροι, παυροι δε τε βακχοι**).

Leider ist dieser reichbegabte Lehrer, als er in späteren Jahren die Begeisterung mehr aus dem Weinschlauche des Bacchus, als aus dem eigenen Geiste schöpfte, in beklagenswerther Weise zu Grunde gegangen.

Den vollständigsten Gegensatz gegen den genialen Messerschmidt bildete der pedantisch-prosaische Professor Ramshorn, welcher sich indessen dennoch durch seine lateinische Grammatik einen geachteten Namen bei allen Schulmännern erworben hat. Er konnte uns Monate hindurch mit den Regeln über den Gebrauch von „sui, sibi, se“ und ejus abquälen. Ihm war in Prima der Unterricht in der Weltgeschichte anvertraut, welcher bei ihm darin bestand, daß er uns in der einen Stunde Paragraphen diktirte, welche wir Wort für Wort auswendig lernen und in der nächstfolgenden Unterrichtsstunde, wie Dorfkinder den Katechismus, hersagen mußten. Dem Gedächtnisse prägten sich allerdings die facta ein, und noch heut bin ich im Stande die Geschichte der Völkerwanderung herzusagen, also anhebend: „Das Signal zur großen Völkerwanderung gaben die Hunnen, ein kalmükkisches Volk, ursprünglich in der heutigen Mongolei gebürtig“ u. s. w.

Eine wahrhaft komische Erscheinung war der Professor der Mathematik und Physik Döhler, ein wohlunterrichteter, was die Physik betraf, mit den neuen Entdeckungen fortgeschrittener Lehrer, an dem jedoch, in Betreff der äußeren

---

*) Viele tragen die Narthe (Opferkraut) zum Altar, doch nur Wenige sind bacchantisch begeistert.

Erscheinung und Bildung die letzten fünfundzwanzig Jahre — er mochte ein angehender Sechziger sein — spurlos vorübergegangen waren. Sein Haupt bedeckte eine gepuderte und pomadirte Haarbeutelperrücke mit über den Ohren gerollten Locken, einen kleinen dreispitzigen Hut trug er mehr unter dem linken Arm, als auf dem Kopfe. Für eine jede der vier Jahreszeiten hatte er einen besonderen Anzug. Mit Frühlings Anfang erschien er in pfirsichblüthenem Tuchfrack und Beinkleid, für die Sommerzeit war der Anzug aus einem leichteren Stoffe, es schien Leinwand zu sein, mit schwarz und weißen Punkten, unter dem Namen „Kümmel und Salz" bekannt; für den Herbst war die Farbe des Ochsenblutes gewählt, für den Winter die Farbe der erstorbenen Kohle und ein Pelz-Rockelaure von Carmoisin. Da er auf dem Hause, welches sein Eigenthum war, sich eine Sternwarte gebaut hatte, wo man ihn bei hellem Mondschein und in heitren Sternennächten Beobachtungen machen sah, galt er, wenn auch nicht für einen Wettermacher, so doch für einen Wetterpropheten. Stundenlang schloß er sich in einem abgelegenen, dunklen Zimmer ein, was ihn in den Ruf brachte, er bereite daselbst Zaubertränke, richte eine schwarze Katze als Gehilfin ab und unterhalte Einverständniß mit einigen Besenreiterinnen des Blocksberges. Ein paar unternehmenden Wagehälsen von uns war es gelungen, bis zu dem geheimen Zaubergemach sich durchzuschleichen. Sie hören Hundegebell und Katzenmiau, ein Getrampel wie von Bocksfüßen, vernehmen deutlich die Stimme des Professors, der bald wie zur Treibjagd aufruft, bald Ruhe gebietet, worauf tiefes Schweigen eintritt. Je unheimlicher den beiden

Schülern zu Muthe wird, desto mehr steigert sich ihre Neugier. Als der Lärm der wilden Jagd aufs Neue beginnt, bezeichnet ihnen ein Lichtstrahl eine Spalte in der Thüre, und sie erblicken zu ihrem nicht geringen Erstaunen den Magister Matheseos auf einem großen Wiegenpferde sich schaukelnd, welches er mit einer Knallpeitsche antreibt, wodurch seine Gesellschafter, der Mops und die Katze, zu allerhand Sprüngen, Gebell und Geheul veranlaßt werden. Er pflegte einen solchen Spazierritt vor Tisch zu machen, um den Appetit zu erregen, nach Tisch, um die Verdauung zu befördern.

In Secunda wurden wir, als ich in das Gymnasium eintrat, (1805) mit „Er“ angeredet; nur die jungen Herren vom Adel, welche außerdem das Vorrecht genossen, auf der ersten Bank zu sitzen, wurden mit „Sie“ und „Herr von“ aufgerufen. Der Haselstock, baculus, für den noch sechzig Jahre später die hinterpommerschen und mecklenburgischen Junker schwärmen, war abgeschafft. Unserem alten Mathematikus war indeß die Handhabung des Rohrstockes so geläufig geblieben, daß er öfters noch mit dem Arme ausholte und wenigstens pantomimisch Streiche austheilte. Im Uebrigen hielt er sich durch Schimpfwörter, wie sie Aristophanes nicht kühner zusammengesetzt, dafür schadlos, daß er nicht mehr Schläge austheilen durfte. Von den Schlagwörtern, deren er sich bediente, ist mir das eine im Gedächtniß geblieben: „er ist ein rechter Ochsen-Esels-Flegelskopf! und hat so rechtschaff'ne Eltern! Wer ist doch gleich sein Vater?“ — In gleicher Weise wurden wir Secundaner von dem Director Börner behandelt, welcher ebenfalls noch

eine große Lockenperrücke trug. In den Nachmittags-Lectionen der heißen Sommertage wußten wir guten Vortheil von seiner Furcht vor Gewittern zu ziehen. Einer von uns verstand es vortrefflich, mit nassem Finger an der Thüre den rollenden Donner nachzumachen; blieb dies noch ohne Erfolg, so wurde ein Schwefelfaden angezündet, und kaum daß der Geruch davon bis zum Katheder gedrungen war, rief der geängstete Director: Kinder! ein Gewitter ist im Anzuge, es schwefelt schon! Primus, bet' er das „pater noster!“ Die Lection wurde geschlossen, und wir rückten lustig zum Baden oder Ballspiel aus.

An den rohen Vergnügungen und Zechgelagen der Bierbrüder, die in gemeinen Spelunken die ihnen streng verbotene Pfeife qualmten, fand ich niemals Gefallen. Für meine sittliche und gesellschaftliche Ausbildung war es mir sehr förderlich, daß ich an zwei einheimischen Mitschülern, Alfred von Thümmel, Sohn des Ministers, und Franz von Trützschler, Sohn des Kanzlers und Kammerpräsidenten, zwei mir durch das ganze Leben hindurch bewährte Freunde gefunden hatte. In den Familien beider Freunde war ich wie Kind im Hause, nahm an ihren Tanz-, Fecht- und Reitstunden Antheil, gewöhnte mich mit vornehmen Leuten umzugehen, legte die den jungen Leuten eigene Blödigkeit jungen und älteren Damen gegenüber ab, und der arme Predigersohn spielte zwischen den Excellenzen und gnädigen Herrschaften eine ganz anständige Figur. Da der Herzog von Altenburg in Gotha residirte, war kein Hof bei uns; nur zur Zeit des Landtages bezog der Herzog auf einige Wochen das schöngelegene, durch den Prinzenraub berühmte Schloß.

Den getreuen Unterthanen war dann allergnädigst gestattet, von einer, über dem Speisesaal angebrachten Gallerie zuzusehen, wie sich Serenissimus, Geheime Räthe und sämmtliche Hofstaaten von dem Schweiße der Unterthanen nährten, welcher für sie in Austern, Fasanen, Gänseleberpasteten, Rheinwein und Champagner verwandelt worden war. — Der besondern Gunst zweier, bei Serenissimus in höchsten Gnaden stehender Hofbedienten erfreute ich mich, sie waren: der Oberhofhühnerstopfer und der Schneckenmäster; beide steckten mir manchesmal einen guten Bissen zu, jedoch könnte ich nicht sagen, daß ich den, in ihrem Gehäus mit feinstem Gewürz, Trüffeln und anderem Kraut eingepasteteten Schnecken einen besonderen Geschmack abgewonnen hätte.

Wenn auch nicht für courfähig am Altenburger Hofe erklärt, so wurde ich doch in Gesellschaft meiner hochadeligen Freunde am Hofe der Herzogin von Kurland in Löbichau, ihrem nur zwei Stunden von Altenburg entlegenen Schlosse, eingeschmuggelt. In Thümmel's Hause war ich gehöriger Maßen eingeschult worden; es wurde hier nur französisch gesprochen. Ein Emigrant, Marquis Cotlosquet, war Sprachlehrer und führte bei Tisch die Unterhaltung, an auswärtigen Gästen fehlte es nie; unter diesen nahmen die Erzählungen des Bruders des Ministers, des berühmten Verfassers der Reisen in das südliche Frankreich, die Aufmerksamkeit in Anspruch. Der geistreiche Humorist nöthigte durch die Erzählung seiner, selbst in der leichtfertigen französischen Sprache oft an das Bedenkliche streifenden, frivolen Abenteuer die Damen, sich hinter ihre Fächer, die zwar das Gesicht, nicht aber das Gehör deckten, zu verstecken, bis Frau

von Thümmel durch irgend eine Frage ernsteren Inhaltes dem cher beau frère in die Rede fiel.

Die gnädige Excellenz hielt auf eine strenge Beobachtung der Etikette; zum Handkusse gelangten nur höhere Hofchargen und Geheime Räthe; die jüngeren Damen und selbst die eigenen Kinder küßten den Spitzen-Aermel des Kleides; wir anderen Staubgeborenen mußten es uns für die höchste Ehre schätzen, den Saum des Kleides aufzunehmen und mit unseren bürgerlichen Lippen zu berühren.

Bei weitem ungezwungener bewegte sich die Gesellschaft an dem kleinen Hofe der verwittweten Herzogin von Kurland, welche — la toilette fait tout — noch in vorgerückterem Alter den Rang der Schönheit ihren durch Schönheit und Liebenswürdigkeit ausgezeichneten Töchtern streitig machte. Zwei Festlichkeiten, zu denen meine beiden jungen Freunde mich mitgenommen, sind mir in lebhafter Erinnerung geblieben.

Im October 1808 hatte der Kaiser Alexander der Herzogin seinen Besuch in Löbichau angemeldet. Er kam von Erfurt, wohin ihn Napoleon zur Verabredung über die Theilung der Welt, wie man erzählte, beschieden hatte. Um von den Schnitzeln und Spähnen, welche dabei abfallen würden, etwas zu erschnappen, hatten sich vier deutsche Könige, vier Großherzöge, 34 Fürsten und die Minister ohne Zahl — nur England fehlte — eingefunden. — Die Nacht war schon angebrochen, als die in der Ferne losgebrannten Böller die Ankunft an der Grenze des Gebietes der Herzogin verkündeten. Die von der Hauptstraße nach dem Schlosse einbiegende Chaussee war mit Pechpfannen und mit in die

Erde eingesenkten, mit brennendem Pech gefüllten Töpfen erleuchtet. An der aus Tannenzweigen aufgebauten, mit Kränzen und bunten Laternen behangenen Ehrenpforte wurde der hohe Gast von den Dorfbewohnern und der Schuljugend mit Hurrah! und Vivat hoch! empfangen; unter dem Geläut der sehr bescheiden bimbambaumelnden Kirchenglocken zog der Selbstherrscher aller Reussen in das hellerleuchtete Schloß ein. An der Treppe empfing ihn mit ihren Töchtern und Gefolge die Herzogin, welche der Kaiser der Reihe nach herzhaft umarmte und küßte. Er imponirte uns allen durch seine gedrungene hohe Gestalt und gewann sich alle Herzen, insonderheit die der Damen, durch seine Freundlichkeit. Der Ausdruck seines Gesichtes war charakterlos, verblasen, und den Mangel des Bartes konnte der gepuderte Zopf nicht ersetzen. Von seiner damaligen Erscheinung ist mir, außer dem allgemeinen Eindrucke, nichts weiter in der Erinnerung zurückgeblieben, als — auch die Nase hat ein gutes Gedächtniß — der widrige Moschusduft, der ihn, und der mir weit angenehmere Juchtengeruch, der sein Gefolge umgab. Da unser Einer mit seinen jungen Freunden an die Marschalltafel, oder wohl auch an den Trompetertisch verwiesen war, hatten wir nicht das Glück, von Sr. Majestät lebhaft geführten Gesprächen etwas zu vernehmen. Nur soviel erfuhren wir nach der Abreise des Kaisers am folgenden Tage, daß er nicht genug Worte der Bewunderung für Napoleon zu finden gewußt, und wie glücklich er sich preise, an ihm einen so mächtigen und großen Freund gewonnen zu haben. War doch, wie wir in den später erschienenen Berichten über jenen Congreß lesen, Alexander

von der Liebenswürdigkeit Napoleons so bezaubert worden, daß er bei einer Vorstellung im Theater, als Talma in Racine's Trauerspiele Oedipus in der Rolle Philoctets zu Dinas die Worte sprach: L'amitié d'un grand homme est un bienfait d'un Dieu! die Hand des gekrönten Advokatensohnes, der damals noch den Titel: „Kaiser der französischen Republik“ führte, ergriff und sie zu küssen sich erniedrigte.*)

Bei den Besuchen in Löbichau verweilte die Familie Thümmel gewöhnlich ein paar Tage auf ihrem, an der Straße nach Ronneburg gelegenen Gute Nöbdenitz. Hier wurde das Frühstück in dem inneren Raume einer tausendjährigen Eiche, deren Stamm hohl geworden war, eingenommen. Der Minister hatte hier einen runden Marmortisch und Moosbänke für zehn Personen — Crinolinen gab es nicht — aufstellen lassen. In einer letztwilligen Verfügung hatte er bestimmt, daß er innerhalb dieser Eiche begraben werde, was auch geschehen ist.

Eine zweite Veranlassung, im Gefolge meiner jungen Freunde nach Löbichau zu fahren, gaben Festlichkeiten, welche zu Ehren des Herzogs Emil August von Gotha veranstaltet wurden. Eine komischere Erscheinung wie diese Durchlaucht ist mir in meinem ganzen Leben nie wieder zu Gesicht gekommen. Er war damals wohl schon ein Mann von reifen Jahren, verwendete aber die Toilettenkünste des Boudoirs einer Pariser Modistin darauf, für eine weibliche Schönheit

*) Erst am 22. October 1808 erschien das Decret, durch welches die Benennung „République française“ durch „Empire français“ beseitigt wurde.

zu gelten. Es war von ihm bekannt, daß er einst als Fanchon verkleidet mit dem Leierspiel der Savoyardin die Leipziger Messe besucht und auf Classig's Kaffeehause, in Auerbachs Keller, in der blauen Mütze und anderen Kneipen gute Geschäfte gemacht hatte. Er trug eine blonde Lockenperrücke, schielte ganz verzweifelt, war roth und weiß geschminkt, unter einem rosaseidenen Gilet schimmerten Blonden am feinen Battistchemisett, dessen Brillantknöpfe absichtlich gelöst waren, um die Wellenlinien des Schwanenhalses und des Busens sehen zu lassen; an den schöngeformten Fingern seiner alabasterweißen Hände rosige Nägel, so lang, daß man hätte Kämme daraus schnitzen können. Insonderheit erschien Se. Durchlaucht am Frühstückstische in vollständiger Damentoilette, mit einem Morgenhäubchen von den feinsten Brüsseler Kanten, Mantille, Spitzenkragen und dergleichen Aermeln, die jedoch sehr kurz waren, da er seine Oberarme für die schönsten Gliedmaßen seines Körpers hielt. Als eine der anwesenden Damen einen Blick nach den unteren Partien richtete, warnte er scherzend, da es Gefahr bringe, wenn man sich nicht an den, den höheren Regionen angehörenden Schönheiten Melusinens begnüge. — Uebrigens mußte man dem Herzoge Witz und selbst einen Anflug von dem Humor Jean Pauls zugestehen, mit dem er eine Zeit lang in sehr freundschaftlichem Verkehr stand, den er aber mit einem allerhöchst unhöflichen Briefe abbrach. — Einige seiner Witze, welche er bei Tafel losließ, sind mir im Gedächtniß geblieben. Als der Minister von Thümmel es als einen Beweis, daß der französische Soldat dem deutschen nicht blos an Gewandtheit, sondern auch an Stärke über-

legen sei, erzählte: er habe in dem Cirque Franconi in Paris einen Franzosen gesehen, welcher einen jeden seiner zehn Finger in einen Gewehrlauf gesteckt, diese in die Höhe gehoben und sie mindestens fünf Schritt weit getragen habe, bemerkte der Herzog: „das will nicht viel sagen; ich weiß von einem anderen tour de force zu erzählen. Sie erinnern sich, Thümmel, im Zeughause der Friedensburg zu Gotha standen zehn metallene Zwölfpfünder. Einer meiner Geheimen Räthe, noch dazu nicht einer der stärksten, hat mit einem jeden seiner zehn Finger ein solches Feldstück aufgehoben und sie in aller Stille bis nach Paris geschleppt." Den Näherstehenden war bekannt, daß der Minister, als ihm zu einer Reise, welche er im Auftrage des Herzogs nach Paris machen mußte, die nöthigen Gelder fehlten, jene metallenen Zwölfpfünder versilberte. Der Herzog war unermüdlich im Aufgeben von Charaden, die er mitunter sehr spöttisch an anwesende Personen richtete. Einem Kammerherrn von Seebach gab er das Worträthsel auf: Zwei Silben; die erste ein großes, die zweite ein kleines Wasser, das Ganze sehr trocken. Einer der anwesenden Damen, allerdings aus seiner nächsten Umgebung, gab er eine französische Charade zu errathen auf: „le premier vous n'avez pas, le deuxième et le troisième vous n'avez pas, le tout c'est votre teint.“ — Auch er war, wie Alexander, unerschöpflich in Ausrufen der Bewunderung Napoleons, des großen Frankenkaisers, wie die Welt seit Karl dem Großen keinen auf dem Thron erblickt habe. Und dennoch hatte er ihm „nur abgeguckt, wie er sich räuspert, wie er spuckt." — Als nach der Schlacht von Jena Napoleon den Herzog an seinen Wagenschlag

kommen ließ und ihn fragte: „Wie groß, Monsieur de Gotha, ist Ihr Land?“ gab dieser deutsche Herzog zur Antwort: „So groß, wie Ew. Majestät es befehlen.“ Und als bei einer Mittagtafel während des Congresses zu Erfurt der Herzog dem Kaiser in stummer Bewunderung, ohne irgend eine Speise zu berühren, gegenüber saß und dieser bemerkte: „eh bien, Monsieur de Gotha, Sie leben wohl von der Luft?“ entgegnete Emil August: „Verzeihen Ew. Majestät, ich lebe von den Strahlen der Sonne!“

Die Eindrücke, welche ich damals als kaum dem Knabenalter entwachsen empfing, trugen wesentlich dazu bei, mein Gefühl für Vaterland und Freiheit zu wecken und in den Fürsten und ihrem Hofadel die Verräther Deutschlands zu erkennen. Diese Erinnerungen haben bis in mein vorgerücktes Alter vorgehalten, so daß ich fünfzig Jahre später in der von mir verfaßten „Neueren Geschichte“ (Bd. IV. S. 334) bei dem Berichte über den Congreß zu Erfurt bemerke: „Welch ein Herbeigerumpele und Gerassele der Hofkarreten und Galawagen aus allen Residenzen des weiland heiligen, römischen Reichs! Das Sprüchwort sagt: wo das Aas ist, sammeln sich die Adler! hier hätte man es umdrehen können; so sehr hatte sich die Welt verkehrt. Während in den Herzen der Niedrigsten des Volkes Gift und Galle kochte, uns alle das Wehgeschrei der Schmach und Rache durchglühte, drängten sich die von Napoleon mit Kronen und Herzogshüten ausgestatteten Könige, Großherzöge, Herzöge und Fürsten des Rheinbundes mit ihren Hunderten von Generalen, Ministern, Diplomaten, Hofmarschällen, Kammerherren und was dergleichen mehr, gleißend und glitzernd in dem, dem armen

Volke abgepreßten Golde in den Vorzimmern des stolzen Frankenkaisers und überboten Einer den Andern in Erweisung niederträchtigster Unterwürfigkeit."

Kehren wir wieder zu den stilleren Festen nach Löbichau zurück. Von witzigen Bemerkungen des Herzogs von Gotha ist mir auch diese noch im Gedächtniß geblieben. Man stritt über die Vorzüge Wiens vor Berlin, für welche letztere Stadt die Gräfin Elisa von der Recke, eine Schwester der Herzogin, das Wort nahm. Der Herzog fiel den Streitenden in die Rede und sagte: „Ich mag weder von Berlin noch von Wien etwas wissen, seitdem ich die mikroskopischen Untersuchungen über die Verschiedenartigkeit des Staubes in den beiden Hauptstädten kennen gelernt habe. In Berlin besteht der Staub aus scharfen Quarzkörnchen, geräth man dazwischen, wird man zerrieben wie von Mühlsteinen; in Wien besteht der Staub aus Kalksteinkörnchen mit Widerhaken, die uns in Stücke zerreißen. Wir wollen uns vor Berlin ebenso, wie vor Wien hüten. Niemand meint es besser mit den deutschen Fürsten, als der große, der angebetete Kaiser!" und nun strömte seine Rede in den ungemessensten Huldigungen. — Noch einer Festlichkeit in Löbichau will ich gedenken, bei welcher sich das, in das Herz von Deutschland eingedrungene Franzosenthum ganz besonders kund gab. Es war dies die Verlobungsfeier der jüngsten, kaum vierzehn Jahr alten Tochter der Herzogin mit Herrn de Perigord, dem Neffen Talleyrands. Das schön aufblühende Kind hatte wohl keine Ahnung davon, daß ihr schon nach Verlauf weniger Jahre eine einflußreiche Stellung an der Hand ihres Oheims, des Fürsten Talley-

rand, des Obermeisters in der Kunst des Luges und Truges, zu Theil werden würde. Den lebhaftesten Eindruck auf mich machten die schönen Augen der Braut, welche durch ihr wunderbares Feuer den Glanz der Diamanten des Diadems, welches der Onkel aus Paris mitgebracht hatte, überstrahlten. Welchen Zauber ein seelenvolles Auge auszuüben vermag, hab' ich damals wohl zum Erstenmale in meinem Leben erfahren. Diesen Zauber bewahrten die Augen der, später als Herzogin von Dino und Sagan zu einer Weltberühmtheit erhobenen Fürstin bis in ihr spätestes Alter, wo ich Gelegenheit hatte, ihr öfter in Berlin in den geselligen Kreisen der Familie Radziwill zu begegnen. Es machte ihr Vergnügen, sich der schönen Jugendzeit zu erinnern, welche sie einst in Löbichau verlebt hatte. „Wenn Sie," bemerkte sie einmal in einer Matinée, in welcher die Gräfin Rossi (Henriette Sontag) Gretchen's Arien und Lieder sang, „bei meinem Verlobungsfeste gegenwärtig waren, werden Sie sich wohl noch eines höchst originellen Orchesters erinnern, welches die Tanzmusik ausführte?" — „Nun, das interessirt mich," sagte die Gräfin Rossi, „lassen Sie hören." — „Dies Orchester," berichtete ich, „bestand aus acht bis zehn Instrumenten, sämmtlich von einem einzigen Manne gespielt, welcher damit einen Lärm vollführte, als ob die große Musikbande einer Wachtparade aufspielte." Die nähere Beschreibung gab die Herzogin von Dino: „Der Spielmann saß vor einer, auf einem Gestell mit Rädern stehenden, Orgel mit Claviatur, deren Blasebälge er mit den Füßen trat. Auf dem Kopfe trug er einen Helm mit dem türkischen Halbmonde und dem Janitschaaren-Roßschweif mit Cimbeln

und Glöckchen. Eine riesige Papagenopfeife war ihm mundrecht auf der Brust befestigt, daneben eine Trompete angebracht, mit dem rechten Ellbogen schlug er die große Trommel, mit dem linken den Triangel. Mit den Knieen schlug er die Becken, und was an den Knöcheln und Füßen noch für Instrumente befestigt waren, erinnere ich mich nicht mehr.“ — „Auch ich,“ entgegnete ich auf Befragen, „weiß darüber nähere Auskunft nicht zu geben; wohl aber ist mir der 15. März 1809 als eine meiner schönsten Erinnerungen aus jener Zeit unvergeßlich geblieben.“ —

Von Löbichau nahm ich damals auf längere Zeit Abschied; doch bin ich funfzehn Jahre später daselbst zu wiederholten Malen freundlichen Einladungen der Herzogin dahin gefolgt. —

Unterdessen war die Zeit herangerückt, wo die Abgangsprüfungen am Gymnasium bestanden wurden. Obschon ich erst siebenzehn Jahre zählte, hatte ich mich mit Berufung darauf, daß ich zwei Jahre in Prima, ein Jahr in Selecta gesessen, zur Prüfung gemeldet. Diese wurde glücklich bestanden und mit verschiedenen „perbene's“ und „bene's“ das Zeugniß der Reife der noch sehr grünen Pflanze ausgestellt. Aus diesem Zeugniß erfuhr ich nun auch, daß man mir einige Anlage zur Dichtkunst zutraute. „Inprimis,“ heißt es darin, „ingenium ejus aptum fuit ad poesin in sermone germanico tractandam.“ — Da es jedenfalls nur sehr schülerhafte Versuche gewesen sein können, von denen meine Lehrer Kenntniß genommen, so darf ich ihnen doch in meinem gegenwärtig hohen Alter zugestehen, daß ihr freundliches Zutrauen sie nicht getäuscht hat. Eines

besonderen Beifalles meiner Gönner hatte sich ein, für den Redeactus zur Geburtstagsfeier des Herzogs 1809 verfaßtes Gedicht zu erfreuen; es hieß: „Die Gaben der Götter" und war eine gewagte Nachbildung der „Götter Griechenlands" von Schiller, nur mit dem Unterschiede, daß ich mich nicht in Klagen über den Untergang der schönen Götterwelt erging, vielmehr die Olympier als noch in voller Macht und Herrlichkeit die schöne Welt regierend und durch ihre Gaben die Menschheit erfreuend, feierte. Einer komischen Scene muß ich hierbei gedenken. Wir Redner traten auf einem etwas erhabenen Tritt auf und hatten vor uns in erster Reihe die Consistorial-Präsidenten und Räthe, den Bürgermeister, die Senatoren und wer sonst zu den Gönnern des Gymnasiums gehörte. Da mein Vortrag den Schluß machte, fand ich bei meinem Auftreten schon einen und den anderen der hochadeligen und hochedlen Zuhörer durch die langen lateinischen und griechischen Reden in Morpheus Arme gesunken, noch bevor ich diesen Gott herbeigerufen. Ganz besonders störte mich der wohlbeleibte Herr Bürgermeister, der nicht blos eingenickt war, sondern von Zeit zu Zeit die Rolle des Vaters der Stadt mit der eines schnurrenden Katers vertauscht hatte. Da gab ein guter Gott mir es ein, den Schläfer durch ein wirksames Mittel zu wecken. Als ich den Wettstreit Pallas Athene's mit Poseidon, wie jene die Menschen mit dem Oelbaum, dieser mit dem Roß beschenkt, schilderte, trat ich bei der Stelle:

Seinen Dreizack der Erderschütterer
Mit gewaltiger Hand
Stößt in das Land!

Da springt aus der Erde dampfendem Schooß
Bäumend und schäumend das glänzende Roß;

so heftig auf die hohlen Bretter auf, daß der hochedle und hochweise Herr Bürgermeister, „geweckt aus schweren Träumen“, wie Leonore um's Morgenroth auffuhr und dabei zu nicht geringem Ergötzen der Zuhörerschaft seine Perrücke verlor. Da ich gleich darauf in meinem Gedicht die Götter des Olymps ein homerisches Gelächter aufschlagen ließ, machte der Herr Bürgermeister gute Miene zum bösen Spiel und lachte selbst herzlich mit. Director Matthiä aber, der als ein Helfer in der Noth an der Seite der Rednerbühne saß, sagte mir, nachdem der Actus vorbei war: Sie haben mir einen großen Gefallen erwiesen, ich konnte während der, durch Poseidon's Dreizack veranlaßten Pause die erste Priese in Ruhe nehmen.

Eine überraschende Freude hatte ich meinem guten Vater, welcher zu der Schulfeierlichkeit nach der Stadt gekommen war, durch den Vortrag meines Gedichtes gemacht, da es das erste war, von welchem er Kenntniß erhielt. Als bei dem Mittagschmause, zu welchem der Director die Redner und auch meinen Vater eingeladen hatte, einer der Anwesenden zu ihm sagte: „ja, ja, Herr Pastor, Ihr Fritz hat eine poetische Ader;“ bemerkte ein Anderer: „das sei kein Wunder, das habe er von dem Papa, der ja in Altenburg von jeher als Dichter bekannt und auf dem Parnaß eben so gut wie auf der Kanzel zu Haus sei.“ — So erfuhren denn bei dieser Gelegenheit zu beiderseitiger Ueberraschung der Vater und der Sohn, daß sie beide für Dichter galten, ohne daß einer den anderen es bis jetzt hatte merken lassen.

Bei näherer Erkundigung hörte ich, daß mein Vater, während er als Candidat der Theologie Hauslehrer bei dem Kanzler Rothkirch von Trach war (1783 bis 85), als Gelegenheitsdichter bei festlichen Veranlassungen, sowohl öffentlichen, wie häuslichen, vielfach in Anspruch genommen worden war. Ein Bändchen „Geistliche Lieder und Oden" waren unter seinem Namen gedruckt erschienen, von denen mehrere in die kirchlichen Gesangbücher aufgenommen worden sind. Zu einer Oper: „Der Prinzenraub", zu welcher jene berühmte Entführung der Prinzen Ernst und Albert aus dem Schlosse zu Altenburg durch den Ritter Kunz von Kauffungen den Stoff gegeben, hatte der Vater den Text geschrieben. In diesem Singspiele hatte er einem unserer Ahnherrn, einem Kohlenbrenner Brix Förster, eine Hauptrolle zugetheilt; dieser war nämlich einer jener braven, handfesten Köhler, welche die Ritter mit ihren Schürbäumen „derb gedroschen und getrillt" und die Prinzen befreit hatten, wofür sie von dem Kurfürsten den Zunamen „Triller" erhielten und zu turnierfähigen Rittern ernannt wurden. Aus jener Zeit mag auch wohl die Stiftung eines „Trillerschen Stipendiums" herrühren, welches mir selbst noch während meiner Studienzeit gewährt worden ist. — Ohne sich als Verfasser zu nennen, was ein hohes Consistorium übel vermerkt haben würde, hatte er auch einige Romane geschrieben, von welchen mir nur zwei: „Die Husarenbeute" und „Die Familie Hartenkampf" bekannt geworden sind. Da er als ein großer Verehrer des „alten Fritz" seinen Stoff aus der Zeit des siebenjährigen Krieges entnommen, fand er an dem Hofbuchdrucker Decker in Berlin einen Ver-

leger, welcher ihm — nach damaligen Verhältnissen sehr splendid — den gedruckten Bogen mit einem Dukaten honorirte.

Als ich um die Zeit meines Abganges zur Universität in der ziemlich ausgestatteten Bibliothek meines Vaters vergeblich nach den, von ihm verfaßten Romanen und Gedichten gesucht hatte und ihn bat, mir sie nachzuweisen, erhielt ich zur Antwort: Mein lieber Sohn, als ich einmal in Jena Schiller bat, er möge die Güte haben, mir auf einige Tage die erste Ausgabe der Räuber, welche auf dem Titel das Motto führt: „In tyrannos!“ zu leihen, erhielt ich von ihm die Antwort: „Beschter Freund, Sie müsse von keinem Autor eines seiner Werke leihen wollen; mit sehr vielen Büchern kann man dienen, aber von seinen eigenen hat man nicht eines auf dem Brett behalten.“ Nach meinen Schriften, lieber Fritz, suchst Du bei mir vergebens. — Bei dieser Veranlassung erfuhr ich nun, daß mein Vater, welcher in den Jahren 1787 bis 1800 Prediger in Münchengosserstädt, einem zu dem Amte Camburg an der Saale gehörigen altenburgischen Dorfe, nur zwei Stunden von Jena entfernt, war, die Vorlesungen von Schiller besucht und dessen persönliche Bekanntschaft gemacht hatte. Seine schwärmerische Verehrung für den gefeierten Dichter veranlaßte ihn, mir in der Taufe Schillers Taufnamen: „Christoph Friederich“ zu geben. Hierüber erhielt ich erst jetzt von ihm, unter der scherzhaften Bemerkung: „et nomen omen habet“, Aufklärung. Auf sein Verlangen mußte ich ihm mein sogenanntes Scriptenbuch geben, worin sich die in lateinischer, griechischer und deutscher Sprache

verfaßten Gedichte und Aufsätze befanden. Bei zwei größeren Gedichten: „Sarpedon und Patroklos“ und „Herakles“ hatte Professor Messerschmidt, der ein entschiedener Verehrer Goethe's war, mehrmals an den Rand mit großer, rother Schrift geschrieben: Schiller! Schiller! „Das soll ein Tadel sein,“ bemerkte mein Vater, „solchen Tadel kannst Du Dir schon gefallen lassen. Freilich blos schillern darf Dein Gedicht nicht, halte Dich von Nachahmung fern, aber sein Geist sei mit Dir!“ Von der großen Verehrung meines Vaters für Schiller darf auch dies ein Zeugniß sein, daß er von dem Dorfe Langenleuba-Niederhain, wohin er als Prediger 1800 berufen worden war, einen gewagten und gewaltigen Courierritt auf einem Ackergaul nach dem zehn Stunden entfernten Leipzig unternahm, um der ersten Aufführung von der Jungfrau von Orleans beizuwohnen. — Unvergeßlich ist mir auch die Erinnerung an eine schöne Sommernacht geblieben, in welcher der Vater mir und einer älteren geist- und liebevollen Schwester im Mondenschein unter einer, in voller Blüthe stehenden Linde: „Freude! schöner Götterfunken!“ vortrug.

In früheren Jahren waren die Dichtungen der sogenannten Sturm- und Drangperiode, insonderheit Werthers Leiden, nicht ohne Einwirkung geblieben. Unter den, in dem Nachlasse meiner Mutter gefundenen Briefen aus der Zeit ihres Brautstandes befinden sich einige, in der Ueberschwenglichkeit des Gefühls jener Zeit geschriebene Gedichte. In einem derselben schreibt der verschmähte Liebhaber:

Ja, stürb' ich auch zu Deinen Füßen,
Dann sollst Du es, Luise, wissen,

Welch' treues Herze Dich verehrt.
Die Freiheit, Dir mein Leid zu klagen,
Ob Du mich lieben wirst? zu fragen,
Ist der Gefahr zu sterben werth.

Endlich war es meiner Schwester geglückt, auf irgend einem verbotenen Wege sich den langersehnten, schwer verpönten Roman „Die Leiden des jungen Werther" zu verschaffen. Wir verschlangen es mit Begier, weit von Hause entfernt in dichtem Walde. Wir waren verwundert, von der so sehnlichst erwarteten Gefährlichkeit in dem Buche nichts zu finden. Mir wurde mein Homer nur noch lieber, seit mir Werther das Verständniß über diesen Dichter der griechischen Götter- und Heldenwelt eröffnet, und meine Schwester fühlte sich glücklich, ein getreues Bild ihrer häuslichen Wirksamkeit in Charlotten zu finden, da sie, eben so wie diese, für eine zahlreiche Sippschaft jüngerer Geschwister zu sorgen hatte. Freilich gegen das Ende des Romans gewannen Theilnahme und Rührung so sehr die Uebermacht, daß wir eines dem anderen das Buch übergaben, wenn die Thränen die Stimme erstickten. Längere Jahre hindurch trug ich eine kleine Ausgabe beständig bei mir, keinen Maimonat ließ ich vorüber, ohne auf einem Rasenplatze unter Birken und Linden die Briefe zu lesen; jede Person, jedes Gespräch, jede Stelle in dem Hause des Amtmanns Buff und in Garbenheim waren mir so bekannt, als ob ich dort zu Hause wäre. Und dies sollte in nicht zu ferner Zeit in Erfüllung gehn. —

Bevor ich als flotter Bursche Studio nach Jena absegelte, wurde mir der langgehegte Wunsch erfüllt, nach Dresden zu

reisen. Da ich bereits die sehr beschränkten Mittel meines Vaters zur Ausstattung für Jena in Anspruch genommen hatte, konnte mir für Dresden nur ein sehr knappes Reisegeld bewilligt werden. Der Weg, den ich zurückzulegen hatte, betrug zwölf Meilen hin und eben so viel zurück; ich gedachte vierzehn Tage bis drei Wochen auf diese Reise zu verwenden, in meinem Geldbeutel befanden sich in landesüblichen Münzsorten nicht mehr als fünf Thaler und einige Groschen; ich war demnach auf's „Fechten" angewiesen, jedoch in anständigster Weise, indem ich auf verschiedenen Stationen bei Befreundeten gute Aufnahme zu finden hoffte und in Dresden mich als Gast bei einer Tante angemeldet hatte. Nach dem berühmten Elb-Athen zog mich eine unwiderstehliche Sehnsucht, die Sammlung der Antiken und die Mengsischen Gypsabgüsse zu sehn. Diese Sehnsucht war durch Homer geweckt und durch die Begeisterung, mit welcher mein poetischer Freund und Lehrer Professor Messerschmidt darüber dithyrambisirte, gesteigert worden. „Die Götter Griechenlands", „die Klage der Ceres", „die Kraniche des Ibikus" von Schiller; „Prometheus", „die Braut von Korinth" und Monologe aus „Iphigenia" von Goethe waren für mich Dichtungen der Erbauung und Erhebung, ich deklamirte sie gern bei öffentlichen Veranlassungen, oder lieber noch auf einsamen Spaziergängen im Walde. Ein glückliches Gedächtniß kam mir sehr zu Statten, so daß ich längere Stellen aus der Iliade und Odyssee, Chöre aus Sophokles, Oden des Horaz und Elegien des Properz auswendig — sollte richtiger heißen: inwendig — wußte und bis auf diesen Tag (21. Decbr. 1865) noch

weiß. Eine wunderbare Zauberkraft wohnt diesen Gedichten bei; durch sie werden, wenn man sie laut recitirt, alle trüben und bösen Gedanken verscheucht und der unerträglichste aller bösen Geister, die Langeweile, gebannt. Auf Einzelhaft und und Einsperrung war ich gefaßt und vorbereitet; gestatteten die Kerkermeister keine Bücher, das hätte mich wenig bekümmert, ich trug meine Dichter an einem Orte, wo sie in Sicherheit waren, und meine Gespräche mit ihnen würde kein noch so feingenaster geheimer Schnüffler erlauscht haben.

An einem schönen Frühlingsmorgen trat ich, von dem Segen des Vaters und der vielgeliebten Mutter, die mir heimlich noch einen Mutterpfennig zusteckte, geleitet, die Wanderschaft an. In meinem Tornister befand sich außer einiger Wäsche und Mundvorrath, Lessing's „Laakoon", den ich wiederholentlich gelesen, und der mich als Priester in die Hallen der Götter einführen sollte. Nach dreistündigem Marsch von meinem Vaterdörfchen Langenleuba erreichte ich meine erste Station für heut, das an der Mulde schöngelegene Schloß des Grafen Einsiedel. Ein älterer Bruder von mir war hier Wirthschafts-Inspector, und ich gab seinem Wunsche gern nach, hier einige Rasttage zu machen. Der Graf, schon bei Jahren (er hatte die 70 bereits überschritten), war noch rüstig genug, um mich auf eine Terrasse zu geleiten, von wo aus man eine vortreffliche Aussicht auf das Thal hatte, durch welches die Mulde in gewundenem Lauf zwischen bewaldeten Felsenufern rauscht. Ein Rudel weißer Hirsche lagerte behaglich in dem, von dem Grafen im englischen Stil angelegten Park. Auf einem Rondeel vor dem Schlosse stand eine Statue des Apolls von Belvedere in der

Größe des Originals; es war zum ersten Male, daß ich dieses Götterbild höchster Schönheit sah. Den alten Herrn freute die Bewunderung, welche ich lebhaft äußerte, um so mehr, als er sich rühmen konnte, daß diese Statue der erste größere Versuch sei, den er in der, von ihm angelegten, Eisengießerei in Mückenberg mit Herstellung von antiken Bildwerken gemacht habe. „Sie haben," sagte der Graf, „so eben das Gymnasium verlassen, und da wünschte ich wohl zu hören, was gegenwärtig die gelehrten Herren diesem Apollo für eine Situation zugetheilt haben?" — „„Unser Professor,"" antwortete ich, „„hat uns auf Winckelmann verwiesen, welcher ihn in dieser Statue als den Besieger des Drachen Python, welcher das Orakel zu Delphi bewachte, dargestellt findet."" — „Ich erinnere mich," bemerkte der Graf, „sehr wohl der schönen Beschreibung, welche der berühmte Archäolog davon in seiner Geschichte der Kunst gegeben hat, und diese war es, welche mich veranlaßt hat, von allen Göttern des Olymps Apollo auszuwählen; Sie finden in meiner Bibliothek ein Prachtexemplar, welches mir Winckelmann zu der Zeit, als ich noch Minister war, verehrt hat. Ich bin begierig, die Stelle wieder nachzulesen; schade, daß wir nicht das Buch hier zur Hand haben." — Hier kam mir nun mein gutes Gedächtniß zu Statten. Ich hatte früher einmal jene wundervolle Beschreibung zum Deklamiren gewählt und konnte sogleich beginnen, dieselbe wörtlich vorzutragen.

Der Herr Minister, welcher sich auf einer, mit Moos bekleideten Bank gegenüber niedergesetzt hatte, bezeigte mir seinen Beifall dadurch, daß er mich einlud, bei ihm zu Mittag zu essen.

Ueber Tafel wurde ich durch mancherlei Fragen meines freundlichen Wirthes veranlaßt, allerhand Schulweisheit, die eine noch ganz frischgebackene war, auszukramen. Das Gespräch über Apollo wurde fortgesetzt, und da, nach dem Vorgange Winckelmann's, die Allegorie in der Erklärung der Mythologie eine Hauptrolle spielte, war ich darin wohlbewandert und wußte den Kampf Apollo's mit dem Drachen Python, als den Sieg des wissenden Gottes über die rohe Naturmacht auszulegen. Das Gespräch lenkte sich dann auf den Kampf der alten und neuen Götter, und wie letztere mit Hülfe der Titanen die alten Götter vom Throne gestoßen. „Ein ähnliches Schauspiel, wir können's vielleicht auch ein Trauerspiel nennen," bemerkte der edle Graf mit gehobener Stimme eines Propheten, „wird in unseren Tagen und vor unseren Augen aufgeführt, und wir sind Zuschauer und Mitspieler dabei. Die alten Götter sind die Könige par la grace de Dieu, und die neuen Götter sind die Könige par la grace du peuple. Was die griechischen Dichter gefabelt, wird gegenwärtig zur Wirklichkeit. Unsere alten Götter regierten im Mittelalter gestützt auf die Ritterschaft und den Heerbann, sie können in unseren Tagen ihre bedrohte Herrschaft nur aufrecht erhalten durch einen bevorzugten Adelstand und durch stehende Heere. Die neuen Götter führen das Volk en masse, nachdem sie den Unterschied der Stände aufgehoben, gegen die alten Götter; gegen den Geburtsadel führen sie die Industrie, den Gewerbefleiß, den Handel. Meiner Geburt, meinem Verhältnisse zum Hofe und — offen gestanden — meinem Vorurtheile nach steh' ich auf Seite der alten Götter; aber — weiß Gott,

wie es gekommen ist, mit meinen Unternehmungen fechte ich bereits unter den Fahnen der neuen Götter, und kommandire eine Brigade von Titanen und Cyklopen, mit so übermenschlicher Kraft ausgerüstet, daß sie es mit der Riesenschaar Jupiters wohl aufnehmen würden." — „„Titanen?"" fragte ich verwundert. — „Wollen Sie, junger Akademiker," bemerkte der Graf, „nähere Bekanntschaft mit meinen Cyklopen machen, so lassen Sie sich einen Besuch meiner Eisengießerei in Mückenberg empfohlen sein. Ein Spaziergang nach Tisch soll Sie hernach zur Unterwelt führen, wo Sie das Rad des Sisyphus in vollem Umschwunge sehen werden. Besorgen Sie jedoch nicht, daß ich so großen Aufwand gemacht habe, um einen armen Sünder von der Ewigkeit der Höllenstrafen zu überzeugen. An dem, von mir aufgerichteten Schwungrad finden Sie keinen Sisyphus angebunden, es hat etwas Besseres zu thun: es setzt zwanzigtausend Spulen einer Baumwollenspinnerei in Bewegung. In einem zweiten Fabrikgebäude finden Sie eine Schafwollenspinnerei im Gange und daneben ein drittes, für Tuchweberei, wozu meine eigenen Merino-Schäfereien, wie die meiner Herren Nachbarn in Rochsburg, Glaugau und Waldenburg die Wolle liefern. Endlich fangen wir an klug zu werden und verkaufen unsere Rohstoffe nicht mehr an das Ausland, und bezahlen für die daraus dort verfertigten Fabrikate enorme Summen." — „„In dieser Beziehung,"" bemerkte einer der Gäste, „„hat sich der Kaiser (man nannte damals Napoleon schlechthin so) ein großes Verdienst um die inländische Industrie durch sein Continental-System erworben, indem wir hierdurch genöthigt werden, unsere Roh-

stoffe, insbesondere Eisen, Wolle, Flachs, Hanf und was dergleichen, nicht mehr an die Engländer zu verkaufen, sondern im eigenen Lande Fabriken anzulegen."" Das Gespräch nahm nun seine Richtung auf die Politik, auf den als unvermeidlich bevorstehenden Krieg (1809) gegen Oestreich, aus welchem der Kaiser mit neuen Lorbeeren geschmückt, siegreich hervorgehen werde. Der Sohn des Grafen, der sich später während des Befreiungskrieges 1813 bis 15 als einen der eifrigsten Anhänger Napoleons erwiesen hat, ließ sich als ein Bewunderer des großen Kaisers vernehmen. Mir ist noch sehr wohl erinnerlich, daß dieser sächsische Staatsmann für seinen König August und dessen Königreich sehr große Rosinen im Kopfe, aber nicht im Sacke, hatte. „Für Sachsen," äußerte er, „könne es kein größeres Glück geben, als wenn die deutschthümlichen Parteigänger in Preußen den König dazu drängen würden, im Bunde mit Oestreich ins Feld zu ziehen. Dann würde von dem Könige von Preußen im glücklichsten Falle nur noch der Marquis von Brandenburg übrig bleiben." — „Dann wird auch," bemerkte ein Anderer, „die Verbindung mit unserem Großherzogthum Warschau dadurch hergestellt werden, daß wir, wie es ja schon 1807 des Kaisers Plan war, Schlesien erhalten." — „Nicht minder angemessen," bemerkte ein Dritter, „dürfte es sein, daß unsere Herren Minister dafür sorgen, daß das Vogtland und Henneberg in näheren Anschluß an das Hauptland gebracht werden; die kleinen sächsischen Herzöge, die Fürsten von Reuß, Greiz, Schleiz, Schwarzburg, Rudolstadt und wie der Krimskrams weiter heißt, müssen mediatisirt werden." Ein Vierter bat, nach aufgehobener

Tafel eine Karte von Deutschland auf den Tisch zu legen, wo man sich mit Hülfe eines Rothstiftes über die neuen Abgrenzungen verständigen könne.

Bemerken will ich noch, daß von dieser Gesellschaft das Gespräch von Herren und Damen in französischer Sprache geführt wurde. Die Sprache der Höfe und der vornehmen Welt war schon vor der Revolution die Sprache der deutschen Höfe und der vornehmen Welt, sie drang, seit die republikanischen und später die napoleonischen Heere den Rhein zu wiederholten Malen überschritten, auch in die tieferen Schichten der Bevölkerung. Hätten nicht Lessing, Goethe und Schiller durch ihre Dichtungen, Fichte durch seine „Reden an die deutsche Nation“, Jahn durch sein „deutsches Volksthum“, Arndt durch seine Spott- und Schmählieder die deutsche Jugend und die, noch nicht von der Franzosensucht angesteckte, Volksmasse daran gemahnt, „an das Vaterland, das theure, sich anzuschließen“, die deutsche Freiheit zu retten, den deutschen Ruhm wieder herzustellen, unsere Kaiser und Könige, unsere Großherzöge und Fürsten, unsere Grafen und Barone würden, wie sie selbst schon längst in der Vergötterung Napoleons und „der großen fremden Nation“ untergegangen waren, das gesammte Volk mit in diesen Abgrund gezogen haben.

Gegen solche Verderbniß war ich von frühester Jugend an dadurch geschützt, daß mein Vater, der sich rühmte: „den alten Fritz“ während des siebenjährigen Krieges zweimal begrüßt zu haben, ein Deutscher von echtem Schrot und Korn war und die Franzosen und ihren Kaiser als die Unterdrücker des Vaterlandes von Grund der Seele haßte

und verabscheute. Er hatte uns Knaben von früher Kindheit an in dieser Gesinnung erzogen, und ich erinnere mich, daß er mir, als ich bei ihm Hannibal's Leben von Cornelius Nepos übersetzte, sagte: „Du wirst, ohne daß ich Dir, wie Hamilkar, der seinen Sohn am Altar den Römern ewigen Haß schwören ließ, einen Eid abnehme, dem Vaterlande getreu, den Franzosen und ihrem Kaiser ein geschworener Feind sein und bleiben." Mit seinem Schwager, dem Bruder meiner Mutter, Dr. Hans Königsdörfer, kam er hierüber oft in lebhaften Streit. Dieser war früher ein großer Verehrer Bonaparte's, so lange dieser General der Republik war und für diese Propaganda in siegreichen Waffen machte. Die Verehrung seines Lieblingshelden hatte aufgehört, seitdem dieser sich die Alleinherrschaft angemaßt hatte, dagegen hielt er an seiner Bewunderung der französischen Nation, ihrer Revolution und Republik mit Leidenschaft fest. Die republikanischen Lieder waren vom Rheine her auch in deutscher Sprache bis in das innere Deutschland verbreitet worden. Mir ist davon eine Scene im Gedächtniß geblieben, die ich als ein Knabe von etwa 12 bis 14 Jahren erlebte. Mein republikanischer Onkel nahm mich zu einem Vogelschießen der Bürgerschützen nach Meraue, einem Städtchen im sächsischen Erzgebirge mit. Es mochte in der Zeit sein, wo Bonaparte's Ruhm als General der Republik in voller Blüthe stand. Ihm, Moreau, Bernadotte und anderen Generalen wurden Vivats gebracht. Robespierre und Murat wurden als Freiheitsmänner gerühmt und außer der Marseillaise noch andere republikanische Lieder gesungen, darunter war auch das berüchtigte: „Ça ira!" aus dem ich folgende Strophe behalten habe:

Ça ira! ça ira! wie es am Rhein erklingt,
Hoch in den Lüften die Fahne der Freiheit schwingt!
Nieder Tyrannenbrut!
Färbt eure Schwerter mit Aristokratenblut!
Gott in Gedanken,
Gott mit uns Franken,
Brüder habt Muth!

Mit fürchterlichem Gebrüll sangen die angetrunkenen Bürgerschützen dies Lied, dessen Melodie sich mir so eingeprägt hat, daß ich es noch heut zu singen im Stande sein würde.

Kehren wir aus diesem demokratischen Bürgerschützen-Vogelschießen-Tumulte zur aristokratischen Excellenzen-Tafel nach Wolkenburg zurück. Mit verhaltenem Ingrimme vernahm ich die, von hohen sächsischen Staatsdienern und Offizieren dem Unterdrücker der deutschen Freiheit und Vernichter der deutschen Nationalität gespendete Verherrlichung. Nur um so fester wurzelte in meinem patriotischen Herzen das Gefühl der Rache und des Franzosenhasses. Daß wir die, uns so schmachvoll aufgelegten, Ketten brechen würden, war in dem heranwachsenden Geschlechte ein heilig gehaltener Glaube. Damals stand all unsere Hoffnung auf Oestreich, auf den Erzherzog Karl, auf Tyrol, auf einen Volksaufstand in Preußen; für mich, als ein kaum 17 Jahr altes Bürschchen, war die Zeit noch nicht gekommen, in die Reihen der Vaterlandsbefreier einzutreten.

Als ich mich bei dem alten, würdigen Grafen Einsiedel verabschiedete und ihm sagte, daß ich auf meiner Wanderung nach Dresden einige Zeit in Freiberg verweilen würde, empfahl er mir, da er sich von meinem Interesse für seine Spinnmaschinen und Eisengießereien überzeugt

hatte, mich von meinen Freunden mit den verschiedenen, dort bei dem Bergbau erst neuerdings in Betrieb gesetzten Maschinen, insbesondere mit einer, aus England unlängst angekommenen Dampfmaschine, der ersten, welche nach Deutschland gekommen sei, bekannt zu machen.

Mein Bruder erhielt Erlaubniß, für mich ein Pferd aus des Grafen Marstalle satteln zu lassen und mich bis nach Chemnitz zu begleiten, von wo ich dann über Oederau am folgenden Tage Freiberg erreichen würde. Die Besorgniß vor der Tageshitze, zugleich auch die Berechnung, ein Nachtquartier im Gasthofe in Chemnitz zu sparen, waren Veranlassung, daß wir unseren Ritt um die Mitternachtstunde antraten. Der Himmel war bedeckt, doch arbeitete sich der Mond, „gleich einem kühnen Schwimmer", durch die, sich gegen ihn aufthürmenden Wolken hindurch und beleuchtete, bald mit vollem Angesichte, bald nur mit einem Auge blinzelnd, Feld und Wald. Zur Unterhaltung erzählte mir mein Bruder eine schauerliche Mordgeschichte, welche sich vor Jahresfrist auf einem nahegelegenen Edelhofe zugetragen. Ein schönes zwanzigjähriges Bauermädchen hatte den Gutsherrn aus Rache, daß er sie verführt und sie auf eine höchst brutale Weise mit ihrem Kinde, das ja auch das seine war, dem Elende preisgegeben, ermordet. Sie hatte ihm in dem Walde aufgelauert und mit einem Jagdgewehr erschossen, dann mit seinem Waidmesser das Kind gemordet, war aber, als sie im Begriff war, sich selbst das Messer in die Brust zu stoßen, durch herbeigeeilte Holzfäller ergriffen worden. Sie war zur Hinrichtung durch das Rad verurtheilt, die Strafe vor etwa acht Tagen vollzogen und der

zerschlagene Leichnam auf das Rad angekettet worden. Unser Weg führte ganz nahe an dem Felde vorüber, auf welchem auf dem Gemäuer des Rabensteines sich die Säule mit dem Rade und dem, darauf mit Ketten angeschlossenen, Leichnam der Hingerichteten befand. Aus der Ferne vernahmen wir das Gekrächze der in Schaaren in den Lüften umherschwärmenden Aasvögel, und der uns entgegenwehende Wind trug uns pestilenzialischen Modergeruch entgegen. Wir trabten rasch zu; da, mit einem Male, scheute mein Pferd und machte einen gewaltigen Seitensprung. Als es gelungen war, das scheugewordene Thier einigermaßen zu beruhigen, bot sich uns eine mit unheimlichem Grauen uns erfüllende Geistererscheinung dar. Oben auf dem Rade sahen wir zwei schwarze Gestalten mit Hörnern und Krallen, welche mit gieriger Eil sich um den Leichnam zu schaffen machten, um denselben in Stücke zu reißen und den vier Winden Preis zu geben. Am Fuße des Rabensteines an der uns zunächst zugewendeten Seite bemerkten wir eine hohe weiße Gestalt, welche beschäftigt war, aus einem vor ihr stehenden Korbe Blumen zu streuen, bald hinauf nach dem Rad, bald seitwärts zur Linken und Rechten. — Hier will ich nun sogleich bemerken, daß ich von frühester Jugend an das Gefühl der Furcht nie gekannt habe, daß vielmehr, je wagehalsiger das Unternehmen, je drohender die Gefahr, ich desto entschlossener vorging. Mochte mir diese Furchtlosigkeit, die sich oft wohl auch in übermüthigem Leichtsinn zeigte, angeboren oder anerzogen sein, sie ist mir in vielen bedrohlichen Momenten sehr zu Statten gekommen. Mir war in der That in dem Gefecht und der Schlacht nie wohler zu Muth, als wenn

die Gewehr- und Kanonenkugeln in unsere Kolonnen einschlugen und wir mit gefälltem Bajonett im Sturmschritt vorgingen. Bei meinen, allerdings nur kurzen Seereisen nach England, Frankreich, Italien und den Ostsee-Inseln, bin ich nur des Nachts in die Cabinen hinabgestiegen; am Tage aber hielt ich bei dem heftigsten Gewittersturm und andonnerndem Wellenschlag auf dem Deck aus, wobei ich, da ich von der Seekrankheit verschont blieb, je hohler und höher die See tobte, ein desto größeres Vergnügen empfand. Auch auf der Mensur bei den Herausforderungen auf Hieb und Stoß war es mir immer um so erwünschter, je mehr Gegner sich mir gegenüber stellten. Schon dem Knaben riefen die Spielkameraden, wenn es etwas Wagehalsiges auszuführen gab, zu: „Fritz allemal voran!" — Beides, der Muth, wie die Feigheit, sind natürliche Anlagen; man sollte sie dem Einen weder zur Ehre, noch dem Anderen zur Schande anrechnen, und wir stimmen Schiller bei:

„Muth zeiget auch der Mameluck,
„Gehorsam ist des Christen Schmuck."

Diesmal hieß es nun wieder: „Fritz allemal voran!" und ohne mir lange zureden zu lassen, nahm ich mein Pferd fest in die Zügel und ritt scharf drauf los; mein Bruder blieb nicht zurück. Ueber die vermeinte Geistergesellschaft wurden wir alsbald aufgeklärt. Die beiden Teufel, welche sich mit der Hingerichteten auf dem Rade zu schaffen machten, waren zwei Scharfrichter-Knechte, beauftragt, den Leichnam, durch welchen die Luft verpestet wurde, herabzunehmen und zu vergraben. Der Engel am Fuße des Rabensteines, welcher Blumen streute, war der Schimmel

des Scharfrichters, welchem ein Korb mit Klee, der eben in voller Blüthe stand und mit Kornblumen und rothen Mohnblumen, sogenannten Klatschrosen untermischt war, vorgesetzt war, aus dem er mit großem Appetite das Grünfutter herausholte, dabei zur Rechten und Linken Blumen streute und als weiße Engelgestalt uns zuwinkte. Jetzt gaben wir unseren beiden Rappen die Sporen und jagten in sausendem Galopp von dannen.

Nach Verlauf von vielen Jahren fand ich Veranlassung, Goethe dieses nächtliche Abenteuer zu erzählen. Er hatte eben die von Cornelius gezeichneten, ihm gewidmeten Illustrationen zum Faust erhalten, unter denen sich ja eine ähnliche Scene gezeichnet findet. Die dazu gehörenden Verse sind:

Nacht, offen Feld.

Faust, Mephistopheles, auf schwarzen Pferden daher brausend.

Faust.

Was weben die dort um den Rabenstein?

Mephistopheles.

Weiß nicht, was sie kochen und schaffen.

Faust.

Schweben auf, schweben ab, neigen sich, beugen sich.

Mephistopheles.

Eine Hexenzunft.

Faust.

Sie streuen und weihen.

Mephistopheles.

Vorbei! vorbei!

Ich erlaubte mir (es war vielleicht 1822) gegen die Darstellung von Cornelius die Bemerkung, daß er unmöglich die tiefe Bedeutung der Dichtung hier verstanden habe. Der Dichter, so schien es mir, habe wohl im Sinne gehabt, den

Rabenstein, auf welchem am nächstfolgenden Tage Gretchen ihr Haupt auf den Block legen sollte, durch blumenstreuende Engel weihen zu lassen. Statt dessen giebt uns Cornelius einen Teufels- und Hexenspuk, womit Mephistopheles Faust belügen und betrügen will und deshalb mit: „Vorbei! vorbei!“ eiligst mit ihm davon reitet. — „Mich haben,“ bemerkte Goethe, „die beiden vortrefflich galoppirenden Reiter auf den schnaubenden Rossen so in Anspruch genommen, daß ich die Scene auf dem Rabensteine noch nicht mit Bedacht angesehen habe; Sie mögen wohl das Richtige getroffen haben.“ —

In früher Morgenstunde erreichten wir die regsame Fabrikstadt Chemnitz, von wo ich nach eingenommenem Frühstück, mit dem wohlgefüllten Schultornister auf dem Rücken, den Wanderstab in der Hand, die weitere Reise über Oederau nach Freiberg fortsetzte, welches ich, ohne eine andere Einkehr, als unter einer schattigen Buche, und ohne einen anderen Labetrunk, als den ich mit der Hand aus einer kühlen Waldquelle schöpfte, am späten Abend erreichte. Mein mehrjähriger Stubenkamerad auf dem Gymnasium in Altenburg, der Bergstudent Eduard Gottschalk, erwartete mich und nahm mich mit herzlichster Bruderfreundschaftlichkeit, die wir uns gegenseitig bis in unser hohes Alter bewahrt haben, bei sich auf. Meine fünf Thaler in Reisekasse waren noch immer unangerührt.

Aus der Zeit dieser meiner ersten Fußreise haben sich mehrere „Wanderburschenlieder“ erhalten, von denen nachstehendes hier eine Stelle finden möge.

Der flotte Wanderbursch.

Ich bin ein flotter Wanderbursch
Und hab' ich auch kein Geld,
Allüberall
Durch Berg und Thal
Find' ich ein gastlich Zelt.

„Zur goldnen Sonne" heißt das Schild,
Da kehr' ich früh schon ein,
Der Perlenthau
Auf grüner Au
Ist mir der liebste Wein.

Das zweite Gasthaus liegt im Wald,
Genannt „zum grünen Baum."
Den Tisch gedeckt
Und hingestreckt
Auf sammetweichen Raum.

Und auf dem Baum ein Sängerchor,
Das jodelt früh und spat;
Frau Nachtigall
Mit süßem Schall
Singt Alles gleich vom Blatt.

Und kommt der Abend nun heran
Winkt mir „der goldne Stern",
Und wie er winkt
Und wie er blinkt,
Ich folg' ihm gar zu gern.

Da wird nicht lang erst angeklopft,
Feinsliebchen ruft: herein!
Die mir vertraut
In's Auge schaut,
Gewiß, da kehr' ich ein.

Diesem Liedchen verdankte ich meine erste Bekanntschaft mit Theodor Körner, welcher als Leipziger Student der Rechte, seinen Freiberger Studiengenossen von Dresden aus

einen Besuch machte. Die eigne Bänkelsängerei meines Liedes gefiel ihm nicht; ich schrieb es ihm in seine Brieftasche, und am nächsten Tage sang er es nach seiner Composition mit Begleitung der Guitarre vor. Von der Scene, wie er den Freunden am Schenktisch in Bergmannstracht seine Lieder vorträgt, entwarf er eine flüchtige Zeichnung in schwarzer Tusche und gab sie mir für mein Stammbuch, in welchem ich sie noch verwahre. Für seine Familie in Dresden gab er mir einen Empfehlungsbrief, da er selbst sofort wieder nach Leipzig zurückreiste, wohin er mich einlud, da die Universität im nächsten Jahre ihr vierhundertjähriges Jubiläum feiern werde.

Durch meinen Freund und Herzensbruder Eduard Gottschalk, welcher mit Leib und Seele der eifrigste Bergmann geworden war, wurde ich in das Leben und Treiben der edlen Knappschaft eingeweiht. Schon als mein Schulkamerad besaß er ein ausgezeichnetes Geschick in der Handhabung mechanischer Instrumente und einen praktischen Erfindungsgeist. Er brachte manche Stunde, während welcher ich die griechischen und lateinischen Präparationen für ihn machte, in den Werkstätten der Tischler, Drechsler, Schlosser, Uhrmacher und Mechaniker zu. Von seinen Versuchen will ich nur anführen: zwei große, aus Wachstaffet mit Fischbeinstäbchen gemachte Flügel, wobei ihm die Fledermaus als Norm diente, deren Körperschwere und Verhältniß der Ausdehnung ihrer Schwingen er genau berechnet hatte. Wir brachten es jedoch damit nicht weiter, als wie mit einem Fallschirm; der freie Flug gelang nicht. Besseren Erfolg hatte der Bau eines Bootes mit zwei Räderschaufeln

zu beiden Seiten anstatt der Ruder; damals freilich noch ohne Dampf, doch durch Kurbel und Kammrad zu bequemer Schnellfahrt construirt. Andere Erfindungen waren in jener, durch Napoleon und seine Schergen an Verfolgung und Einsperrung so reichen Zeit, auf Befreiung aus dem Gefängniß berechnet. Auf dem Rathhause zu Altenburg wird die Strickleiter aufbewahrt, welcher sich der edle Ritter Kunz von Kauffungen bei dem berühmten und berüchtigten Prinzenraube bediente. Nach dieser wurden einige Exemplare in verbesserter und handlicherer Arbeit verfertigt. Als das größte Meisterstück aber mußten die, aus Uhrfedern gefertigten Miniatursägeblättchen gelten, mit welchen die stärksten Eisenstäbe vergitterter Fenster, die stärksten Ringe der Handschellen und Fesseln durchsägt werden konnten. Und diese Befreiungs-Instrumentchen waren so fein, daß sie in einem, mit einem Charnier versehenen Pflaumenkerne Raum hatten, von welchen man innerhalb des Mundes sehr wohl zwei unbemerkt unterbringen konnte.

Hier nun, in Freiberg, hatte mein Eduard den angemessensten Boden für seine Neigung und Befähigung gefunden. Zwei Jahre war er bereits hier und daher mit dem Bergbau über und unter der Erde vertraut. Eine bergmännisch wissenschaftliche Aufgabe: die Wegescheidekunst betreffend, nöthigte ihn, jeden Tag früh 6 Uhr sich am Richtschacht der Fundgrube „Bescheert Glück" hinter den drei Kreuzen, welche eine Stunde von der Stadt entlegen war, „zum Anfahren" einzufinden, wobei ich jedesmal sein Begleiter war, ebenfalls mit Bergkittel und Arsleder angethan, das Grubenlicht, Schlägel und Eisen im Ledergurt.

Während aber mein Freund, wie es in der Ordnung war, das Leben des Bergmannes von der practischen Seite auffaßte, hatte es für mich einen hohen poetischen Reiz. In eine Teufe von zwölfhundert Lachter stiegen wir auf den schmalen Leitern hinab, neben uns zur Rechten und Linken die Gestänge, welche die Grubengewässer bis zum Stollen, die erzhaltigen Steine bis zu Tage förderten. Wenn der Ruf: „Angezündet!" aus den nahen oder entfernteren Gängen erschallte, dann beeilte sich ein Jeder, eine gedeckte Stellung zu gewinnen, und alsbald verkündete der Donner wiederholter Kanonenschläge, daß die, mit Pulver gefüllten Bohrlöcher das Gestein losgesprengt hatten. — Von allen Seiten kamen die Bergleute herbei, die gesprengten Steine zu besichtigen, zu sondern und in dem Rollkasten, der Hund genannt, in den Gängen weiter bis zu der Stelle zu bringen, wo sie durch Wasserkraft und an einem der Stollen durch eine unlängst aus England angekommene Dampfmaschine zu Tage gefördert wurden.

Am liebsten verweilte ich ganz allein an der neugesprengten Stelle; einen verführerischen Zauber übte auf mich der blendende Glanz der mit Schwefelkies bestreuten Krystalle, die ich für pures Gold hielt, und die mehr oder minder mächtigen blei- und silberhaltigen Adern, das roth- und weißgüldene Erz und was sonst noch an Achaten, Granaten und Amethysten mich anschimmerte. Erwartungsvoll blickte ich die entfernteren Aushöhlungen, und mehr als einmal glaubte ich die blitzenden Augen eines, die Schätze bewachenden, Drachen zu erblicken.

Bald war ich in dem Bergmannsleben zu Haus und

eingeweiht in die Sitten und Sprache dieser, in dürftigster Armuth lebenden Arbeiter, welche Millionen zu Tage fördern und dabei in Hunger und Kummer ein nothdürftiges Dasein fristen. Dabei grüßen sie uns mit einem heitren: „Glück auf!" wenn wir kommen; verabschieden wir uns mit dem Zurufe: „Macht gesund Schicht!" dann erhalten wir den Gegenruf: „Das gebe Gott! fahren Sie gesund aus!"

Auch mit den Arbeiten über den Gruben zur Scheidung des edlen Metalles von Geröll, taubem Gestein und Schlacken machte Eduard mich genau bekannt. Das für werthvoll erkannte Gestein wurde in den Hammerwerken zerkleinert, auf den Stoßheerden geschlemmt, dann kam es in die Schmelzöfen, zuletzt in das Amalgamirwerk, wo die großen Kübel mit Quecksilber stehen, welches die eigenthümliche Eigenschaft besitzt, aus der ihm zugeführten Mischung das Silber zu verschlucken, Zink, Blei, Kupfer und anderes minder edle Metall unangetastet liegen zu lassen; allerdings ein Appetit, den wir ehrlichen Menschenkinder mit dem Quecksilber theilen.

Von großem Interesse für mich war der Besuch einiger Vorlesungen des weltberühmten Mineralogen Werner über Geognosie, in welchen ich die ersten Aufschlüsse über die Bildung der Erdrinde erhielt, welche insofern von großem Einflusse auf meine bald zu beginnenden theologischen Studien waren, als sie mich auf das Unzweifelhafteste davon überzeugten, daß die mosaische Schöpfungsgeschichte eine erhabene Dichtung, keineswegs aber den Anspruch machen dürfe, in der systematischen Naturwissenschaft, insbesondere in der Astronomie und Geologie in Betracht gezogen zu werden.

Es war dies die erste Erschütterung, welche mein bisheriger Glaube an die Wahrheit „des Wortes Gottes", wofür ein jeder Buchstabè der heiligen Schrift mir in unbefangener Weise gegolten, erfuhr.

Werner, obwohl in einseitiger Befangenheit auf der Seite der Neptunisten stehend, welche dem Wasser ausschließlich die Bildung und den gegenwärtigen Zustand der Erdrinde zuschrieben, während die Plutonisten und Vulkanisten in dem Feuer den mächtigsten Factor bei der Bildung der Gesteine und somit des ganzen Knochengerüstes des Erdkörpers anerkannten, gewann einen so großen Ruf, daß sein Name Schüler aus allen Ländern herbeizog, so daß man damals an den Wirthstafeln in Freiberg englisch und französisch, russisch und türkisch, spanisch und portugiesisch, vor allem aber, da viele Amerikaner und Engländer hier studierten, englisch sprechen hörte; auch sämmtliche deutsche Dialekte waren vertreten. In England wurde damals von den Schülern und Verehrern Werners eine „Wernerian Society" gegründet, welche bis auf den heutigen Tag noch besteht. Als eine echt deutsche Besonderheit wurde von dem, damals bereits im sechzigsten Jahre stehenden Professor angeführt, daß er, obschon er der Begründer eines neuen Erdbildungssystems war, doch niemals die Grenzen seines engeren vaterländischen Bezirkes im sächsischen Erzgebirge überschritten habe; und doch würde ihn ein Besuch der nahe gelegenen ausgebrannten Krater der Vulkane im böhmischen Gebirg bei Karlsbald, Eger, Franzensbad von den gewaltigen Wirkungen des Feuers bei der Bildung der Erdrinde überzeugt haben. Eine, den pedantischen sächsischen Professor charak-

terisirende Anekdote wurde damals erzählt. Nach beendetem Feldzuge 1807 ließ sich Napoleon die Berühmtheiten der sächsischen Universitäten in Dresden vorstellen. Werner war ihm dem Rufe nach bekannt; als ihm sein Name genannt wurde, trat der Kaiser an ihn heran, und um das Gespräch einzuleiten, sagte er zu ihm: „Ah, Monsieur Werner, vous êtes chimiste?“ Mit unterthänigster Verbeugung antwortete Werner: „Pardonnez Sire, je suis minéralogiste;“ worauf der Kaiser ihm mit Nachdruck erwiderte: „ainsi chimiste!“ und ihm den Rücken zukehrte. Der Kaiser hatte vollkommen Recht, dem berühmten Professor zu bemerken, daß der Mineralog vor allem anderen Chemiker sein müsse.

Meine Studien über und unter der Erde mußte ich zu meinem und meines Eduards Leidwesen nach vierzehn Tagen schon abbrechen; mein Ziel war Dresden, und es bot sich eine gute Gelegenheit dar, die weitere Reise dahin fortzusetzen. Der lustigsten Brüder Einer, ein Herr von Carlowitz, Sohn des Conferenzministers C. in Dresden, bat mich, da er am nächsten Tage nach der Residenz reise, ihn zu begleiten. Der Papa habe ihm aus seinem Marstalle einen alten Schimmel geschickt, und so würden wir abwechselnd zu Fuß und zu Pferd die Reise von etwa acht Wegestunden bequem und angenehm machen können. Am andern Morgen fand ich mich bei guter Zeit bei Herrn von Carlowitz ein, mein Gepäck wurde dem Gaul auf den Rücken geschnallt und, wie es verabredet war, wechselten wir mit einander ab, und da der alte Schimmel ein sehr gemäßigter Paßgänger war, hielt es nicht schwer, mit ihm Schritt zu halten. Wir trafen in dem schöngelegenen Tharand ein,

als in dem Salon des eleganten Badehauses die Mittagsglocke zur table d'hôte rief, wo denn die dienstbeflissenen Kellner sogleich uns zwei Couverte anwiesen und es auch an der herkömmlichen Frage: ob wir blanken oder rothen beföhlen? nicht fehlen ließen. Nach Tisch wurde in angenehmster Gesellschaft ein Spaziergang nach der Burgruine und den heiligen Hallen gemacht. Beide Stellen machten auf mich einen tiefgefühlten, poetischen Eindruck. Ich verweilte, als die Gesellschaft nach dem Hôtel zurückkehrte, noch längere Zeit in den heiligen Hallen, wo die, von hochstämmigen Buchen gebildeten, Gänge den Eindruck machen, als ob man innerhalb der Säulenreihen eines gothischen Domes wandle. Auf dem Heimwege sah ich die Burgruine aus dem Dunkel der bewaldeten Anhöhe in hellster Mondscheinbeleuchtung sich vor mir erheben. Mühsam arbeitete ich mich durch Gesträuch und Gestripp hindurch und erklomm auf ungebahntem Wege den Zugang zu der Burg, wo ich, umschwärmt von Glühwürmchen, in einer der verfallenen Fensternischen auf steinernem Söller mich niedersetzte und romantischen Träumereien überließ, von den Zeiten, wo hier das zarte Burgfräulein einen Kranz wand und ihn zu dem ritterlichen Minnesänger hinabwarf, der unter ihrem Fenster mit der Laute sang:

„Der Sänger geht auf rauhen Pfaden,
Zerreißt in Dornen sein Gewand,
Er muß durch Fluß und Sümpfe baden,
Und keins reicht hülfreich ihm die Hand!“

Wie schwärmte ich damals für Novalis; ich fand in seinem Heinrich von Ofterdingen ein größeres Genügen, als in

allem, was ich von Goethe und Schiller kannte; freilich aber kannte ich Faust und Wilhelm Tell noch nicht, und von Shakespeare hatte ich kaum den Namen gehört. —

Meinen Reisegefährten fand ich im Wirthshaus in einem abgelegenen Zimmer an der Bank Pharaos, und da ich weder Geld noch Neigung hatte, mich der Gefahr des Unterganges im rothen Meere auszusetzen, zog ich mich auf mein Zimmer zurück. Am folgenden Morgen sagte mir mein junger Freund, daß er noch einige Tage in Tharand bleiben werde; er hatte im Spiele viel Geld verloren und meinte: „il faut corriger la fortune!“ Er bat mich, den alten Schimmel zu besteigen, welcher mich sicher und wohlbehalten nach Dresden bringen werde und wobei er den Vortheil habe, das Stall- und Futtergeld hier zu sparen. Meine Bedenken, daß es mir, der ich noch mein Lebtag nicht in einer großen Stadt gewesen sei, sehr schwer fallen würde mich zurecht zu finden, wies er damit zurück, daß er mich versicherte: sein alter Schimmel würde den Weg zu seinem Stalle in Dresden mit verbundenen Augen finden, ich sollte ihm nur ganz getrost den Zügel schießen lassen; nun war ich beruhigt, der Schimmel wurde gesattelt und mir die schweren silbernen Sporen angeschnallt.

Bevor das Frühstück gebracht wurde, klopfte man bescheiden an, und auf unser „Herein!“ guckte mit demüthiger Verbeugung ein großköpfiges, haarbuschiges Männchen durch die halbgeöffnete Thür mit Vermelden: „Ihro Gnaden unterthänigster — der Balbier!“ — „Sie kommen wie gerufen!“ begrüßte mein Freund den Figaro von Tharand, der, wenn auch nicht in Behändigkeit und Beweglichkeit, so

doch, was die Zungengeläufigkeit betraf, es wohl mit seinem Collegen von Sevilla hätte aufnehmen können. — „Also", fragte Carlowitz, „Sie sind der Meister Bartscheerer hier?" — „Zu Befehl! aber wenn es weiter nichts wäre, wollte das nicht viel sagen, von einer einzigen Meisterstelle könnte man hier keine großen Sprünge machen!" — „Also Meister sind Sie noch in anderen Künsten?" — „In mehreren anderen Künsten und Wissenschaften bin ich hiesigen Ortes" — dabei strich er mit großer Fertigkeit das Messer auf dem Streichriemen — „als Meister anerkannt; ich bin stellenweis Faßbindermeister, Küfermeister, stellenweis Pritschmeister, Spritzenmeister, Schützenmeister und stellenweis Bürgermeister, und das ist eigentlich stellenweis meine Hauptstelle." Und jetzt ging es an das Schaumschlagen und Einseifen, wobei der gesprächige Bartmeister sich uns auch noch als Vergnügungsmeister bestens empfahl. „Da bin ich Sie," erzählte er, „vergangenes Jahr mit einer Herrschaft in Karlsbad gewesen; — ne, da lob' ich mir doch unser Tharand! denn warum? Na, sehen Sie doch, was haben die Badegäste dort stellenweis für ein Vergnügen. Früh vor sechs Uhr aufstehen, dann machen sie stellenweis am Sprudel, stellenweis am Mühlbrunnen, um 8 Uhr Frühstück, dann machen sie wieder stellenweis auf die Wiese, stellenweis auf den Hirschensprung, und so geht es den ganzen langen lieben Tag in einem Gelaufe, die Beköstigung ist stellenweis doch auch sehr schmal; am Morgen und am Abend werden die Herrschaften stellenweis angeblasen und angefiedelt und danken ihrem Schöpfer, wenn sie des Abends stellenweis schon vor 9 Uhr in's Bette machen

können.“ — Unter verschiedenen Zuckungen und Schmerzensschreien hatte während allerlei Salbadereien der geschwätzige Bürgermeister=Barbier sein Geschäft, aber keineswegs zur Zufriedenheit meines Reisegefährten vollendet, welcher, als er vor den Spiegel trat, in äußerster Entrüstung ausrief: „Himmeldonnerwetter! Ihr habt mich ja entsetzlich zerfetzt, und geschunden!“ Der Bartscheerer entschuldigte, daß dergleichen stellenweis ein kleiner Schnitt bei einem jeden Geschäft wohl vorkommen könne; worauf mein Freund sehr barsch entgegnete: bei meiner Profession niemals! „Bei Ihrer Profession? Der Herr Baron belieben stellenweis zu scherzen.“ „Der Teufel ist Euer Baron, ich bin der Hoffriseur Schnitte aus Dresden, und es könnte gar nichts schaden, wenn Ihr Euren Strubbelkopf auch von mir etwas in Ordnung bringen ließet.“ — Bereitwillig ging der Herr Bürgermeister auf dies Anerbieten ein, setzte sich nieder, und zu meinem nicht geringen Erstaunen nahm Carlowitz von dem Schreibtische eine Papierscheere und säbelte in das verworrene Rabennest des bürgermeisterlichen Hauptes frisch drauf los. Jetzt war es gethan; der Tharandter Dorfbarbier bedankte sich mit sehr höflichen Kratzfüßen bei dem Hoffriseur der Residenz, fühlte sich hochgeehrt, daß dieser ihn seinen Collegen nannte und lehnte ein Douceur, welches dieser ihm in die Hand drücken wollte, entschieden ab unter allerhand freundschaftlichen Versicherungen: „Wie du mir, so ich dir; — eine Hand wäscht die andre; — schlägst du meinen Juden, schlag' ich deinen“ und anderen passenden und unpassenden Sprüchwörtern, wie sie dem Sancho Pansa nicht überflüssiger zu Gebote zu stehen pflegen; und so empfahl er sich.

„Da hast Du uns", sagte ich zu Carlowitz, „eine schöne Suppe eingebrockt, und ich will froh sein, wenn mich Dein Schimmel mit heiler Haut aus dem Weichbilde von Tharandt hinausbefördert haben wird." Noch ehe sich mein Freund von seinem unbändigen Gelächter über seinen, wie er meinte, gelungenen schlechten Spaß erholt hatte, vernahmen wir auf dem Hausflur einen gewaltigen Lärm, Lachen und Fluchen, und sofort tobte ein wüthendes Heer, den Bürgermeister an der Spitze, in unser Zimmer herein. Der angebliche königlich sächsische Hoffriseur hatte dem unglücklichen Bürgermeister mit der Papierscheere ein drei Finger breites Kreuz aus dem Hauptthaare ausgeschnitten, welches von Mitte der Stirn bis zum Genick und von einem Ohre zum anderen den entblößten Schädel zeigte. Als er nun sehr vergnüglich sich der männlichen und weiblichen Dienerschaft in seiner neuen Frisur vorstellte und sich des Freundschaftsdienstes berühmte, welchen ihm sein Herr College, der Hoffriseur Ihrer Majestät der Königin, erwiesen habe, hatten die Stubenmädchen unter großem Gelächter den Herrn Bürgermeister vor einen Spiegel geführt, die Kellner, die Straßenjugend, auch verschiedene Badegäste hatten sich um den Kreuzträger gesammelt und ihn durch Verhöhnung und Aufreizung in eine wahre Berserkerwuth versetzt. Er stürzte mit drohenden Worten und Geberden in unser Zimmer und schwur, daß, wenn er nur stellenweis statt der Scheermesser im Sack einen Spieß in der Hand hätte, der Herr Hoffriseur nicht lebendig aus Tharandt hinauskommen solle. Endlich legte sich der Wirth ins Mittel, beschwichtigte den Gekreuzigten mit dem Bedeuten,

daß der Vater des angeblichen Hoffriseurs ein hochgebietender Minister sei, worauf sich denn der geschorne Bürgermeister durch die Versicherung beruhigte, daß das Haar um so kräftiger nachwachsen werde, und nach Empfangnahme eines Speziesthalers sich unter allerunterthänigsten Bücklingen zurückzog. Ich würde diese Schnurre nicht des Erwähnens werth gehalten haben, wenn nicht mein zu so lustigen Streichen aufgelegter Reisegefährte, mit dem ich in späteren Jahren bei dem Fürsten Pückler in Muskau heitere Tage verlebte, zu einer politischen Berühmtheit gelangt wäre.

Als ich den Wirth ersuchte, mir meine Rechnung zu bringen, schnitt mein Freund mir die Rede ab und bedeutete den Hausherrn, daß ich sein Gast sei und Alles auf seine Rechnung gehe, wogegen ich vergebens einen, keineswegs ernstlich gemeinten Protest einlegte. Der Schimmel war vorgeführt, ich bestieg ihn mit gelassener Zuversicht unter nochmaliger Versicherung meines Freundes, daß die keineswegs übermüthige Rosinante mich unfehlbar in das väterliche Ministerhôtel bringen werde. Um zu zeigen, daß ich nicht so ein gewöhnlicher lateinischer Reiter sei, gab ich dem Schimmel den rechten Schenkel, drückte die Kandare in der linken Faust nieder und galoppirte mit einer gelungenen Fensterparade an dem, mit Damen im schönsten Kranze besetzten, Balkon vorüber, hinaus in das Freie; in meiner Börse aber klimperten und klapperten noch immer die unangegriffenen fünf Thaler Reisegeld.

So trabte ich denn wohlgemuth an einem heitren Frühlingsmorgen dem so lang herbeigesehnten Ziele, dem deutschen Florenz entgegen, Geist und Gemüth erfüllt mit Erwartung,

welch eine neue Welt sich mir eröffnen werde. Anfänglich nimmt die Gegend, wenn man Tharandt verlassen hat, die Aufmerksamkeit wenig in Anspruch, so daß ich mich meinen Gedanken ungestört überlassen konnte; bald aber verengt sich das Thal, die, durch die brausende Weißeritz getrennten, mit Laubholz bewaldeten Berge stehen wie kampfbereite Recken mit entblößter Felsenbrust einander gegenüber; der mit vollem Recht berühmte Plauensche Grund bildet die erhabenste und zugleich lieblichste Eingangspforte zu dem, durch den Schmuck der Natur und die Schätze der Kunst so reich beglückten und gesegneten Dresden. — Fühlte sich doch sogar mein alter Schimmel hier in die Mitfreudenschaft gezogen; er bezeugte dies durch wiederholtes Wiehern und beschleunigte Gangart; wohl aber möglich, daß die Witterung von dem Stall und der, reichlicher als in Freiburg und Tharandt gefüllten Krippe ihn vorwärts trieb, ohne daß ich nöthig hatte, von den Sporen Gebrauch zu machen. Selbst den Zuruf der Schildwache am Thore: „Mein schöner Herre, hier müssen Sie, gehorschamster Diener, im Schritt reiten," ließen ich und mein Schimmel unbeachtet, und wir trabten durch das dunkle Gewölbe des Festungsthores, — heut zu Tage würden wir es einen Tunnel nennen, — ohne Aufenthalt hindurch. Nach der mir ertheilten Anweisung ließ ich dem Schimmel freien Lauf, er bog bald rechts, bald links in die Gassen und Gäßchen ein, bis er plötzlich vor einem stattlichen Palais parirte; ein Livréediener nahm Pferd und silberne Sporen in Empfang, ich gab den Brief für Se. Excellenz ab und erkundigte mich nach der Grimm'schen Gasse, in welcher meine Tante wohnte, bei welcher ich Alles zu einer willkommenen Aufnahme bereit fand.

Tante Lottchen Königsdörffer, eine Schwester meiner Mutter, war eine kleine, bucklige Mamsell, dabei, wie man es sehr oft bei diesen Gnomen findet, klug, witzig, von dem besten Humor und wußte ihr Köpfchen mit reichem Gelock, ihre frische Gesichtsfarbe, ihre großen blauen Augen und ihre schöngeformten Hände, obschon sie die Dreißig überschritten haben mochte, noch immer zur Geltung zu bringen. Sie war nach der Mutter Tode von Altenburg nach Dresden übergesiedelt, wo sie von einer kleinen Rente aus der väterlichen Erbschaft sehr anständig lebte und außerdem sich durch Kunststickerei und feinste Spitzenarbeit, wie sie nur so niedliche Händchen anzufertigen im Stande sind, sich angenehme Bekanntschaften und einen schönen Thaler Geld verdiente. Sie hatte in Altenburg als ein, von der Mama mit Rücksicht auf die körperliche Mißbildung und geistige Begabung verhätscheltes Nestküken ein behagliches Leben geführt, welches sie in Dresden in behäbiger Sorglosigkeit und Unabhängigkeit fortsetzte. Ich hatte mich schon als Knabe ihrer besonderen Gunst zu erfreuen gehabt, und so war sie auch jetzt bemüht, es mir an nichts fehlen zu lassen. In dem Hause der Frau Rath Königsdörffer, geborene Freiin von Schubert, meiner Großmama in Altenburg, war ich als ihr „Goldfritzchen" immer sehr vor meinen anderen Geschwistern bevorzugt worden, und diese Gunst ward mir auch jetzt wieder zu Theil. Die Großmama mag wohl noch sehr in pedantischen Standesvorurtheilen erzogen worden sein, sie erinnerte uns Enkel gern an ihre adlige Herkunft, versorgte meine Siegelsammlung mit dem Wappen ihrer Familie und bedauerte, daß sowohl die Königsdörffer, wie die Förster ihre Adelsbriefe, die sie

unzweifelhaft besessen, nicht wieder zur Geltung zu bringen geneigt wären. Ihre Sonderbarkeit in dieser Beziehung ging so weit, daß sie es bei uns Förster'schen Enkelkindern einführte, daß wir unsere Mutter mit „Sie", den Vater mit „Du" anreden mußten und zwar aus keinem anderen Grunde, als weil das Königsdörffer-Schubert'sche Blut von edlerer Herkunft als das Förster-Rebnitzer sei.

„So bist Du denn wirklich in Dresden!" rief ich mir beim Erwachen am nächsten Morgen mit einem Gefühl der Beseligung zu, wie es kaum Dante bei seinem Eintritt in das Paradies gehabt haben mag. Für mich, der ich noch niemals den Fuß in eine große Stadt gesetzt, war Dresden eine Weltstadt, oder vielmehr die Stadt einer neuen Welt, in welcher sich die höchsten Kunstschöpfungen der alten Welt meinen erstaunten Blicken offenbaren sollten. Ich wußte mich in der That vor Wonne nicht zu lassen; ich umarmte meine kleine bucklige Tante, tanzte mit ihr im Zimmer umher, und für's Erste kamen keine anderen Ausrufe über meine Lippen als: himmlische mediceische Venus! Juno Ludovisi! Pallas von Velletri! Apoll von Belvedere! Olympischer Jupiter! Laokoon und Herkules! und dann wurde laut deklamirt:

„Als ihr noch die schöne Welt regiertet"

und

„Sie nahen, sie kommen die Himmlischen Alle,
„Es füllt sich mit Göttern die irdische Halle!"

Endlich wurde mein raptus der geängsteten Tante doch bedenklich, und sie beschwor mich, ihre Nerven zu schonen und mich beim Frühstück ruhig niederzusetzen, welches für mich

bis in sehr späte Jahre in einem Glas Milch und Butterbrod bestand. Dies sei gleich hier angemerkt, daß ich eine unüberwindliche Scheu gegen alle anderen Getränke außer Milch und Wasser hatte. Kaffee, Chokolade, Bier, Branntwein, Likör, Punsch sind selbst während des Studenten- und Soldatenlebens nie über meine Lippen gekommen, und was den Wein betrifft, so bin ich erst sehr spät hinter dessen Geschmack gekommen. Tabak hab' ich nie in meinem Leben weder geraucht noch geschnupft.

Nun aber galt es: sich in Wichs zu werfen, was in sofern hier sehr wörtlich zu verstehen ist, als damals in feiner Gesellschaft nicht Pantalons, sondern enge Beinkleider und Stulpenstiefel mit glänzend gewichsten Schäften getragen wurden. Da nun auf dem Gymnasium das mir knapp zugemessene Taschengeld nicht ausreichte, einen „Wichsje" zu bezahlen, besorgte ich das Kleiderreinigen und Stiefelputzen allerhöchst eigenhändig. In Bereitung der Wichse aus Wachs, Kienöl und Ruß hatte mich ein alter Bediente meines Onkels, eines Majors von Kuntsch, Oberbefehlshaber der herzoglich altenburgischen Armee, unterrichtet und mich mit den nöthigen scharfen und sanften Bürsten versehen. Nachdem dieses glanzverleihende Geschäft besorgt war, wurde die, mit Schnüren besetzte Kutka ausgeklopft und ausgebürstet, so daß ich mich als ein ganz schmucker Bursche meiner Tante präsentiren konnte. Ihre Güte aber setzte meinem Anzuge, so zu sagen, die Krone auf, indem sie die Ledermütze von grünem Saffian, obschon sie durch den Gurkengeruch desselben von seiner Echtheit überzeugt war, als unpassend für die Residenz verwarf und mich mit einem Käppi von violettem Sammet mit einem

in Gold gestickten Eichenkranze, von ihr eigenhändig gearbeitet, herausstaffirte. — Sobald als möglich machte ich mich auf den Weg, um meine beiden Empfehlungsbriefe an die Familie Körner und an den Hofrath Bötticher, den Director der Antikensammlung, abzugeben. In Körner's Hause erhielt ich den Bescheid, daß die Herrschaft bereits die Sommerwohnung im Weinberge bei Loschwitz bezogen habe und der Appellationsrath nur zweimal in der Woche zu den Sitzungen nach der Stadt komme, daß er aber für Besuche nur in Loschwitz zu sprechen sei. — Loschwitz? Loschwitz? Der Name kam mir bekannt vor, und nun besann ich mich, daß mein guter Vater, der von Schiller's erst vor wenigen Jahren erfolgtem Tode tief erschüttert war, mir einen damals erschienenen Nekrolog und andere veröffentlichte Nachrichten über Schiller's Leben mitgetheilt hatte, in denen gelesen zu haben ich mich erinnerte, daß Schiller in Körner's Weinberghause zu Loschwitz seinen Don Carlos gedichtet habe. Welche Freude war es für mich, eine Wallfahrt nach einer so geweihten Stätte unternehmen zu können!

Bei Hofrath Bötticher wurde ich, nachdem ich einige Zeit im Vorzimmer verweilt, angemeldet und angenommen. Visitenkarten führte Bruder Studio nicht, und so machte ich meinen Kratzfuß und wiederholte meine Anmeldung: „Förster, Studiosus Jenensis aus Altenburg." — Der Herr Hofrath, der an seinem Schreibtische, gepudert, in einem seidenen Schlafrocke saß, machte mit dem Kopfe eine halbe Wendung nach meiner Wenigkeit und schrieb dann weiter fort, ohne von mir Notiz zu nehmen. Nach Verlauf einiger Zeit versuchte ich es, meine Anwesenheit durch ein erkünsteltes Niesen

bemerklich zu machen, und als der Herr Hofrath wiederum eine halbe Wendung mit dem Kopfe nach mir machte, erlaubte ich mir einen Schritt näher zu treten mit den Worten: „Ich wollte mich beehren, dem Herrn Hofrath einen Empfehlungsbrief — —“ hier unterbrach mich der hochgelehrte pedantische Schulmonarch — er war früher Gymnasialdirector in Weimar — mit lateinischer Zwischenrede: „Cum studiosis, viaticum petentibus, nunquam lingua vernacula uti, tandummodo aut latine, aut graece colloquium habere soleo.“ Worauf ich in dem besten Latein erwiderte, daß ich kein Scholasticus errans, oder Studiosus armiger (fahrender Scholast oder fechtender Student) sei, sondern einen Brief von einem seiner größten Verehrer und ergebensten Freunde, dem Professor Messerschmidt, nebst dem, von ihm gewünschten Aufsatze: „Die Königstochter Nausikaa auf dem Wäsche- und Trockenplatze“ zu überbringen beauftragt sei. — Jetzt machte der Herr Hofrath auf seinem Lehnsessel, welcher wie ein Schusterstuhl zum Drehen eingerichtet war, eine vollständige Schwenkung, nahm die Briefschaften in Empfang, nöthigte mich Platz zu nehmen und bat um Erlaubniß, einen Blick in den Brief seines Freundes thun zu dürfen. Nach flüchtiger Durchlesung des Empfehlungsbriefes, reichte er mir freundlich die Hand, hieß mich in entgegenkommendster Weise willkommen und machte mir jetzt den Eindruck eines, wenn auch auf sein Wissen und seine amtliche Stellung eingebildeten, doch höchst liebenswürdigen Mannes, als welchen er sich mir auch bei einem längeren, späteren Aufenthalt in Dresden erwiesen hat. Da er aus Messerschmidts Briefe und nun auch von mir selbst erfuhr, daß mich vornehmlich

der Wunsch, die Königliche Antikensammlung kennen zu lernen, nach Dresden geführt habe, sagte er mir: „Sie treffen einen glücklichen Tag; ich habe für heut Abend die Fürstin Wittgenstein zu einer Führung durch die Gallerie der Mengsischen Gypsabgüsse bei Fackelbeleuchtung eingeladen; finden Sie sich mit dieser Karte um 8 Uhr heut Abend am Eingange der sogenannten Reitbahn im Schloßhofe ein, und Sie werden Einlaß erhalten.“ Er rieth mir, mich noch bei Tage über die Lokalität zu unterrichten, da es sonst schwer halten dürfte, mich am Abend dort zurecht zu finden. Mit der Versicherung meines ergebensten Dankes und daß ich nicht verfehlen würde, mich einzufinden, verabschiedete ich mich. Hofrath Böttiche𝑟 wohnte in einem stattlichen Hause hinter der Frauenkirche; ich ließ mir von dem Portier genau sagen, welchen Weg ich einzuschlagen habe, um die Reitbahn im Hofe des Königlichen Schlosses und die Mengsische Gypssammlung zu finden. Der gefällige Mann wies mich mit der bekannten sächsisch-umständlichen Weit- und Breitschweifigkeit zurecht: „Gehorsamster Diener, mein gutestes Herrchen, das werd ich Sie gleich sagen. Sehen Sie dort bei der Blumpe biegen Sie in die Ecke ein, dann, wenn es dorten nicht weiter geht, was wir eine Sackgasse nennen, schlagen Sie sich rechts, dann grade drauf los und bleiben Sie akkerat in meiner Hand liegen, da wird es bald nach Pferdemist riechen, und da gehen Sie nur dem Geruche nach, der führt Sie directement zur Königlichen Reitbahn, wo sich auch die Bildergallerie befinden thut.“ Ich sagte meinen besten Dank für gefällige Auskunft und trat meine Wanderung an. Es konnte nicht fehlen, daß ich durch die vielen,

mir ganz neuen, Gegenstände beschäftigt, von der mir angegebenen Richtung abgewichen war und immer aufs Neue mich zurecht weisen lassen mußte. Doch hatte ich meinen Irrgang nicht zu bedauern, da ich auf demselben die berühmtesten Bauwerke der Stadt, die Brücke über den breit und gewaltig darunter hinbrausenden Elbstrom, die katholische Kirche und den Zwinger mit seinen duftenden Orangen- und Citronenbäumen zu sehen bekam. Zu der Brühlschen Terrasse führte damals noch keine Freitreppe von der Brücke hinauf; man gelangte dahin nur durch ein kleines, schmutziges Gäßchen am hinteren Ende derselben.

Endlich hatte ich den Eingang zu der Reitbahn glücklich gefunden, mich genau orientirt, so daß ich sicher war, am Abend die richtige Thüre nicht zu verfehlen. Bei der guten Tante traf ich etwas verspätet ein, erhielt einige Schelte, gewann mir aber durch meinen lustigen Humor und ausgezeichneten Appetit, der auch „den gefallenen Pudding" sich gefallen ließ, Verzeihung. Nach Tisch wurde ein Spaziergang nach dem „Großen Garten" gemacht, dessen schöne Baumgruppen und schattigen Gänge ganz in dem Styl eines Englischen Parks angelegt waren. Nur auf einem kleinen Terrain waren die, im französischen Geschmack angelegten beschnittenen Hecken und hohen Laubwände erhalten. Es war dies die Stelle, wo in früherer Zeit die Hofgesellschaft Schäferspiele im Freien aufführte, bei welchen die Coulissen von lebendigen Hecken gebildet wurden.

Auf die Minute traf ich zu der mir bestimmten Zeit, 8 Uhr des Abends, am Eingange zu der Mengsischen Gipssammlung ein, wohin mich Hofrath Bötticher zu einer

Führung bei Fackelbeleuchtung beschieden hatte. Zwei Karossen fuhren vor, die Flügelthüren öffneten sich, und der Hofrath empfing, zwei Fackelträger hinter sich, die fürstlichen Besucher mit klassisch hofmännischer Begrüßung. Ich zeigte meine Karte vor und trat in aller Bescheidenheit, ohne daß von mir weiter Notiz genommen wurde, in den zu ebener Erde befindlichen Göttersaal. Der erste Eindruck war ein überwältigender. Bald aber hatte ich mich erholt, und die Besorgniß, daß mir, der ich es gewagt, in den Kreis der Unsterblichen einzutreten, das Schicksal des Tantalus bevorstehe, wich der Freude darüber, der Aufnahme in eine so hohe Versammlung gewürdigt zu sein. Der gelehrte Führer umschritt wie ein Magus, mit der Fackel in der Hand, die einzelnen Statuen und gab ausführliche Erläuterung. Damals lag an der ersten Säule, ruhend in seinen Flügeln, in süßen Schlummer eingewiegt, eine zarte Engelsgestalt, von unserem Führer als der Genius des Herkules bezeichnet; eine Hebe mit Nektar=gefüllter Schale stand an der anderen Säule; in zwei Reihen schlossen die Götter, Göttinnen und Heroen sich an. Mengs hatte den Statuen den Schein vergilbten Marmors durch Auftrag einer zarten Färbung gegeben, so daß man nicht den Eindruck hatte, zerbrechliches Material und kalte Kreide vor sich zu haben. Der Professor wußte seinen Umzug so vortheilhaft einzurichten, daß wir mit jedem Schritt eine neue und höhere Stufe erstiegen. Verweilte unser Führer erklärend bei einer der Statuen, dann gab er die Fackel an einen der gut eingeschulten Diener, welche seinem Winke mit der Beleuchtung folgten. Einen mächtigen Eindruck

machte der kolossale Kopf des Zeus von Olympia zwischen den Köpfen Poseidon's und Pluto's. Wir wurden in geistreicher Weise auf die Familienähnlichkeit der drei Brüder, zugleich aber auch auf die Verschiedenheit, welche die Herrschaft über das, einem jeden zugetheilte Reich, bezeichnete, aufmerksam gemacht. Auf Zeus Stirn, des Beherrschers des Aethers, thronte Hoheit und seliger Himmelsfriede; der Beherrscher des Meeres, der Gebieter über Wogen und Winde, der Sturmerreger und Besänftiger der Fluthen, zeigt uns in seinem Antlitz nicht die Zuversicht zu seiner Macht und heitere Ruhe gesicherter Herrschaft, wie sein älterer Bruder. Tiefer Ernst und Unbeugsamkeit des, wenn auch gerechten, doch gestrengen Herrschers, liegt in dem Ausdruck Aidoneus, welcher das Maß, mit welchem er Strafen und Lohn in der Unterwelt zumißt, das Modion, auf dem Kopfe trägt.

Mit besonderer Vorliebe schien der Führer bei einer Statue der Leda zu verweilen, wobei er auf die Keuschheit aufmerksam machte, mit welcher die heidnische Plastik diesen Mythus dargestellt, während die christliche Kunst, die Malerei, und zwar vornehmlich die größten italienischen Meister, ein Correggio, ein Michel Angelo, diese Fabel zu den schlüpfrigsten Scenen ausgebeutet hätten. Bei der Statue, vor der wir standen, befand sich der Schwan, den man eher für eine Gans halten konnte, in geduckter Stellung zu Leda's Füßen. — Auch bei anderen unbekleideten weiblichen Statuen suchte unser Führer diese seine Ansicht zur Geltung zu bringen und ich erinnere mich, daß er die Mediceische Venus „die pure liebe Unschuld“ nannte, die nur fromme

Gedanken erwecke, während Correggio's, in reiches Gewand gehüllte Madonna in trono, zu deren Füßen der heilige Georg steht, die verführerischsten Gedanken errege.

Eine feierliche Stimmung rief der Hüter des Heiligthums in uns hervor, als er, die Fackel in der Hand, uns aufforderte, ihm zu einem Umzug um den Apollon von Belvedere zu folgen. Als wir uns hierauf im Halbkreis gestellt, begrüßte er als Priester den Gott mit einem Hymnus oder Päan aus Pindar, oder einer Tragödie in griechischer Sprache. Die Damen schienen sehr erbaut von dem Vortrage, indeß erlaubte sich die Fürstin Wittgenstein die Bemerkung: „die griechische Sprache habe, zumal in dem Munde eines mit ihr so vertrauten Gelehrten, wie der Hofrath, einen Wohllaut, wie keine andere, nur müsse sie und ihre Begleiterinnen, selbst diejenigen, welche zur griechischen Kirche gehörten, bedauern, daß sie nur mit dem Wohllaut sich begnügen müßten, da das Verständniß der Sprache ihnen fehle." — „Dem wäre leicht abzuhelfen gewesen," bemerkte der Hofrath, „wir besitzen in deutscher Sprache eine Beschreibung dieser Statue, von so ausgezeichneter poetischer Schönheit, daß sie, obschon sie in Prosa geschrieben ist, mit jedem griechischen Hymnus den Vergleich aushält. Recht sehr bedaure ich, daß ich meinen Winckelmann hier nicht zur Hand habe; Sie würden dann der deutschen Sprache neben griechischer Sprache und Dichtung, wenn nicht vor ihnen, den Rang zugestehen." Als die Damen um nähere Auskunft und Nachweis angelegentlichst baten, faßte ich mir ein Herz und wandte mich an den Hofrath mit den Worten: „wenn es nicht als unberufenes Vordrängen erscheine,

würde ich den Wunsch der Damen zu erfüllen im Stande sein, da mir die bezeichnete Beschreibung des Apoll von Belvedere gegenwärtig sei." Der Herr Hofrath setzte eine Miene vornehmer Verwunderung auf und sagte zu den Damen gewendet: „Ihro Durchlaucht haben hier zu befehlen!" Und Ihre Durchlaucht geruhten freundlichst, „den jungen Mann" aufzufordern, die so hochgerühmte Beschreibung vernehmen zu lassen. Ich kam der Aufforderung zur Zufriedenheit der Damen nach und erfreute mich auch der Belobigung des Herrn Hofrathes, welcher mir nach beendeter Führung einen Beweis seines guten Zutrauens dadurch gab, daß er mich für den nächsten Sonnabend zu einer Vorlesung im Saale der Antiken im Japanesischen Palais einlud.

Schicksal und Zufall haben es gefügt, daß ich Winckelmann's Hymnus noch zweimal in meinem Leben an bedeutungsvollen Tagen und Stellen öffentlich gesprochen habe: in Paris 1815 im Louvre, als wir die geraubten Kunstschätze zur Rückkehr in ihre Heimath von den Postamenten und Wänden herabnahmen, vor der Originalstatue Apollo's, welche Napoleon als Kriegscontribution dem Papste Pius VII. abgedrungen; und später, 1830, trat ich wieder als Redner vor dieser Statue am Geburtstage Winckelmann's im Vatikan auf, wo Apoll sein altes Standquartier im Belvedere bezogen hatte.

Am folgenden Tage trat ich meine Wanderung nach Loschwitz an, um den von Theodor Körner mir in Freiberg eingehändigten Empfehlungsbrief an seinen Vater zu überreichen.

Damals gab es weder Dampfboot noch Omnibus; eine Gondel zu miethen, erlaubten meine Mittel nicht, also machte ich mich zu Fuß auf den Weg. Bis zu dem Link'schen Bade, einem am rechten Elbufer gelegenen Vergnügungsgarten, begleitete mich die Tante; der fernere Weg am Ufer aufwärts war nicht zu fehlen. Die Rebengelände prangten im Schmucke der rothen und weißen Blüthen der Aprikosen-, Pfirsich-, Kirschen- und Aepfelbäume, welche zerstreut in den Weinbergen standen, die schon ihr volles Blättergrün hatten. An dem ersten, am Eingange des Dorfes, am Fuße eines Weinberges gelegenen, Sommerhause erkundigte ich mich nach dem Körner'schen Weinberge und erhielt von einem freundlichen Mädchen die erfreuliche Antwort: „Sie stehen ja akkurat davor; an der Thüre hängt eine Hasenpfote, wenn Sie daran ziehen, dann klingelt's, und dann wird aufgemacht." Ich that, wie mir gerathen; die Thür wurde geöffnet, ein Diener übernahm die Abgabe meines Briefes und brachte mir sogleich den Bescheid: „wird dem Herrn Appellationsrath sehr angenehm sein." — Ich wurde freundlich empfangen; die Familie war am Gartentisch unter einem schattigen Nußbaume versammelt und bestand aus Vater, Mutter, Tochter und Tante. „Sie bringen uns", sagte der Vater, „die neuesten Nachrichten von unserm Theodor, der wohl nur zu einem Besuche in Freiberg war, da er bereits seine juristischen Studien in Leipzig begonnen hat." Ich gab nach den mir von Theodor gegebenen Aufträgen nähere Auskunft über die Veranlassung seiner Reise nach Freiberg, von wo er nach einigen Tagen wieder nach Leipzig zurückgekehrt sei.

Die Familie Körner unter dem Nußbaume am Fuße des Weinberges, zur Seite Loschwitz im Blüthenschmuck der Gärten, vor uns den breithinwallenden Elbstrom, gegenüber das mit Saatfeldern umgebene reizende Blasewitz, bildete ein Idyll, edler in der Erscheinung, als ich es in Vossens „Luise" bei dem edlen Pfarrer von Grünau mit der langen Tabakspfeife, und bedeutsamer, als ich es in Goethe's „Hermann und Dorothea" bei dem Wirthe zum goldenen Löwen gefunden hatte. Die äußere Erscheinung dieser lieben Menschen und schon die ersten wenigen Worte, die sie an mich richteten, gaben den Eindruck, daß ich mich in einem poetisch und künstlerisch hochbegabten Familienkreise befinde. Der Vater erschien als ein von Charakter und Wissen gediegener Mann, welcher trotz des gepuderten Kopfes mit Pomadenlocken und Haarbeutel nicht im Mindesten den Eindruck eines Pedanten machte. Die Mutter, welche bereits das vierzigste Jahr überschritten haben mochte, war noch immer von einer imposanten Schönheit; der Ernst ihrer gebieterischen Stirn und das Feuer ihrer braunen Augen wurden gemildert und gleichsam besänftigt durch den Liebreiz ihres Mundes und die Freundlichkeit ihrer Worte. Die liebenswürdige Emma, damals zwanzig Jahre alt, war zur vollendeten Schönheit erblüht; das heitere Auge, die blühende Gesichtsfarbe, der zierliche Mund und die Fülle des gelockten dunklen Haares verliehen dem, auf den schöngerundeten Schultern ruhenden Köpfchen einen unwiderstehlichen Zauber. Die Tante Doris zeichnete sich ebenfalls durch ein, an bacchantische Schönheit erinnerndes Köpfchen aus, zumal sie als ausgezeichnete Künstlerin in der Pastell-

malerei*), auch in ihrem Anzug, Kleidung und Kopfputz die Hand der Künstlerin erkennen ließ.

Der Diener meldete, daß der Wagen vorgefahren sei. Der Vater stellte mir es frei, ob ich ihn nach Dresden, wohin er zur Sitzung fuhr, begleiten, oder den Damen noch ferner Gesellschaft leisten wolle. Frau Körner forderte mich auf, zu bleiben, und dies stimmte sehr mit meinem Wunsche überein. Von der Terrasse der Gartenmauer herab riefen die Frauen dem Vater ein so herzliches wiederholtes Lebewohl zu, als ob er eine große Reise antrete; hierauf nahmen wir wieder am Tische unter dem Nußbaum Platz, von welchem das zweite Frühstück noch nicht abgetragen war. — „Ich darf Ihnen doch“, fragte Frau Körner, „ein Glas Wein einschenken? Verschmähen Sie ihn nicht, er ist auf unseren Bergen gewachsen, in unserem Winzerhause gekeltert und in unserem Keller auf das Lager gelegt worden.“ — „Ihr Herren von der Pleiße und Saale“, fügte scherzhaft Fräulein Doris hinzu, „habt just keine verwöhnte Zunge, und hat sich doch unser Freund Schiller hier so manches Gläschen recht wohl schmecken lassen.“ — Bei dem Namen „Schiller“ setzte ich das Glas wieder ab von den Lippen und fragte verwundert und mit lebhaftem Erstaunen: „Unser Schiller? unser großer Dichter war Ihr Gast? hat vielleicht an dieser Tafel gesessen? aus einem dieser Gläser getrunken? Nicht würdig wären meine Lippen, so einen geheiligten Kelch zu berühren!“ Ich vermochte nicht meine

*) Die Königliche Bildergallerie in Berlin (Kupferstich-Cabinet) besitzt von Doris Stock eine Anzahl vortrefflicher Copien nach Meisterwerken der Dresdner Gallerie.

Thränen zurückzuhalten und bat, meine Aufregung zu entschuldigen, da ich mich hier von der „Geistesnähe des Dichters so unerwartet berührt gefühlt, in welchem ich mein Ideal verehre." Ich mochte wohl meinem Enthusiasmus etwas freien Flug vergönnt haben, als die liebenswürdige Frau Körner einige besänftigende Worte sprach. Aus ihrem Munde vernahm ich nun, daß Schiller zwei Jahre bei ihnen in Leipzig und Dresden gewohnt und hier in dem Weinberghaus in Loschwitz seinen Don Carlos gedichtet habe. „Wie viele heitere Frühlings-, Sommer- und Herbsttage haben wir in unserem bescheidenen Weinberghause mit ihm verlebt! wie viele genußreiche Stunden verdanken wir ihm! So oft wir an dem Frühstückstische hier unter dem Nußbaume sitzen, feiern wir das Andenken an den, allzufrüh von uns geschiedenen, Freund."

Die Mutter gab jetzt Emma einen Wink, worauf diese vier kleine silberne Becher, welche auf einem Gestell von Ebenholz mitten auf dem Tische standen, mit Wein füllte. „Mit diesen Bechern," erzählte nun Frau Körner, „hat es eine eigene Bewandtniß. Als Schiller mit uns am ersten Morgen hier in Loschwitz unter dem Nußbaum an unserem Frühstückstische saß, brachte er eine Gesundheit auf ein frohes Zusammenleben aus; die Gläser klangen hell, aber Schiller stieß in seiner enthusiastischen Stimmung so heftig mit mir an, daß mein Glas in Stücke sprang. Der Rothwein floß über das, zum ersten Male aufgelegte Damasttuch zu meinem Schreck. Schiller rief: „Eine Libation für die Götter! Gießen wir unsere Gläser aus." Körner und Doris folgten Schiller's Beispiel; darauf nahm dieser die geleerten Gläser

und warf sie, daß sie sämmtlich in Stücke sprangen, über die Gartenmauer auf das Steinpflaster mit dem leidenschaftlichen Ausrufe: „Keine Trennung! keiner allein! sei uns ein gemeinsamer Untergang beschieden!“ Er hielt meinen Schreckensruf über die unvertilgbaren Rothweinflecke im Tischtuche für einen Angstschrei wegen böser Vorbedeutung des zerbrochnen Glases.“ — „Auch mir, ich will es nicht leugnen,“ sagte Frl. Doris, „mag er es wohl angesehen haben, daß mich das Zerspringen Deines Glases mit banger Ahnung erfüllte. Dies war auch ganz natürlich, denn Du hattest als jung verheirathete Frau wohl Ursache, der nächsten Zukunft nicht ohne Besorgniß entgegen zu sehen.“

„Nach dem Frühstück“, erzählte Frau Körner weiter, „fuhr ich mit Körner nach der Stadt; während er sich in seine Sitzung begab, ging ich in einen Goldschmiedsladen und kaufte vier kleine silberne Becher, und ließ sie durch die Buchstaben S. K. M. D. für uns viere: Schiller, Körner, Minna, Doris bezeichnen. Am nächsten Morgen standen an Stelle der vier Gläser die vier Becher, und so war dafür gesorgt, daß bei dem Gesundheitstrinken kein Unglück mehr geschah. Schiller hat seinen Becher damals zurückgelassen, damit er bei seiner Wiederkehr mit uns anstoßen könne, ohne Schaden anzurichten.“

Frau Körner nahm Schillers Becher von dem Gestell und reichte ihn mir mit Wein gefüllt. Ich nahm ihn in die Hand, wagte jedoch nicht ihn mit den Lippen zu berühren; endlich that ich es doch auf Zureden der freundlichen Wirthin, die mir sagte: „Theodor hat in seinem Briefe Sie seinen poetischen Freund genannt, und so möge Ihnen

ein Labetrunk aus Schillers Becher wohl bekommen.“ Ich küßte der gütigen Mutter Theodors mit innigstem Danke die Hand und leerte den Becher auf ihr Wohl. — Mehr als dreißig Jahre später, nachdem ich mit der Familie Freud und Leid an vielen denkwürdigen Tagen meines Lebens getheilt, beschenkte mich an meinem fünfzigsten Geburtstage die unvergeßliche mütterliche Freundin mit diesem Becher Schillers und rief mir die Erinnerungen an jenen Besuch in Loschwitz mit einer Lebhaftigkeit vor meine Seele, als ob es gestern gewesen. Den Becher verwahr' ich als ein Heiligthum mit anderen werthvollen Andenken. —

„Da wir“, sagte Frau Körner, „heut wegen meines Mannes, dessen Rückkehr wir erwarten, etwas später zu Mittag essen, können Sie die Zeit zu einem Spaziergang in das Dorf und auf die nächsten Anhöhen benutzen; wollen Sie sich dann ausruhen, so gebe ich Ihnen hier den Schlüssel mit zu dem kleinen Pavillon auf der Spitze unseres Weinberges. Dort war Schillers Lieblingsplatz, wo er oft den ganzen Tag zugebracht. Hernach werd' ich Sie auch in das Zimmer, — eigentlich war es nur eine Wirthschaftskammer neben der Waschküche — führen, in welchem er sich nothdürftig genug behelfen mußte.“

Ich verabschiedete mich bei den Damen und trat meine Wanderung an. Dem Mädchen, welches den Tisch abräumte, rief Frau Körner zu: „Gustel, zeige dem Herrn den Weg nach Werners Höhe. Sie haben von da eine recht hübsche Aussicht über die Elbe hinüber nach Blasewitz.“ Ein nicht mehr in erster Blüthe stehendes Dorfmädchen mit rothem Mieder und weißem gefälteten Schürzchen führte

mich zum Eingange des Dorfes und zeigte mir den Fußsteig zur Höhe. Halb im Ernst, halb im Scherze fragte ich: „Du bist wohl gar die berühmte Gustel von Blasewitz?" worauf ich eine freundlich bejahende Antwort und außerdem auch noch einige mich höchlich interessirende Nachrichten über Herrn Schiller erhielt, der des Sonntags öfter in das Wirthshaus nach Blasewitz gekommen sei, wo sie damals Schenkmädchen gewesen, auch einmal mit ihr getanzt habe. So hatte ich denn ganz unerwartet die Bekanntschaft mit der, aus Wallensteins Lager mir wohlbekannten Gustel von Blasewitz gemacht. — Später (1814) hat es der Zufall gefügt, daß ich, als wir Lützower in Holstein an dem Feldzuge gegen die Dänen Theil nahmen, in Itzehoe auch die persönliche Bekanntschaft mit dem „Musjö, dem langen Peter von Itzehö," gemacht habe.

Nach der Rückkehr von meinem Spaziergange stieg ich den Weinberg hinauf zu dem Pavillon, zu welchem Frau Körner mir den Schlüssel gegeben, und den sie mir als den Lieblingsaufenthalt Schillers bezeichnet hatte. Mit einem wahrhaft tief empfundenen religiösen Gefühl, trat ich in dies Heiligthum ein: Von meiner damaligen Empfindung geben einige Verse Zeugniß, welche sich auf einem Pergamentblatte einer in rothen Maroquin gebundenen Brieftasche, ein Geschenk meiner Tante, mit anderen Gedichten aus jener Zeit erhalten haben.

Schiller's Weinberghäuschen in Loschwitz.

Sei mir gegrüßt, geweihte Stelle,
Hier ging der Dichter ein und aus,
Wie über eines Tempels Schwelle
Tret' ich in dieses stille Haus.

Hier, wo ich geh' und wo ich stehe,
Im Innersten die Seele bebt,
Ich fühl', o Schiller! Deine Nähe,
Es ist Dein Geist, der mich umschwebt.

Hier ward Ersehntes Dir beschieden,
Der Muse Gunst, der Freundschaft Glück,
Die Erde schenkte Freud und Frieden,
Der Himmel heit'ren Sonnenblick.
Du bist mein Stern! die Götter weben
Dem Dichter ein unsterblich Kleid,
Wenn Du mich führst, dann ist mein Leben
Der Freiheit und dem Lied geweiht!

Ich hatte die Gewohnheit, meine Gedichte, wenn ich sie niedergeschrieben hatte, laut zu lesen, um den Tonfall derselben zu prüfen und ihn zu verbessern, wo er den Rhythmus oder den Wohllaut verletzte. Beim Unterricht im Clavier, der Flöte und dem Gesange hatte sich mein musikalisches Gehör ausgebildet, so daß viele meiner Gedichte von den Musikern zur Composition geeignet gefunden wurden.

„Verzeihen Sie, wenn ich störe," rief eine freundliche Stimme durch die offene Thür mir zu, als ich eben meine Declamation beendigt hatte; der Vater ist zurückgekehrt, und wir erwarten Sie bei Tisch." Es war Fräulein Emma, die mich einlud, und deren Einladung ich gern folgte. — Bei Tisch wurde ich nach verschiedenen Altenburgischen Bekanntschaften der Familie gefragt, und man war erfreut, von mir genügende Auskunft zu erhalten. Besonders gewann ich mir bei Fräulein Doris dadurch einen Stein im Brette, daß ich ausführlich von den festlichen Tagen, welche ich in Löbichau verlebt, erzählen konnte, wobei ich mit meiner schwärmerischen Verehrung der Herzogin Dorothea nicht zurückhielt. Mit der Herzogin aber und ihren schönen

Töchtern war die Körnersche Familie und ganz besonders Fräulein Doris innigst befreundet. „Ist es nicht," sagte die letztere, „als ob wir Theodor hörten, dessen Begeisterung für die Herzogin keine Grenzen kennt." — „Nun, das ist gegenseitig der Fall; denn die Herzogin schwärmt nicht weniger für Karl, als er für sie. Hat sie ihn doch, damit sein Name mehr in Einklang mit dem ihrigen komme, umgetauft und ihn „Theodor" genannt, woran ich mich noch immer nicht gewöhnen kann." — „Sie hat", bemerkte die Mutter, „als seine Pathe das Recht in Anspruch genommen, ihm einen Namen zu geben; vielleicht auch, ihm einen Namen zu machen, und ich glaube auch, daß Theodor sie mehr als seine Muse, wie als seine Pathe verehrt." — „Wohl ist er glücklich zu preisen," erlaubte ich mir zu bemerken, „daß er aus den Händen einer Muse, wie die Herzogin es ist, den Kranz empfangen hat." — „Und" fügte die immer zu gesundem Humor aufgelegte Doris hinzu, „nicht nur mit einem Kranz, auch — womit den Poeten oft noch mehr gedient ist — mit einer mit Dukaten gespickten Börse wird Theodor von seiner Muse bedacht. Apropos, wie heißen Sie mit Vornamen?" — „Friedrich," war meine Antwort. „Nun, dagegen läßt sich nichts einwenden," bemerkte Doris; „haben Sie mehr als einen Vornamen, vielleicht könnten wir Sie auch umtaufen." — „Dagegen würde ich mir", entgegnete ich, „eine bescheidene Remonstration erlauben: — mein zweiter Vorname ist Christoph". — „Nur ja nicht Christoph," rief sehr entschieden Emma, „das läuft zuletzt auf den kleinen Töffel hinaus." — „Liebe Emma," bemerkte der Vater in ernstem

Tone, „halten wir die beiden Vornamen Christoph Friedrich hoch in Ehren, weißt Du wohl, wessen Vornamen sie sind?“ — Emma verneinte. — „Nun, es sind Schillers Vornamen“, sagte der Vater, „und Ihnen, junger Freund, hat man mit diesen beiden Taufnamen ein schwer in das Gewicht fallendes Pathengeschenk eingebunden.“ Auf weiteres Befragen erzählte ich, wie mein Vater, evangelisch-lutherischer Geistlicher und großer Verehrer Schillers, mir diese Namen gegeben und, da ich die Taufe aus seiner Hand empfangen, das geweihte Wasser mit einem poetischen Spruche Schillers mir auf das Haupt geträufelt habe. — „Das Wasser thut's freilich nicht,“ scherzte Doris, „trinken Sie aus, damit ich Ihnen wieder einschenken kann; sonst bleibt der Musensohn mit seinem Christoph auf dem Trocknen sitzen, und da werden Sie im Leben keinen Vers zu Stande bringen.“ — „Vielleicht“, ermunterte die Mutter, „ist der Vers, den wir gern hören möchten, schon zu Stande gebracht. Theodor schreibt mir von einem Wanderliede, das er von Ihnen erhielt, und Emma will Sie belauscht haben, wie Sie oben im Weinberghäuschen declamirten. Sollen wir nicht etwas davon zu hören bekommen?“

Bescheidene Entschuldigungen, die ich vorbrachte, wurden als leere Ausflüchte zurückgewiesen, und ich las meine paar Verse, die ich oben auf dem Weinberge geschrieben, mit bewegter Stimme vor. Sie wurden nachsichtig aufgenommen; selbst die gestrenge Doris spendete einige freundliche Worte, und Frau Körner sagte: „Dafür werde ich Sie nun auch nach Tische in die Stube, welche Schiller in den unteren Räumen zu ebener Erde bewohnte, führen, wo er viel an

seinem Don Carlos gearbeitet hat, und Ihnen ein, aus „seinem jammervollen Lager" an mich gerichtetes, sehr humoristisches Klagelied in der Originalhandschrift zu lesen geben." Nach Tische führte mich Frau Körner in das, eine Treppe tiefer gelegene Schiller-Zimmer, welches jetzt dem Winzer mit Frau und Kindern zur Wohnung angewiesen war. Durch die gegenwärtigen Bewohner mochte es eine merkliche Veränderung erlitten haben; es befand sich in einem eingerauchten und eingeräucherten Zustande, Betten und Wiege beschränkten die Räumlichkeit, die Gitter vor den Fenstern, obschon Weinreben daran rankten, gaben ihm das Aussehen eines Gefängnisses. Es war mir doch lieb, daß ich zuvor den Pavillon auf dem Weinberge aufgesucht hatte; dies unterirdische Zimmer würde mich schwerlich poetisch angeregt haben. Nicht unbemerkt blieb der Frau Körner meine schweigsame Verwunderung. „Da sehen Sie," sagte sie, „wie eng und kümmerlich ich unsern guten Schiller untergebracht hatte. Und wenn es nur noch ein ungestörter Aufenthalt gewesen wäre; er hatte über, um und neben sich nur störenden Lärm. Seine Nachbarin gegenüber war eine frischmilchende Kuh, welche das jammervollste Sehnsuchts-Gebrüll nach ihrem Kinde, von dem man sie getrennt hatte, bei Tag und Nacht vernehmen ließ. Daneben war die Küche, in welcher gebacken, gebraten und gesotten wurde, und, was für Schiller das allerwiderwärtigste war, von Zeit zu Zeit vier Weiber am Waschfaß standen und klatschten. Von allem Gelärme das einzig ihn angenehm anregende, wie er zu unserer Beruhigung versicherte, war das Fortepiano und der Gesang unmittelbar

über seinem Zimmer. Emma übte fleißig, und Körner benutzte jede freie Stunde zu seinen musikalischen Compositionen und zum Gesang mit Emma."

Als wir uns wieder in den oberen Räumen befanden, erlaubte ich mir, Frau Körner um das von ihr erwähnte Gedicht zu bitten, da es für mich von höchstem Interesse sei, etwas von Schillers Handschrift zu sehen. Die gefällige Dame ging nach ihrem Schreibtisch, aus welchem sie eine Briefmappe und aus derselben einen Brief von keineswegs elegantem Aussehen herausnahm. Das Couvert, zu welchem eine Art bläuliches Zuckerpapier und drei große rothe Oblaten verwendet worden waren, führte die Aufschrift: „Unterthänigstes Pro Memoria an die Consistorialrath Körnerische weibliche Waschdeputation in Loschwitz. Eingereicht von einem niedergeschlagenen Trauerspieldichter." Das inliegende, mit handfester, deutlich und ausdrücklicher Schrift geschriebene Gedicht hat die Ueberschrift:

Bittschrift.

Dumm ist mein Kopf und schwer wie Blei,
Die Tabaksdose ledig,
Mein Magen leer, — der Himmel sei
Dem Trauerspiele gnädig.

Ich kratze mit dem Federkiel
Auf den gewalkten Lumpen,
Wer kann Empfindung und Gefühl
Aus hohlem Herzen pumpen?

Feu'r soll ich gießen auf's Papier
Mit angefrornem Finger,
O Phöbus, hassest du Geschmier,
So wärm' auch deine Sänger.

Die Wäsche klatscht vor meiner Thür,
Es scharrt die Küchenzofe,
Und mich — mich ruft das Flügelthier
Nach König Philipps Hofe.

Ich steige muthig auf das Roß;
In wenigen Sekunden
Seh' ich Madrid, — am Königsschloß
Hab' ich es angebunden.

Ich eile durch die Gallerie
Und — siehe da! belausche
Die junge Fürstin Eboli
In süßem Liebesrausche.

Jetzt sinkt sie an des Prinzen Brust
Mit wonnevollem Schauer,
In ihren Augen Götterlust,
Doch in den seinen Trauer.

Schon ruft das schöne Weib Triumph!
Schon hör' ich — Tod und Hölle!
Was hör' ich? — einen nassen Strumpf
Geworfen in die Welle.

Und weg ist Traum und Feerei,
Prinzessin, Gott befohlen!
Der Teufel soll die Dichterei
Beim Hemdenwaschen holen!

Gegeben in unserem jammervollen Lager
ohnweit dem Keller.

F. Schiller,
Haus- und Wirthschafts-Dichter.

Meine Bitte: mir zu erlauben, Abschrift von dem Gedichte zu nehmen, lehnte der Herr Consistorialrath mit der Entschuldigung ab, daß dasselbe nicht für weitere Verbreitung, sondern nur für das Haus bestimmt gewesen sei, weshalb er, Körner, es auch nicht in die, von ihm veranstaltete Ausgabe der Werke Schiller's aufgenommen habe. —

„Uns," fügte Frau Körner hinzu, „hat die Bittschrift damals großes Vergnügen gewährt und zwar um so mehr, als Schiller doch nur selten zu so launigen Gedichten aufgelegt war, und die „der Consistorialrath Körner'schen Wasch-Deputation" gemachten Vorwürfe, zum Theil wenigstens, unbegründet waren. Wir hatten an diesem Tage eine Mittagseinladung nach Pillnitz angenommen; Schiller hatte nicht Lust, uns zu begleiten, und wir gedachten am Abend wieder zurück zu sein. Ein heftiges, mehrere Stunden lang anhaltendes Gewitter nöthigte uns, die Nacht über in Pillnitz zu bleiben. Dafür aber, daß unser „Haus- und Wirthschafts-Dichter" nicht hungre und friere, war hinlänglich gesorgt; was die „Waschzofen" betrifft, so hatte dies allerdings seine Richtigkeit.

Mußte ich es damals bedauern, daß es mir versagt wurde, Abschrift von dem Gedichte zu nehmen, so ist mir später von meiner liebevollen mütterlichen Freundin mit dem Original ein werthvolles Geschenk zugleich mit dem erwähnten silbernen Becher gemacht worden*).

Als ich mich am Abend verabschiedete, wurde ich mit der freundlichen Einladung entlassen, daß ich jederzeit ein

*) Von dem Gedichte nebst Umschlag ließ ich zur Feier des einhundertjährigen Geburtstages Schiller's ein Facsimile machen. Da ich eine Sammlung interessanter Autographen besitze, werde ich von den, mich besuchenden Freunden und von Liebhabern solcher Handschriften ersucht, ihnen meine Mappen zu öffnen. Hierbei hat es sich nun ereignet, daß mir Schiller's Urschrift dieses Gedichtes von irgend einem Sammler ausgetauscht und in das echte Couvert, welches mir verblieben ist, ein Facsimile gelegt worden ist. Sollte früher oder später einmal das Original zum Vorschein kommen, so würde ich es als mein Eigenthum beanspruchen.

willkommener Gast sein würde. Auf dem Heimwege nach der Stadt, den ich anfänglich am rechten Elbufer nahm, schlug ich weiter hinab einen Fußsteig ein, welcher nach der Höhe führte. „Was ist das für ein sonderbares Haus da droben?“ fragte ich einen Burschen, welcher am Wege eine Ziege grasen ließ. „Na, Sie werden doch wohl die bretterne Saloppe kennen? die kennt ja jedes Kind.“ Ich bedankte mich und steuerte auf das, von Brettern umkleidete, mit Schindeln gedeckte thurmartige Gebäude los, aus welchem der Herrgott seinen Arm, — wie man in Sachsen zu sagen pflegte, — in Form eines, an einer Stange befestigten, Wein- und Bierschank-Zeichens, ausstreckte. Dies war es aber nicht, was mich veranlaßte, mit dem Muthe des spanischen Windmühlenstürmers meine Schritte zu verdoppeln. Die Sonne neigte zum Untergange, und ich berechnete, daß ihre letzten Strahlen einen Himmel von Gold und Purpurglühen über die Kuppeln, Kirchen, Paläste der königlichen Hauptstadt ausbreiten würden. — „Geschwind! Förster, geschwind! wenn Du den letzten Kuß, den Helios der Nymphe der Elbe giebt, sehen willst!“ — Ich beeilte mich nach der Stelle zu kommen, woher ich mich beim Namen rufen hörte. Während ich jetzt von der linken Seite her die letzten Treppenstufen zu der Plattform hinaufstürzte, kam von der rechten in nicht minder heftigem Laufe ein Anderer herbei, als ob er gerufen worden sei. Nachdem wir Drei eine Zeit lang in schweigender Andacht unser Sinnen und Betrachten in die wunderbar schöne Beleuchtung versenkt, nahm der, auf den Ruf meines Namens herbeigekommene Herr, den ich wegen seiner gebräunten Gesichtsfarbe, seiner dunklen, feurigen

Augen und seines schwarzen Haares für einen Spanier oder Italiener gehalten, das Wort, und die beiden Freunde führten ein für mich höchst interessantes Gespräch über Landschaftsmalerei, bei welchem ich zum Erstenmale die Namen Claude Lorrain, Ruisdal, Everdingen und einige andere nennen hörte, von denen sich Landschaften ersten Ranges auf der Königlichen Bildergallerie befänden. — Da ich bei diesem Zwiegespräch die Anrede „mein liebster Förster" noch öfter vernahm, erlaubte ich mir, mich diesem Herrn als seinen Namensvetter vorzustellen. Ueber meine Herkunft befragt: „von wannen ich komme, und wer mein Erzeuger" nannte ich Thüringen mein Vaterland und das, zwischen Naumburg und Jena gelegene Dorf Münchengosserstädt, wo mein Vater Prediger war, als meinen Geburtsort. „Da sind wir ja" — rief mir der, den ich für einen Italiener gehalten, freundlich zu, — „nicht bloße Namens-, sondern wirkliche Vettern. Mein Vater war der Superintendent Dr. Christian Förster in Naumburg, und ich erinnere mich aus meiner Knabenzeit, daß ein Landprediger Förster aus unserer Nähe öfter meinen Vater besuchte. Dies war zuverlässig Ihr Vater, er hat ein Bändchen geistlicher Lieder herausgegeben, welche Sie, da ich mich mit der Geschichte der deutschen Literatur beschäftige, in meiner Bibliothek finden." —

So verdankte ich einer glücklichen Begegnung die Bekanntschaft nicht nur mit einem, mir freundlich entgegenkommenden Verwandten, sondern auch mit einem, nach Verlauf einiger Jahre durch eigene Gedichte und seine Uebersetzung der Sonette und Canzonen Petrarka's, Tasso's und Dante's zu einem verdienten Ruhme gelangten Dichter und

Gelehrten: dem Professor Karl Förster in Dresden. Ein günstiges Schicksal hat es gefügt, daß die Bande der Verwandtschaft und herzlichster Freundschaft uns nach Verlauf einiger Jahre eng und innigst verbanden; er verheirathete sich 1817 mit meiner Schwester Luise und wurde somit mein geliebtester Schwager.

Den anderen Herrn auf der Terrasse der bretternen Saloppe hatte ich, wegen seines hochblonden Haares, seiner blauen Augen, seiner zartweißen Hautfarbe und wegen der englischen Worte — es war jedoch, was ich damals noch nicht kannte, plattdeutsch, — welche er in seine Rede mischte, für einen Engländer gehalten. Jetzt erfuhr ich, daß es ein ehrlicher Pommer und noch dazu der Landschaftmaler Friedrich aus Greifswald war. — Als ich nach Beendigung meiner akademischen Studien Dresden zu meinem Aufenthalt wählte, wurde Friedrich, dessen Landschaften sich eines allgemein anerkannten Ruhmes erfreuten, ein Freund vertrautesten Umganges.

In Gesellschaft der beiden Freunde trat ich den Heimweg nach der Stadt an, wo ich der guten Tante nicht genug von den gehabten Erlebnissen dieses Tages erzählen konnte. „Für morgen," sagte sie, „gehörst Du mir an. Es ist Sonntag, da führ' ich Dich in die katholische Kirche und zu Mittag hab' ich Dich bei meinem lieben Finanzrath Weiße, dessen Gast ich alle Sonntage zu Mittag bin, angemeldet. Nachmittag ist Musik in Reisewitzens Garten, und da tractir' ich Dich mit den berühmten Dresdner Käsekeilchen."

Bei guter Zeit war ich am nächsten Morgen geschniegelt,

gestriegelt und gebügelt und trat, mein kleines Tantchen am Arm, die Wanderung nach der katholischen Kirche an. „Wir haben noch Zeit zu einem Spaziergange über die Brücke nach dem Palaisgarten,“ sagte das Tantchen, und da ich erfuhr, daß dieser Garten zu dem japanischen Palais gehöre, in welchem sich die Antikensammlung befinde, war es mir sehr erwünscht, die Gelegenheit desselben kennen zu lernen. Es war heut in des Wortes wahrhaftester Bedeutung ein schöner Sonnen-Sonntag. Ueberall in den Straßen geputzte Leute, und ich wunderte mich nur, daß mir auch nicht ein einziges bekanntes Gesicht begegnete und ich nicht ein einziges Mal Veranlassung hatte, meine Mütze zu ziehen. Tantchen gab Auskunft über alle Fragen meiner Neugier; da erfuhr ich, daß die unter einem Säulenportal in der Schloßgasse Sitzenden, in gelb- und blaugestreiften Wämsern und Pluderhosen Gekleideten, keine Baugefangene, sondern die Schweizergarde, das sehr eingeräucherte, in enge Gassen eingeklemmte Gebäude kein Zuchthaus, sondern das königliche Schloß sei. Auch über die Portechaisen und ihre, in gelben Röcken und blauen Beinkleidern in raschen Schritten mit „Platz da!“ uns überrennenden Träger erhielt ich Bescheid, so wie über die „Gardekarressiere“ im Cuiraß und die rothuniformirte Fußgarde mit hohen Bärenmützen. Auf der Brücke wußt' ich nun, aus der gestern gemachten unumstößlichen Erfahrung, daß man von dem linken zum rechten Ufer ebenso wie vom rechten zum linken Ufer sich immer auf dem Fußwege zur rechten Seite halten müsse, wodurch erreicht wird, daß man nie *gegen*, sondern immer *mit* dem Menschenstrome schwimmt. Von der Mitte der Brücke aus machte meine

Führerin mich aufmerksam auf die herrliche Aussicht aufwärts des Stromes, wo in glänzender Beleuchtung der Lilienstein und der Königstein als die Riesenpfeiler des Einganges in die sächsische Schweiz aus den dampfenden Gründen zu den freieren und heitren Regionen emporragten. Ich empfand hier zum Erstenmale die unwiderstehlich anziehende Kraft, welche Berge aus der Ferne auf uns ausüben. Diesmal war es mir noch versagt, diese Sehnsucht zu stillen.

Nachdem wir in dem Palaisgarten uns geruht und ich von den dort vorhandenen, in Gartenanlagen verwandelten Wällen mit neugierigen, oder vielmehr wißbegierigen Blicken in den Antikensälen einige Statuen erspäht und eine Vorfreude des nächsten Tages empfunden, an welchem mich Hofrath Böttiger zu einer Vorlesung hierher beschieden hatte, — nahmen wir unseren Rückweg wieder über die Brücke und trafen in der katholischen Kirche ein, als unter Pauken- und Trompetenschall die Messe begann. „Wir müssen uns," sagte die Tante, „hier trennen; die Frauenzimmer bleiben auf der linken Seite, Du gehst hinüber auf die rechte; nach beendigter Messe wollen wir uns im Zwinger am Eingange treffen." Als ich noch eine nähere Erkundigung über den Zwinger mir erbitten wollte, trat ein gepuderter Livréediener, welcher einen Stock mit dickem silbernen Knopfe trug, wie sie die Tambourmajors der französischen Regimenter führten, heran und schob mich höflich, aber unsanft auf die andere Seite. — Mir lag daran, den Hokuspokus der katholischen Messe recht in der Nähe mit anzusehen, und es hielt nicht schwer ganz nah an den Hochaltar zu gelangen. Es war

das erste Mal, daß ich einem katholischen Gottesdienste beiwohnte. Mich, den Sohn eines lutherischen Landpfarrers, an den einfachen Kirchengesang der Gemeinde, an das aus der Bibel vorgelesene, durch die Predigt erläuterte Wort Gottes gewöhnt, befiel bei diesem, für mich grauenhaften Spectakel eine unbeschreibliche Verwirrung. In dem aufsteigenden Gewölk des Weihrauches erblickte ich Schaaren von schwarzen Teufelchen mit Hörnern und Schwänzen auf- und niedertanzen, die Priesterschaft in goldenem Brokat wie Brautjungfern aufgeputzt, beschwor mit ihrem lateinischen Abrakatabra und Kreuzschlagen vergebens die Unholde, vergebens plärrten die Pfaffen unverständliche Worte, vergebens läuteten und klingelten die, in der Affenkomödie wohl dressirten, possierlichen Kleinen in ihrem rothen Ueberwurf — ich wurde die bösen Geister nicht los, und als nun zuletzt der Oberpriester unter dem Schall der Posaunen die Monstranz erhob, die Gläubigen sich niederwarfen, sich bekreuzten und an die Brust schlugen, da empfand ich einen Jammer über das Elend und die Thorheit der Menschheit, wie ihn wohl unser Heiland mag empfunden haben, als er über Jerusalem weinte. Ich konnte meine Thränen nicht zurückhalten und eilte dem Ausgange zu, um frische Luft zu schöpfen. „Und solchen Greuel," sagte ich mir, „mußt Du an der Wiege der Reformation, in der Haupt- und Residenzstadt der sächsischen Kurfürsten erleben, die einst für die Reformation Gut und Blut eingesetzt, deren Nachfolger aber, durch den Mammon der polnischen Krone verlockt, der Gewissens- und Glaubensfreiheit untreu geworden sind und ihre Seelen — dem Papste verschrieben haben."

Wie froh war ich, als ich aus dem Weihrauchqualm in freier Luft wieder einen gesunden Zug thun und die Blüthendüfte der, im Zwinger aufgestellten Orangen- und Citronenbäume einathmen konnte. Es wurde mir nicht leicht, meine gute Tante aus der Menge der Spaziergängerinnen herauszufinden, denn der verkrümmten Rücken giebt es hier so viele unter dem weiblichen Geschlecht, daß ein dergleichen kleiner Verdruß in Dresden zur Mode gehört. — „Nun?" war ihre erste Frage, „wie hat Dir die göttliche Musik gefallen? Singt unser Sassaroli nicht wie ein Engel? Der Papst hat ihn dem Könige für schweres Geld überlassen, er bekommt sechstausend Thaler Gehalt, das Doppelte von dem, was ein Minister oder General bekommt." — „Meine Augen," antwortete ich, „waren durch die Komödie des Altars so in Anspruch genommen, daß mir darüber, wenn auch nicht das Sehen, doch das Hören verging." Endlich erinnerte ich mich, vom Orgelchore herab Töne gehört zu haben, die ich nicht für Männer- noch für Frauenstimmen, sondern für Töne der, im Register der Orgel als „vox humana" bezeichneten Pfeifen gehalten hatte. Ich hatte in Altenburg Gelegenheit gehabt, Bekanntschaft mit dem Instrumente der heiligen Cäcilia zu machen durch einen der berühmtesten Orgelvirtuosen, den Hoforganisten Barthel, dessen Meisterhändedruck und Meisterfußtritt auf der Doppelclaviatur und dem Pedal der Silbermannschen Orgel der Schloßkirche die hohen Bogenfenster oft erzittern machten. Er hatte mir es dringend empfohlen, die Messe der katholischen Kirche nicht zu versäumen, mich auf die Wunderstimmen der Hofcastraten aufmerksam gemacht und mich belehrt über die,

mit der Mordthat auf gleicher Stufe des Verbrechens stehende, mit Genehmhaltung des Papstes ausgeführte Verstümmelung der, mit Gesangtalent begabten Christenknaben. Und wenn es alle Welt für Engelstimmen erklärte, für mich überwog der Gedanke an das begangene Verbrechen jeden Kunstgenuß. Die Empörung meines sittlich-menschlichen Gefühls gegen die Frevel der römischen Clerisei erhielt hierdurch verstärkte Nahrung.

Von dem Zwinger führte uns der Weg noch einmal an der katholischen Kirche vorüber. Am vorderen Eingange waren Leute versammelt, welche einen in Form eines Komödienzettels gedruckten Anschlag lasen. Neugierig zu erfahren, was der Zettel besage, stieg ich die Stufen hinauf, und las zu meinem nicht geringen Entsetzen: „Vollkommener Ablaß für alle Sünden" und nicht nur für begangene, auch für zukünftig noch zu begehende, welchen diejenigen gewannen, die sich einer Wallfahrt nach — wenn ich mich recht erinnere — Marienthal, zu den Gebeinen der heiligen Petronella anschließen, an den ihr geweihten Altären o p f e r n, fünf Messen lesen und einhundert Paternoster und Ave Maria beten würden. Eine Abbildung der Seelen im Fegefeuer befand sich darunter, und so war denn in dem Lande der Geburtsstätte der Reformation der Kasten des Ablaßkrämers Tetzel mit der Aufschrift:

„Sobald das Geld im Kasten klingt,
Die Seele aus dem Fegefeuer springt."

wieder aufgestellt und geöffnet.

Von dem Finanzrath Weiße, bei welchem meine Tante mich als Sonntagsgast einführte, wurde ich freundlich auf-

genommen, und da ich mehrere der Schriften seines Bruders, des in Leipzig (1804) verstorbenen Kreis-Steuereinnehmers, kannte, namentlich seine komischen Opern: die Jagd, Lottchen am Hofe, der Dorfbarbier, und einzelne Gedichte, fehlte es nicht an Stoff zu unterhaltender Belehrung für mich. In den Zimmern des würdigen alten Herrn, — ob er Wittwer oder unverheirathet war, ist mir nicht erinnerlich — waren eine Anzahl mir unbekannter Portraits aufgehangen, die mich jedoch durch ihr kräftiges Colorit und ihre lebendige Auffassung interessirten. Der gefällige Wirth nannte mir die Personen, meist Glieder seiner Familie und Freunde. „Sie werden," fügte er hinzu, „heute Mittag den Maler dieser Bildnisse kennen lernen, es ist Graff, der Director der Königlichen Bildergallerie, der berühmte und gegenwärtig in Deutschland wohl der erste Portraitmaler." Die Gesellschaft bestand aus nicht mehr als acht Personen; vier Herren und vier Damen; unter den letzteren die durch ihre Copie der Madonna Sixtina Raphael's berühmte Frau Seydelmann, nach deren Zeichnung Müller seinen unvergleichlichen Kupferstich gemacht hat. Als eine besondere Begünstigung hatte ich es anzusehen, daß der Wirth mir meinen Platz neben Graff anwies. Es war ein muntrer alter Herr, der Puder ließ nicht erkennen, ob das Haar melirt, grau, oder vielleicht schon weiß war; obschon er eine Brille trug, blitzten dennoch seine Augensterne durch die Gläser hindurch. Er trug einen braunseidenen Frack mit großen Stahlknöpfen, brüsseler Manchetten und Busenstreif, eine geblümte blauseidene Weste und schien die Artigkeiten, welche seine Nachbarin, Frau Seydelmann, ihm über

seine Toilette machte, gern anzunehmen. Als er von mir erfuhr, daß ich in der Körner'schen Familie bekannt sei und ich ihm meine Bewunderung seiner in dem Zimmer aufgehangenen Bildnisse zu erkennen gegeben, fragte er mich: ob ich nicht auch die von ihm gemalten Portraits bei Körner's gesehen? Auf meine Entgegnung, daß ich erst vor wenigen Tagen angekommen sei und der Familie meinen Besuch in Loschwitz gemacht habe, forderte er mich auf, doch ja nicht zu versäumen, den Herrn Apellationsrath um Erlaubniß zu bitten, die in seiner Stadtwohnung befindlichen Portraits sehen zu dürfen. „Sie finden von mir Schiller, die Herzogin Dorothea von Curland, Körner nebst Frau und deren Schwester, unsere berühmte Pastellmalerin Fräulein Stock und andere Freunde und Verwandte des Hauses. Die größte Noth, zuletzt auch die größte Freude hat mir aber doch das Portrait Schillers gemacht; das war ein unruhiger Geist, der hatte, wie wir sagen, kein Sitzfleisch. Nun liebe ich es zwar sehr, wenn die Personen mir gegenüber nicht wie Oelgötzen regungslos dasitzen, oder wohl gar interessante Gesichter schneiden, aber Freund Schiller trieb mir die Unruhe doch zu weit; ich war genöthigt, den schon auf die Leinwand gezeichneten Umriß mehrmals wieder auszuwischen, da er mir nicht still hielt. Endlich gelang es mir, ihn in eine Stellung festzubannen, in welcher er, wie er versicherte, sein Lebtag nicht gesessen, die aber von den Körnerschen Damen für sehr angemessen und ausdrucksvoll erklärt wurde. Er sitzt bequem und nachdenklich, den zur linken Seite geneigten Kopf auf den Arm stützend; ich meine den Dichter des Don Carlos, aus

welchem er mir während der Sitzungen vordeklamirte, in einem glücklichen Momente aufgefaßt zu haben. Nun, Sie werden ja das Bild sehen und daneben die Portraits des Körnerschen Ehepaares und der Herzogin von Curland, der von aller Welt hochgefeierten Schönheit; allein es wird wohl heißen: „ils sont passés ses jours de beauté.“ Es interessirte den Meister, von mir, der ich die Herzogin noch in jüngster Zeit auf ihrem Schlosse in Löbichau gesehen, zu hören, daß auch jetzt noch die zarte Schönheit der Herzogin, obschon sie vielleicht einige fünfzig Sommer hinter sich habe, allgemeine Bewunderung und Huldigung finde. „La toillette fait tout“ bemerkte der Meister schalkhaft; „wir lassen uns nichts weiß — und roth vormachen. Da muß ich doch gestehen, daß meiner verehrten Freundin Minna Körner eine unverwüstlichere Schönheit verliehen worden ist; die bedarf keiner ausbessernden Nachhülfe.“ Die Nachbarin Frau Seydelmann stimmte lebhaft ein, und auch andere Tischgenossen erklärten: noch immer gelte die Frau Körner für die größte Schönheit Dresdens. „Und nun hätten Sie, meine Herren und Damen,“ rief Graff mit gehobener Stimme, „diese Schönheit vor fünfundzwanzig Jahren sehen sollen, diese Minna Stock, eine Gestalt wie Minerva, reiches schwarzgelocktes Haar, feurige dunkle Augen voll Geist und Leben, einen bräunlichen Teint, durchschimmert von Rosenroth, Stirn, Nase, Mund, Kinn von den edelsten Formen und eine Büste voll und gerundet, es war zum Entzücken, — lassen Sie uns anstoßen auf das Wohl der schönsten Frau!“ Der alte Herr war ganz Feuer und Flamme; die Gläser erklangen, und als sie geleert waren, sagte der, mit

einem Mal in Schwermuth versunkene Meister: „Und nun hab' ich Ihnen doch noch ein besonderes Mißgeschick, welches ich erfahren, mitzutheilen. Von der seltenen Schönheit ganz bezaubert, bat ich Demoiselle Stock, mir das Vergnügen zu gewähren, sie zu malen. Ihr Vater, der Kupferstecher Stock, mein guter Freund, gab gern seine Einwilligung, und Minna, damals die verlobte Braut Körner's, freute sich darauf, ihren Bräutigam an seinem Geburtstage damit zu überraschen. Noch niemals hatte ich ein Bild mit so viel Liebe und Lust gemalt, wie dieses, nie war mir eines besser gelungen und wird mir auch keines wieder so gelingen, ich hatte meine Freude daran. Noch war das Oel nicht getrocknet, aber Minna brachte das noch nicht gefirnißte, noch nicht eingerahmte Bild zu ihrem Liebsten, der mich versicherte, er würde es geküßt haben, wenn nicht das Original ihm näher gestanden hätte." — „Ei nun," bemerkte Frau Seydelmann, während Graff sein Glas leerte, „das klingt ja gar nicht so gefährlich!" — „Hören Sie weiter," nahm Graff die Rede wieder auf, „das Lamento folgt auf der Stelle. Körner's Vater war Superintendent, und zwar ein strenggläubiger von dunkelster Färbung und schwer herabhangender Wolkenperrücke! Als das glückliche Brautpaar ihm das Bild auf sein Zimmer bringt und dem Papa eine große Freude zu machen gedenkt, ruft er beim ersten Anblick mit Entsetzen aus: „ein Sündenkonterfei! ein heidnisches Götzenbild! eine Venustochter ohne Schaam und Scheu! Dergleichen werde ich weder vor meinen noch vor Euren Augen dulden!" — „Der gestrenge Herr Superintendent", fragte die Nachbarin ängstlich, „wird es doch nicht in das Feuer

geworfen haben?“ — „Das nicht,“ sagte kopfschüttelnd mit niedergeschlagenen Augen der Meister, „nicht zum Scheiterhaufen, aber zu nicht minder schmerzhafter Execution wurde mein Bild verurtheilt. Der hochpriesterliche Scharfrichter schnitt die Leinwand mit dem Federmesser aus dem Blendrahmen, legte es wie einen Bogen Papier zusammen und gab es dem verstummten und erstaunten Sohne mit der strengen Weisung, ein so unchristliches Bild ihm nie wieder vor die Augen zu bringen. Erst hier in Dresden habe ich das, über mein schönstes Bild verhängte Strafgericht erfahren. Wo dasselbe ein Ende genommen, konnten mir die lieben Körner's selbst nicht sagen. Mein Freund hatte es in dem Zustande, wie es der Vater zugerichtet, versteckt; bei dem bald darauf erfolgten Umzuge der Neuvermählten nach Dresden war es nicht wieder zum Vorschein gekommen, und Niemand weiß, wo es ein Ende genommen.“ — Die Herren waren neugierig zu erfahren, was denn wohl der geistliche Herr so Anstößiges an dem Bilde gefunden habe? worauf Graff erwiderte: „Ja, das haben sich weder die Frauen noch die Herren, welche das Bild auf meiner Staffelei gesehen hatten, noch hab' ich es mir selbst zu erklären gewußt. Im Allgemeinen mag die große Anmuth und Schönheit einen bezaubernden Eindruck auf den frommen Mann gemacht haben, im Einzelnen aber der, den züchtigen Busen nur leicht verhüllende Schleier unbequeme Empfindungen erregt haben. Jammer und Schade aber bleibt es, daß dies Portrait, das ich hundert anderen von mir gemalten, vorziehe, verloren gegangen ist.“ Alle stimmten, und ich vor allen anderen, in seine Wehklage ein und

konnte damals keine Ahnung davon haben, daß ich, wenn auch erst nach einer langen Reihe von Jahren, der Einzige über den Verlust Getröstete sein würde.

Mein väterlicher Freund, der in Berlin 1831 verstorbene Staatsrath Körner, hatte mich in seinem Testamente bedacht und mir außer dem, von Graff gemalten Bildnisse Schillers, noch andere Bilder und Andenken, auch seine musikalische Bibliothek und seinen schriftlichen Nachlaß vermacht. Als ich in Gemeinschaft der verwittweten Frau Körner diesen Nachlaß ordnete, fanden wir in einem Notenpacket eine, in Quartformat zusammengelegte, Leinwand, welche ich für gewöhnliches Wachstuch hielt. Die Freundin aber rief mit freudigem Erstaunen aus: „O du mein Gott! das ist ja mein von Graff vor fünfzig Jahren gemaltes Portrait als Braut, nach welchem wir so oft vergeblich gesucht haben!" Die Leinwand war so fest aneinander gebacken, daß von dem, nach innen gefalteten Bilde nicht möglich war etwas zu erkennen. Die gütige Freundin machte mir ein Geschenk damit, ich übergab es dem Restaurator der Bildergallerie des Museums, Professor Xeller, und erhielt dasselbe nach Verlauf einiger Zeit in ursprünglicher Schönheit von ihm zurück. So hängt es jetzt über meinem Schreibtische neben Schiller's Bildnisse desselben Meisters zu meiner und aller derer, die mich besuchen, Erbauung und Freude. —

Kehren wir jetzt zur Mittagstafel des Finanzrathes Weisse zurück, so habe ich noch zu erwähnen, daß mir Meister Graff eine Karte einhändigte, auf welcher mit Bleistift geschrieben war: „Empfohlen an den Herrn Inspektor Riedel

zum Eintritt in die Gallerie." — „Bei euch Herren Studenten," fügte er wohlwollend hinzu, „hat sich der Dukaten zur Bildergallerie gewöhnlich in der Tasche verkrümelt; auf diese Karte finden Sie jeden Tag Einlaß und können sich an die erste beste Gesellschaft, welche herumgeführt wird, anschließen." Mit vielem Danke nahm ich dies an und freute mich, von der Tante den Ausruf zu hören: „Nein, Fritz! was für ein Glücksvogel Du bist. Ich kam noch nicht dazu, die Gallerie zu sehen."

Des Aufregenden hatte ich an diesem Sonntage so manches erlebt, und der Spaziergang mit der Tante nach Reisewitzens Garten und die als Abendbrod daselbst genossenen berühmten Dresdener Käsekeilchen konnten meine Unruhe nicht beschwichtigen. Vornehmlich aber war es doch der Besuch der katholischen Kirche und die vor dem Hochaltar empfundenen Eindrücke, welche mich bis spät in die Nacht wach erhielten. Ich sah mich in meinem Schlafzimmer nach Büchern um, die mich auf andere Gedanken bringen sollten; die ganze Bibliothek der Tante bestand aber nur in einem lutherischen Gesangbuche. Dies nahm ich an mein Bett und versuchte, durch einige erbauliche Lieder und Gebete mich einzuschläfern; es gelang mir nicht, vielmehr gerieth ich durch Luther's gewaltiges Lied: „Eine veste Burg ist unser Gott" in noch größere Aufregung, die sich auch, nachdem ich eingeschlafen war, in wirren Träumen noch fortsetzte. Am frühen Morgen war ich schon wieder wach und begab mich ins Freie, um in den erfrischenden Lüften mich „gesund zu baden." Bald hatte ich den großen Garten erreicht, aus dessen Waldung und Laubgehegen ich nachstehende Verse mit nach Hause brachte.

Das katholische Sachsen.

O Schmach und Schande!
Dem Sachsenlande
  Von seinen Fürsten angethan.
Was längst vernichtet,
Neu aufgerichtet:
  Verworfnen Papstes Fluch und Bann.

Zu schnödem Lohne
Für Polens Krone
  Ein Kurfürst ab den Glauben schwur.
Im Sündenpfuhle
Zu seiner Buhle
  Wählt er die babylonsche H . .

Wo einst mit Ehren
Rom abzuwehren
  Die Friedriche das Schwert geführt,
Beim Rosenkranze
König und Schranze
  Kaiser Napoleon hofirt.

Wo Blitzespfeile,
Wo Donnerkeile
  Geschleudert Doktor Luthers Mund,
Da plärrt der Pfaffe,
Beelzbubs Affe,
  Lateinisch sich die Kehle wund.

Der Könige Frevel
Verdampft wie Schwefel,
  Die Wahrheit macht ihr nie zu Spott.
Sie zu bezwingen
Nie wird's gelingen:
  „Eine veste Burg ist unser Gott!"

Ein neues Fest stand mir am folgenden Tage bevor: Hofrath Böttticher hatte mich zu seiner Vorlesung in dem Saale der Antiken im Japanischen Palais eingeladen, wo ich noch vor der bestimmten Zeit mich einfand. Zum Ersten=

male stand ich vor den ursprünglichen Schöpfungen von den Händen griechischer und römischer Künstler in Marmor. Einen geheiligteren Schauer der Andacht, als ich ihn hier empfand, wird vielleicht niemals ein Grieche oder Römer in dem Tempel seines Gottes empfunden haben. Vor wenigen Tagen hatte ich noch in einer Vorlesung Werner's, des berühmten Geognosten in Freiberg, von den Wundern der Urwelt gehört und daß es nichts Erhabeneres geben könne, als wenn es uns einmal vergönnt würde, in jenen Urwäldern, welche jetzt in Braun- und Steinkohlen-Flöße verändert, in der Gesellschaft von Mammuthen, urweltlichen Hippopothamussen, Riesenhirschen und dergleichen Gethier, zu lustwandeln; da meinte ich doch, daß es ein erhabneres und erhebenderes Lustwandeln sei, unter diesen Schöpfungen menschlicher Kunst, welche aus dem verschütteten Herkulanum und Pompeji und aus den Trümmerstätten der ewigen Roma zu Tage gefördert wurden, sich zu ergehen.

Der gelehrte Hofrath machte, sobald sich die, aus Herren und Damen der vornehmen Gesellschaft bestehende Zuhörerschaft versammelt hatte, zuerst einen erläuternden Umzug, auf welchem er bei einzelnen Statuen, heut besonders bei den, aus einem Amphitheater Herkulanums ausgegrabenen, Musen verweilte. Die eigentliche Vorlesung hielt er in dem letzten Saale, in welchem eine hinreichende Anzahl von Stühlen aufgestellt war, über eine, auf einem Felsen sitzende, jugendliche, weibliche Gestalt, in welcher er, andere Auslegungen widerlegend, Ariadne auf einem Felsen der Insel Naxos erkennt, wie sie dem, auf seinem Schiffe davonsegelnden Theseus nachblickt, welcher die Geliebte verläßt, deren

erfinderische Klugheit ihm den Faden reichte, an dem er nach Erlegung des Minotauros, sich aus den Irrgängen des Labyrinthes wieder herausfand. — Der Vortrag des gelehrten Herrn, mehr aber noch die vollendete Schönheit Ariadne's, in welcher mir zum Erstenmale das, von hellenischer Kunst erreichte, Ideal vor sichtlichem Auge erschien, nahmen mich so in Anspruch, daß ich, ganz versunken in das Anschauen der Statue, davor ganz allein zurückgeblieben war und wie aus einem schönen Traume von dem Aufseher geweckt und zum Verlassen des Saales aufgefordert wurde. Ein kleines Trinkgeld verschaffte mir an jedem Tage Zutritt, und ich habe Stundenlang vor dieser Statue gesessen, welche, selbst nachdem ich in dem Antikensaale des Louvre in Paris der Venus von Melos gegenübergestanden, noch immer als ein Gebilde höchster Vollendung von mir verehrt wird. Ihr meine Huldigung und dem mir so freundlich gesinnten Hofrath Bötticher meinen Dank zu bezeigen, schrieb ich einige Distichen nieder, welche ich ihm am nächsten Tage zuschickte.

Ariadne.

Weh mir! Theseus, du fliehst? Untreuer Geliebter, du läßt hier
    Auf dem verödeten Fels deine Geliebte zurück?
Theseus! o höre den Ruf, den klagenden Ruf der Geliebten,
    Die sich, ach! so bethört, die sich so schnell dir ergab.
Die dir den Faden gereicht, daß aus labyrinthischem Irrgang
    Sicher den Rückweg du fandest nach blutigem Kampf,
Als Passiphäus Sohn du erschlugst, Minotauros den Unhold,
    Welcher mit gier'gem Gelüst Knaben als Opfer verschlang.
Wär' doch der Faden ein Tau und hätt' ich an's Schiff ihn gebunden,
    Schläng ich es fest um den Arm, zög' den Entfloh'nen zurück.
Ach! schon seh' ich die Anker gelichtet, es schwellen die Segel
    Und von den Wellen gewiegt schaukelt das schwankende Schiff.

Thetis! Göttin des Meeres, dir ruf' ich und dir Galatea,
Wenn ihr jemals geliebt, rächet treulosen Verrath.
Sturm zu erregen gebietet dem Aeolus, Boreas rase,
Daß die empörte Fluth schlinge den Frevler hinab.
Oder meint ihr es gut, dann sendet gefälligen Westwind,
Zephyros führe zu mir sanft den Entfloh'nen zurück. —
So wehklagete laut in ihrem Schmerz Ariadne,
Aber das Echo gab spottend die Klage zurück.
Horch! da tönte von fern Panpfeifengetön und die Trommel,
Becken und Zinken, dazu wilder verworrener Lärm.
Evoe! schallt's, Jo Bacchos! Heil! dreimal Heil Dionysos!
Mit Bocksprüngen vorauf raset die tobende Schaar,
Der Satyr und der Faun, und die Thyrsus schwingenden Jungfrau'n,
Der Korybanten Gesang tönt mit Mänaden im Chor.
Aber umstrahlet von himmlischem Glanz erscheinet der Gott nun,
Rebenbekränzt das Gelock, goldenen Stab in der Hand.
Weißes Gewand mit Purpursaum von der Schulter zur Hüfte
Ueber die edle Gestalt wallt zur Sandale hinab.
Aufrecht steht er im Wagen von Elfenbein, welchen mit Gußwerk
Und mit goldenem Schmuck künstlich Hephästos verziert.
Und das Gespann, zwei fleckige Tiger mit lechzenden Zungen,
Lenket Eros der Schalk, der an dem Zügel sie führt.
Hinter dem Wagen daher wie vorauf bacchantischer Troß tobt,
Und zu gemeinsamer Lust schwankt auf dem Esel Silen. —
Aber zu seh'n, was es giebt, Ariadne steigt von dem Felsen,
Wohl neugierig bleibt auch in dem Schmerze das Weib.
Staunend erblickt sie der Gott. „Dorthin lenk', Eros, den Wagen,"
Ruft er, „ihr andren zurück! ruht euch behaglich im Hain."
Stumm mit gesenktem Blick empfängt den Gruß Ariadne.
„Welch' ein Kummer bewegt, holdeste Jungfrau, dein Herz?
„Siehe! dir nahet der Gott, der die Sorgen löset, Lyäos,
„Von der umwölkten Stirn küß' ich die Trauer hinweg."
Und Ariadne darauf: „Wohl schmeichlerisch sind deine Worte,
„Doch nur ein schallender Hauch leicht in den Lüften verweht.
„Nimmer schenk' ich dem W o r t e, dem W u n d e r allein schenk' ich Glauben,
„Also haben es mich warnende Priester gelehrt." —
„„Wunder verlangst du von mir und Zeichen, daß ich ein Gott sei:
„„Dem kleingläubigen Kind geb' ich Gewißheit wie gern.""
Zart nun löst er vom Haupt Ariadne's goldenes Stirnband,
Reich mit Saphiren besetzt und mit Rubin und Smaragd.

Freundlich senket Selene den duftigen Schleier zur Erde
Und in ambrosische Nacht hüllen sich Hain und Gefild.
Jetzt mit mächtiger Hand bis hinauf zum Gewölbe des Himmels
Schleudert den Reifen der Gott, wo er, ein strahlender Kranz
Funkelnder Sterne erscheint, vielfarbig spielend im Lichtglanz,
Roth der Rubin, der Smaragd grün und azur der Saphir.
Staunend erblickt Ariadne das Wunder und gläubigen Herzens
Willig vertrauend ergiebt sie sich dem tröstenden Gott.
Heut noch glänzt an dem Himmelsgewölb der Kranz Ariadne's:
Führ' mich, du schönes Gestirn, glücklich zur Heimath zurück. —

Bei meinem Abschiedsbesuche sagte mir der gelehrte Hofrath einige aufmunternde Worte über meine Elegie, auch diesmal wieder in lateinischer Rede, aus welcher mir nur erinnerlich blieb, daß er mir sagte: ich habe mir an dem „Propertio graecistante“ ein gutes Vorbild gewählt. Und so war es auch und ist auch so geblieben. Die Elegieen des Properz — vor allen anderen seine berühmte „Regina elegiarum: Desine, Paulle, meum lacrimis urgere sepulcrum“ &c. erschienen mir damals und erscheinen mir noch heut als die höchste Blüthe römischer Dichtung. —

Am nächstfolgenden Tage machte ich von der, mir von Graff gegebenen Einlaßkarte zur Bildergallerie Gebrauch; sie wurde von dem hochbetagten Inspector Riedel, welcher diese Schätze schon zur Zeit des siebenjährigen Krieges bewachte, bestens respectirt, und ich wurde angewiesen, mich an eine der Gesellschaften, welche ein Galleriediener herumführte, und von der man sich nicht entfernen durfte, anzuschließen. Die Eintönigkeit, mit welcher der Diener in der Weise eines Guckkastenmannes die Namen der Meister und die Bedeutung des Gemäldes mechanisch herleierte, ermüdete mich so, daß ich wohl nicht eine volle Stunde aus-

hielt und um Auslaß bat. Ueberhaupt war mir der Sinn für die Kunst der Malerei und für die Gemälde noch gänzlich verschlossen. Selbst die Madonna Sistina und die Nacht von Correggio erkannte ich nicht nach ihrer hohen Bedeutung; mir galt die Malerei zu sehr für die Kunst des Scheines, ich gab der Skulptur, zumal dem griechischen Ideal, den Vorzug und gerieth darüber oft in Streit mit meinen Studiengenossen. Später habe ich meine Ansichten berichtigt; aber für diesmal ließ ich es bei diesem ersten Besuche der Bildergallerie bewenden und verwendete die mir verstattete Zeit ausschließlich zum Besuche der Antikensammlung und der Mengs'schen Gipsabgüsse, in welcher letzteren ich an dem Inspector Mathäi einen sehr gefälligen und unterrichtenden Führer fand. In Folge seiner Gefälligkeit entging er dem Schicksale nicht, welches seitdem noch so Mancher und Manche erfahren, die mir etwas Freundliches erwiesen, er erhielt als Dank von mir — ein Gedicht.

Dresden.

Das Museum Mengs.

Welch' eine Welt thut auf sich vor mir! Geheiligte Räume!
    Führte mein Fuß mich nach Rom, oder empfängt mich Athen?
Oder trug mein Adler, o Zeus, auf schwebendem Fittig
    Mich, eines Sterblichen Sohn, in der Unsterblichen Kreis.
Ja, euch grüß' ich, die ihr die schöne Welt einst regiertet,
    Neiget ein gnädiges Ohr kindlichem Opfergesang.
Schüchtern nah' ich mich auch in bescheidener Freude der Demuth,
    Daß nicht beim Göttermahl Tantalos Loos mich ereilt.
Reiche mir, Hebe, die Schaale, mit Nektar gefüllt, daß mein Auge
    Nicht geblendet sich fühlt hier von dem himmlischen Strahl.
Sanft in den Flügeln gewiegt sank hier ein Genius nieder,
    Morpheus streute den Mohn auf des Ermüdeten Haupt.

Leise nun tret' ich heran, kaum wag' ich die Ruhe zu stören,
Unter aufathmendem Hauch hebt sich und senkt sich die Brust.
Gern wohl gönnt' ich den Schlummer, den sel'gen dir, aber erwache!
Gieb dem Herakles du sichres Geleit in Gefahr.
Zürnend verfolgt ihn die Gattin des Zeus, der gewaltige Arm ruht,
Eros bezwang ihn, er nahm Omphale's Spindel zur Hand.
Auch du, Paris, wagtest dich kühn in die Kreise der Götter,
Du, den der Apfel verräth, welchen dir Eris geschenkt?
Fürchtest du nicht die Rache der lilienarmigen Here,
Nicht der Athene Zorn? Beide gedenken es dir,
Daß Aphroditen du den Preis der Schönheit ertheiltest,
Daß du die Götter zum Kampf gegen einander geführt.
Hättest du nimmer den Stab des Hirten vertauscht mit dem Wurfspeer,
Nie das achäische Weib heim zu dem Vater geführt,
Ilion wär' nicht genaht des Achilleus blutiger Mordstahl,
Priamos weinete nicht um den erschlagenen Sohn. —
Und ihr allein nur betrübt? du Kastor und du Polydeukes,
Liebende Brüder, ihr senkt nieder zum Boden den Blick.
Treulich umarmen sie sich, sie nahen dem festlichen Altar,
Doch kein Opfer versöhnt Äis gestrenges Gebot.
Kastor! die Fackel verglüht! die zögernde Flamme verlischt schon,
Und zu der stygischen Fluth gehst du, zum Hades hinab.
Aber es theilte der Bruder mit dir die Freuden des Lebens,
Willig theilt er mit dir nun auch des Todes Gesetz.
Dich aus des Erebus Nacht zu befreien vergönnt Äidoneus,
Tag um Tag nun fortan wechselt ihr Leben und Tod. —
Einer der Himmlischen schreitet daher, du bist es, Apollon,
Stolz erhebst du das Haupt über die niedere Welt.
Hoheit thront auf der Stirn dir und siegverkündend
Sendest den flammenden Blick du dem Gefallenen nach.
Kommst du herauf von dem troischen Feld, von der tobenden Mordschlacht?
Tauchte dein Pfeil sich tief in das achäische Blut?
Oder entsandtest du das Geschoß nach den blühenden Kindern,
Welche Niobe stolz über die Götter erhob?
Sterbliche können auch Sterbliche tödten; doch Python den Drachen
Niederzuschmettern gelang dir nur, dem delphischen Gott.
Dich auch, Cyprische Göttin, begrüß' ich, dich trugen die Horen
Aus des Okeanos Fluth an das bekränzte Gestad.
Freundlich schmückten die Grazien dich mit dem holdesten Liebreiz,
Herzenbezwingende Macht wurde vom Zeus dir verliehn.

Göttliche Schönheit zu schaun den Sterblichen hast du gewürdigt,
Unbefangen, ein Kind, warfst du den Schleier zurück.
Weh! dem, welcher mit irdischem Sinne dir naht, Tiresias Schicksal
Treff' ihn, in ewiger Nacht irre der Frevler umher.
Flehend nahet ein liebendes Paar dir: Amor und Psyche,
Göttin der Liebe, du wirst duldender Liebe verzeihn.
Neugier war ihr Vergehn und war vielleicht es nicht Neugier,
Als in Arabiens Hain einst du Adonis belauscht?
Schwer hat die Aermste gebüßt, seit aus der brennenden Lampe
Glühend ein Tropfen fiel, der den Geliebten geweckt.
Was du als Strafe gebotest, sie hat es vollbracht und bestanden,
Und die Gerettete küßt Amor versöhnt und beglückt.
Götter und Göttinnen ziehen herbei das Paar zu begrüßen,
Und mir war es vergönnt Zeuge des Festes zu sein.

An einem der nächsten Tage machte ich von der mir ertheilten Erlaubniß, meinen Besuch in der Körner'schen Familie wiederholen zu dürfen, Gebrauch und wanderte, nachdem ich meine Morgenandacht vor meiner heiligen Ariadne im Japanischen Palais verrichtet hatte, wohlgemuth nach Loschwitz. Ich wurde von Frau Körner willkommen geheißen; sie bedauerte, daß ich weder ihren Mann, der zur Sitzung, noch die Schwester und Tochter, welche beide nach der Bildergallerie, wo sie malten, gefahren seien, zu Haus finde; sie könne mich daher nur auf einen Spaziergang in die schöne Umgegend anweisen, wenn mir die Unterhaltung mit einer alten Dame Langeweile machen sollte. Ich versicherte dagegen mit dem Ausdrucke aufrichtigster Bescheidenheit, daß ich es für die größte Gunst halten müßte, wenn eine so hohe Dame sich herablasse und einen armen fahrenden Schüler einer so gütigen Aufnahme würdige. Als ich im Verlaufe des Gespräches mittheilte, daß ich in nächster Woche in Jena einzutreffen gedenke, wo ich meine Studien beginnen

würde, sagte Frau Körner: „Ach! wenn doch unser Schiller noch lebte! Sie würden ihm Grüße von uns, von seinem lieben Loschwitz bringen und dürften sich einer freundlichen Aufnahme versichert halten.“ Nach einer längeren Pause, welche ich nicht zu unterbrechen wagte, sagte sie: „Wir haben wohl noch einen guten Freund in Weimar, ich glaube aber nicht, daß Körner dafür sein wird, Ihnen Aufträge oder Empfehlungen an ihn mitzugeben: es ist Goethe; der ist aber für fremden Besuch nur als Excellenz Geheimerath, nie als der gemüthvolle Dichter zu Haus. Denn gemüthvoll, das ist er, und da unsere Bekanntschaft aus sehr früher Zeit datirt, als er Student in Leipzig und ich ein Mädchen von sechs Jahren war, hat er mich und meine Schwester in gutem Andenken behalten und hört es gar zu gern, wenn „les enfants terribles,“ wie er uns nennt, ihm aus seinem Studentenleben erzählen. Durch das Freundschaftsverhältniß Körner's zu Schiller sind wir auch mit Goethe in ein näheres Verhältniß gekommen, wir haben sehr angenehme Tage mit ihm in Weimar und er mit uns in Dresden verlebt, und auch hier in Loschwitz hat er einige Male, und zwar noch zu Schiller's Lebzeiten, gefrühstückt und Thee getrunken; doch hatte Schiller uns bereits verlassen.“

Hatte ich mich zu jener Zeit noch nicht mit dem tiefen Geiste und der vollendeten Schönheit der Dichtungen Goethe's vertraut gemacht, schwärmte vielmehr, wie es ja auch heut noch die, in Kunst und Wissenschaft im Alter der Unmündigkeit stehende Jugend thut, bei weitem mehr für Schiller, so machte es doch einen nicht zu beschreibenden Eindruck auf mich, hier die Stelle zu betreten, auf welcher

die beiden Dioskuren der deutschen Dichtkunst gewandelt, und aus dem Munde einer, zu beiden Dichtern in so nahem Verhältniß stehenden, geistvollen Freundin über die Lebensverhältnisse und Persönlichkeit derselben Mittheilungen zu erhalten, welche für mich vom größten Interesse sein mußten. In meinem Reisetagebuche aus jener Zeit finde ich nachstehende Aufzeichnung:

„Was mir Frau Appellationsräthin Körner in Loschwitz (1809, Mai) über ihre erste Bekanntschaft mit Goethe mitgetheilt hat.“

„Es war,“ erzählte die Freundin, „wenn ich mich recht erinnere, im Jahr 1764, als mein Vater Nürnberg verließ und seiner Nadel vertrauend — glauben Sie aber nicht, daß er ein Schneider gewesen, er war Kupferstecher — nach Leipzig zog. Frau und Kinder wurden in Nürnberg zurückgelassen. Wir waren drei Schwestern im Alter von sieben, fünf und drei Jahren; einer vierten Entbindung sah die Mutter entgegen. Mein Vater hatte als ein junger Mann von 19 Jahren meine Mutter, welche Wittwe, fünf Jahr älter war und einen Sohn aus erster Ehe hatte, in übereilter Leidenschaft geheirathet, die Sorge für den Hausstand in Nürnberg mag sich mit seiner künstlerischen Beschäftigung nicht zum Besten vertragen haben, und so mußte ihm seine Junggesellenwirthschaft in Leipzig und der bessere Verdienst mehr behagen, als sein abhängiges Leben mit Frau und Kindern. Er hatte versprochen, uns bald abzuholen, allein Briefe und Geld kamen immer spärlicher. Da faßte unsere gute Mutter, sobald sie von ihrem Wochenbette genesen war, ohne weitere Anmeldung einen raschen Entschluß, miethete

sich auf einem großen Frachtwagen, welcher mit Spielzeug beladen zur Messe nach Leipzig fuhr, Plätze für uns und für allerhand Hausgeräth den nöthigen Raum. Von dieser Reise, auf welcher wir zwölf bis vierzehn Tage lang ganz jämmerlich zerrüttelt und zerschüttelt wurden, hab' ich in späteren Jahren die Mutter noch oft erzählen hören. — Obschon die Ueberraschung dem Vater wohl nicht besonders angenehm gewesen sein mag, so wurden wir doch von ihm geherzt und geküßt, und er soll nur die Mutter im Scherz darüber gescholten haben, daß sie so viel „Nürnberger Tand" — darunter waren wir vier Schwestern und der Bruder gemeint — mitgebracht habe.

„Unsere ganze Wohnung bestand in einer geräumigen Dachstube drei Treppen hoch, zwei Schlafkammern und der Küche. Den Tag über waren wir sämmtlich in der Wohnstube, in welcher auch der Vater seine Werkstatt an dem einzigen hellen Fenster aufgeschlagen hatte. Die Mutter war, da wir keine Köchin hatten, fast den ganzen Tag in der Küche beschäftigt, wir Kinder suchten, wenn es das Wetter erlaubte, das Freie, denn mit unseren Arbeiten und Spielsachen waren wir auf einen sehr engen Raum angewiesen.

„Der Vater arbeitete vornehmlich kleine Vignetten für den Verlagsbuchhändler Breitkopf; auch durch Unterricht in seiner Kunst hatte er Verdienst. Von seinen Schülern der eifrigste, zugleich aber auch zu allerhand munteren Streichen der aufgelegteste, war der, später so berühmt gewordene G o e t h e, damals Student der Rechte, sechzehn Jahr alt. Unsrer guten Mutter machte diese Bekanntschaft mancherlei

Sorge und Verdruß. Wenn der Vater in später Nachmittagstunde noch fleißig bei der Arbeit saß, trieb ihn der junge Freund an, frühzeitig Feierabend zu machen und beschwichtigte die Einwendungen der Mutter damit, daß die Arbeit mit der feinen Radirnadel im Zwielicht die Augen zu sehr angreife, zumal er dabei durch das Glas sehe. Wenn nun auch die Mutter erwiderte: durch das Glas sehen, greife die Augen nicht so sehr an, wie in das Glas und zwar manches Mal zu tief sehen, so ließ doch der muntre Student nicht los und entführte uns den Vater zu Schönkopfs, oder nach Auerbachs Keller, wo in lustiger Gesellschaft die Studien zu den Studentenscenen des Faust entstanden sind. Diese Bekanntschaft hat unsrer guten Mutter manche Thräne gekostet. Wenn aber am anderen Morgen Mosje Goethe — denn vornehme junge Herren wurden „Mosje" titulirt — sich wieder bei uns einfand und ihn die Mutter tüchtig ausschalt, daß er den Vater in solche ausbündige Studentengesellschaft führe, in welche ein verheiratheter Mann, der für Frau und Kinder zu sorgen habe, gar nicht gehöre, dann wußte er durch allerhand Späße sie wieder freundlich zu stimmen, so daß sie ihn den Frankfurter Strubbelpeter nannte und ihn zwang, sich das Haar auskämmen zu lassen, welches so voller Federn sei, als ob Spatzen darin genistet hätten. Nur auf wiederholtes Gebot der Mutter brachten wir Schwestern unsere Kämme, und es währte lange Zeit, bis die Frisur wieder in Ordnung gebracht war. Goethe hatte das schönste braune Haar; er trug es ungepudert im Nacken gebunden, aber nicht wie der alte Fritz als steifen Zopf, sondern so, daß es in dichtem Gelock frei herabwallte.

Wenn ich, erzählte Frau Körner, in späteren Jahren Goethe hieran erinnerte, wollte er es nie zugeben, sondern versicherte: es hätte sich die Mutter ein besonderes Vergnügen daraus gemacht, ihn zu kämmen, so daß sie sein wohlfrisirtes Haar erst in Unordnung gebracht, um ihn dann recht empfindlich durchzuhecheln.

„Am meisten verdarb es der lustige Bruder Studio mit uns Kindern dadurch, daß er weit lieber mit dem Windspiele des Vaters, es war ein niedliches Thierchen und hieß Joli, als mit uns spielte und ihm allerhand Unarten gestattete und es verzog, während er gegen uns den gestrengen Erzieher spielte. Für Joli brachte er immer etwas zu naschen mit; wenn wir aber mit verdrießlichen Blicken dies bemerkten, wurden wir bedeutet: das Zuckerwerk verderbe die Zähne und gebrannte Mandeln und Nüsse die Stimme. Goethe und der Vater trieben ihren Muthwillen so weit, daß sie an dem Weihnachtabend ein Christbäumchen für Joli, mit allerhand Süßigkeiten behangen, aufstellten, ihm ein rothwollenes Kamisol anzogen und ihn auf zwei Beinen zu dem Tischchen, das für ihn reichlich besetzt war, führten, während wir mit einem Päckchen brauner Pfefferkuchen, welche mein Herr Pathe aus Nürnberg geschickt hatte, uns begnügen mußten. Joli war ein so unverständiges, ja, ich darf sagen, so unchristliches Geschöpf, daß er für die, von uns unter unserem Bäumchen aufgeputzte Krippe nicht den geringsten Respect hatte, alles beschnoperte und mit einem Haps das zuckerne Christkindchen aus der Krippe riß und aufknabberte, worüber Herr Goethe und der Vater laut auflachten, während wir in Thränen zerflossen. Ein Glück nur,

daß Mutter Maria, der heil. Joseph und Ochs und Eselein von Holz waren, so blieben sie verschont.

„Einer tragikomischen Scene muß ich auch noch gedenken“, fuhr die Freundin fort: „Unser Unterricht war auf sehr wenige Gegenstände beschränkt. Um 11 Uhr Vormittags fand sich ein eingetrockneter Leipziger Magister, welcher in der Druckerei von Breitkopf mit Correcturen beschäftigt wurde, bei uns ein, der sich durch seine schwarze Kleidung und weiße Halskrause das Ansehen eines Theologen geben wollte. Er unterrichtete uns im Lesen, Schreiben und Rechnen und erhielt für die Stunde einen guten Groschen. Was seinem Anzuge im eigentlichsten Sinne die Krone aufsetzte, war seine von haarfeinem Draht geflochtene in vielen Locken herabwallende Perrücke. Beim Eintreten rief er uns schon von der Thüre her entgegen: „Ihr Kinder, das Gebet!“ Wir sagten nun unisono einen Vers aus einem Gesangbuchliede her, worauf eine Stunde in der Bibel gelesen wurde. Wie ich schon erwähnte, wir allesammt waren auf eine einzige Stube angewiesen, und so geschah es öfter, daß Goethe während unserer Lection eintrat und sich an den Arbeitstisch des Vaters setzte. Einmal traf es sich nun, daß wir eben mitten aus einem, ihm für junge Mädchen unpassend scheinenden, Kapitel des Buches Esther laut vorlesen mußten. Ein Weilchen hatte Goethe ruhig zugehört, mit einem Male sprang er vom Arbeitstische des Vaters auf, riß mir die Bibel aus der Hand und rief dem Herrn Magister mit ganz furioser Stimme zu: „Herr, wie können Sie die jungen Mädchen solche H....-Geschichten lesen lassen?“ Unser Magister zitterte

und bebte, denn Goethe setzte seine Strafpredigt noch immer heftiger fort, bis die Mutter dazwischen trat und ihn zu besänftigen suchte. Der Magister stotterte etwas von „Alles sei Gottes Wort“ heraus, woräuf ihn Goethe bedeutete: „Prüfet Alles, aber nur was gut und sittlich ist, behaltet.“ Dann schlug er das neue Testament auf, blätterte ein Weilchen darin, bis er, was er suchte, gefunden hatte. „Hier, Dorchen,“ sagte er zu meiner Schwester, „das lies uns vor, das ist die Bergpredigt, da hören wir alle mit zu.“ Da Dorchen stotterte und vor Angst nicht lesen konnte, nahm ihr Goethe die Bibel aus der Hand, las uns das ganze Kapitel laut vor und fügte ganz erbauliche Bemerkungen hinzu, wie wir sie von unserm Magister niemals gehört hatten. Dieser faßte nun auch wieder Muth und fragte bescheidentlich: „der Herr sind wohl studiosus theologiae, werden mit Gottes Hilfe ein frommer Arbeiter im Weinberge des Herrn und ein getreuer Hirte der Heerde werden.“ — „Zuverlässig,“ fügte der Vater scherzend hinzu, „wird er sein Fäßchen in den Keller und sein Schäfchen in's Trockne bringen; an frommen Beichtkindern wird es ihm nicht fehlen.“ So schloß die Lection ganz heiter, Alle lachten über den Witz des Vaters, und wir eigentlich, ohne zu wissen, warum.“ —

Zur Bestätigung und Ergänzung der hier aufgezeichneten Mittheilungen der Frau Körner mag aus Goethe's „Wahrheit und Dichtung“ dasjenige eine Stelle finden, was er über seine Bekanntschaft mit der Familie Stock erzählt. Er erwähnt der guten Aufnahme, welche er in der Familie Breitkopf als Student in Leipzig gefunden und

fügt hinzu: „Nun sollte ich in diesem Hause noch eine andere Art von Verbindung eingehen. Es zog mich nämlich in die Mansarde des Kupferstechers Stock. Er war aus Nürnberg gebürtig, ein sehr fleißiger und in seinen Arbeiten genauer und ordentlicher Mann. Auch er stach, wie Geyser, nach Oeserischen Zeichnungen größere und kleinere Platten, die zu Romanen und Gedichten immer mehr in Schwung kamen. Er radirte sehr sauber, so daß die Arbeit aus dem Aetzwasser beinahe vollendet herauskam und mit dem Grabstichel, den er sehr gut führte, nur weniges nachzuhelfen blieb. Er machte einen genauen Ueberschlag, wie lange ihn eine Platte beschäftigen würde, und nichts war vermögend, ihn von seiner Arbeit abzurufen, wenn er nicht sein täglich vorgesetztes Pensum vollendet hatte.*) So saß er an einem breiten Arbeitstisch am großen Giebelfenster in einer sehr ordentlichen und reinlichen Stube, wo ihm Frau und zwei Töchter häusliche Gesellschaft leisteten. Von diesen letzteren ist die eine glücklich verheirathet und die andere eine vorzügliche Künstlerin; sie sind lebenslänglich meine Freundinnen geblieben. Ich theilte nun meine Zeit zwischen den oberen und unteren Stockwerken und attachirte mich sehr an den Mann, der bei seinem anhaltenden Fleiße einen herrlichen Humor besaß und die Gutmüthigkeit selbst war." — —

Bei wiederholtem Besuche in Loschwitz wußte ich, wenn ich Frau Körner allein traf, das Gespräch immer wieder auf Schiller zu lenken, und sie war freundlich genug, mir

*) Ob Goethe hier „Dichtung," Frau Körner „Wahrheit" mittheilt, mag unentschieden bleiben.

aus der Zeit der ersten Bekanntschaft so manches zu erzählen, was für mich das größte Interesse hatte. Auch hiervon hat sich eine damals gemachte Aufzeichnung erhalten, welche ich in späteren Jahren, als mir die Gunst eines nahen und vertrauten Umganges mit der Körner'schen Familie in Dresden und Berlin vergönnt wurde, zu vervollständigen Gelegenheit fand.

„Die Veranlassung zur Bekanntschaft mit Schiller, welche später ein inniges Freundschaftsverhältniß wurde, war folgende. Zu Anfang der achtziger Jahre (1784) war ich die verlobte Braut Körners, der damals Consistorial-Assessor war, meine Schwester mit dem eine Anstellung als Professor erwartenden Ludwig Ferdinand Huber versprochen. Die Schwärmerei unserer beiden Verlobten für Schiller hatte auch uns zu seinen Verehrern gemacht, wir kannten aus dem Taschenbuche für Damen seine Gedichte, hatten mit Wonne die Räuber, Fiesco, Kabale und Liebe gelesen, und das zuletzt genannte Trauerspiel hatte auf uns, die wir ja auch Töchter eines armen Künstlers waren, einen tiefen Eindruck gemacht. — Meine Schwester, die unternehmender und zu scherzhaften Ueberraschungen aufgelegter als ich war, machte den Vorschlag, unsere vier Portraits, en miniature von ihr gemalt, an Schiller als Zeichen unserer Verehrung zu schicken, ohne ihn unsere Namen wissen zu lassen. Der Vorschlag fand Beifall, Körner fügte das von ihm componirte Lied Amaliens: „Schön wie Engel, voll Walhalla's Wonne“ aus den Räubern, Huber einen herzlichen Brief hinzu und Alles wurde in eine, von mir mit einer Stickerei, einer Lyra mit goldenen Saiten und

grünem Lorbeerkranze, verzierte, seidene Brieftasche gesteckt, wohlverwahrt einem Buchhalter des Buchhändlers Schwan in Mannheim zur Ueberbringung an Schiller anvertraut und ihm das Versprechen abgenommen, uns nicht zu verrathen. Am Schlusse seines Briefes hatte Körner hinzugefügt: „Wann ich, obwohl in einem anderen Fache, als das Ihrige ist, werde gezeigt haben, daß auch ich zum Salze der Erde gehöre, dann sollen Sie meinen Namen wissen; jetzt kann es zu nichts helfen."

„Dies war nun alles recht schön und unsere Aufträge wurden bestens ausgerichtet, allein wir blieben wohl ein Jahr lang ohne Antwort. Der schadenfrohe Huber, welcher an der abenteuerlichen Absendung ungern Antheil genommen hatte, lachte sich ins Fäustchen und sagte: „Euer poetischer Räuberhauptmann wird wohl bei „Laura am Klavier" in Entzückungen schwelgen und sich wenig um die Schäferinnen an der Pleiße kümmern." Es waren damals die jungen Schöngeister Leipzigs zu einem Dichterbunde vereint, welcher den Nürnberger „Schäfern an der Pegnitz" nachgebildet war. Körner war Mitglied und führte darin den Namen „Hilarios"; Huber war nicht eingetreten und wollte von den Schäfern und Schäferinnen nichts wissen. Das Werthers-Leiden-Fieber hatte sich damals schon so ziemlich ausgeschmachtet. Die Studenten zumal schwärmten viel mehr für Karl Moor als für Werther. Der Räuberhauptmann, welcher verrotteten Zuständen des Staates, den Jämmerlichkeiten der Gesellschaft den Krieg erklärte, weckte in der heranwachsenden Jugend ein, bis dahin nicht dagewesenes Freiheitsgefühl. Die Räuber wurden in Mann-

heim 1782 zum Erstenmale aufgeführt und sind später „ein Prolog zur französischen Revolution“ genannt worden, wie sie denn auch in der That in französischer Bearbeitung während der Schreckenszeit in Paris aufgeführt worden sind und mit die Veranlassung wurden, daß der Convent Schillern das Bürgerrecht der französischen Republik ertheilte.

„Endlich traf der Brief, auf welchen wir so lange vergeblich gehofft hatten, ein. Im Eingange klagt sich Schiller selbst „einer unerhörten Nachlässigkeit“ an, daß er auf die Briefe und Geschenke, welche so viel Enthusiasmus und Wohlwollen für ihn bezeugten, sieben Monate habe schweigen können.

„Ihre Briefe,“ — schreibt er aus Mannheim den 7. December 1784, — „die mich unbeschreiblich erfreuten und eine Stunde in meinem Leben auf das Angenehmste aufgehellt haben, trafen mich in einer der traurigsten Stimmungen meines Herzens, worüber ich Ihnen in Briefen kein Licht geben kann. Meine damalige Gemüthsfassung war diejenige nicht, worin man sich solchen Menschen, wie ich Sie mir denke, zum erstenmal vor's Auge bringt. Ihre schmeichelhafte Meinung von mir war freilich nur eine angenehme Illusion, aber dennoch war ich schwach genug, zu wünschen, daß sie nicht allzu schnell aufhören möchte. Darum, meine Theuersten, behielt ich mir die Antwort auf eine bessere Stunde vor, — auf einen Besuch meines Genius, wenn ich einmal in einer schöneren Laune meines Schicksals schöneren Gefühlen würde geöffnet sein. Diese Schäferstunden blieben aus und eine traurige Stufenreihe von Gram und Widerwärtigkeit vertrocknete mein Herz für Freund-

schaft und Freude. Unglückselige Zerstreuungen, deren Andenken mir in diesem Augenblicke noch Wunden schlägt, löschten diesen Vorsatz nach und nach in meinem harmvollen Herzen aus. Ein Zufall, ein wehmüthiger Abend erinnert mich plötzlich wieder an Sie und an mein Vergehen. Ich eile an den Schreibtisch, Ihnen, meine Lieben, diese schändliche Vergessenheit abzubitten, die ich auf keine Weise aus meinem Herzen mir erklären kann. Wie empfindlich mußte Ihnen der Gedanke sein, einen Menschen geliebt zu haben, der fähig war, Ihre zuvorkommende Güte so wie ich zu beantworten! Wie mußten Sie sich eine That reuen lassen, die Sie an dem Undankbarsten der Welt verschwendeten! Aber nein! das Letztere bin ich niemals gewesen und habe schlechterdings keine Anlagen es zu sein. Wenn Sie nur wenige Funken von der Wärme übrig behielten, die Sie damals gegen mich hegten, so fordre ich Sie auf, mein Herz auf die strengsten Proben zu setzen und mich diese bisherige Nachlässigkeit auf alle Arten wieder ersetzen zu lassen. — Und nun genug von einer Materie, wobei ich eine für mich so nachtheilige Rolle spiele." Demungeachtet kommt Schiller sogleich wieder auf diese „Materie" zurück und fährt fort: „Wenn ich Ihnen bekenne, daß Ihre Briefe und Geschenke das Angenehmste waren, was mir — vor und nach — in der ganzen Zeit meiner Schriftstellerei widerfahren ist, daß diese fröhliche Erscheinung mich für die mancherlei verdrießlichen Schicksale schadlos hielt, welche in der Jünglingsepoche meines Lebens mich verfolgten, daß, ich sage nicht zu viel, daß Sie, meine Theuersten, es sich zuzuschreiben haben, wenn ich die Verwünschung meines Dichterberufes,

die mein widriges Verhängniß mir schon aus der Seele preßte, zurücknahm und mich endlich wieder glücklich fühlte; wenn ich Ihnen dies sage, so weiß ich, daß Ihre gütigen Geständnisse gegen mich Sie nicht gereuen werden. Wenn solche Menschen, solche schöne Seelen den Dichter nicht belohnen, wer thut es denn?" —

Diesem Briefe fügte Schiller eine Ankündigung der von ihm herauszugebenden Zeitschrift „Thalia" bei und setzt zur Entschuldigung, daß er diesem Unternehmen seine Kräfte widmen werde, hinzu: „das deutsche Publikum zwingt ja seine Schriftsteller, nicht nach dem Zuge des Genius, sondern nach Speculationen des Handels zu wählen."

In einer, aus Leipzig vom 11. Januar 1785 datirten Antwort beruhigt Körner durch herzliche Freundschaftsversicherungen Schiller und ladet ihn ein, sobald als möglich nach Leipzig zu kommen. Wenn auch nur um drei Jahre älter als Schiller, so nimmt Körner doch jetzt schon die einflußreiche Stellung eines guten Rath ertheilenden, erfahrenen Freundes ein. „Ihrer Thalia," schreibt er ihm, „sehe ich mit Verlangen entgegen, aber es sollte mir weh thun, wenn Sie dadurch von dem abgehalten würden, was Ihre eigentliche Bestimmung zu sein scheint. Alles, was die Geschichte in Charakteren und Situationen Großes liefert, und Shakespeare noch nicht erschöpft hat, wartet auf Ihren Pinsel. Dies ist gleichsam bestellte Arbeit. Wenn Sie hiervon von Zeit zu Zeit etwas liefern, dann mögen Sie übrigens im Genuß Ihrer eigenen Ideen schwelgen, mögen Ihrem Geist und Herzen Luft machen, und Menschen, die Sie zu fassen vermögen, werden Sie auch für die Früchte Ihrer Er-

holungsstunden segnen, während daß Sie durch größere Werke, wie man sie von Ihnen zu erwarten berechtigt ist, zugleich die Forderungen Ihres Zeitalters und Ihres Vaterlandes befriedigen."

Schiller antwortet in einem am 10. Februar angefangenen, am 22. fortgesetzten und vollendeten Briefe, in welchem er in der, dem jugendlich feurigen Dichter eigenen Schwärmerei, welche er jedoch als seine „wahre Empfindung und ganz Stimmung seines Gefühls" anerkannt zu wissen wünscht, sich hochbeglückt und zufrieden gestellt durch die, ihm für sein langes Schweigen gewährte Verzeihung erklärt. „Seit Ihrem letzten Briefe," schreibt er an Körner, „hat mich der Gedanke nicht verlassen: „Diese Menschen gehören Dir, diesen Menschen gehörst Du." Urtheilen Sie von meiner Freundschaft nicht zweideutiger, weil sie vielleicht die Miene der Uebereilung trägt. Gewissen Menschen hat die Natur die langweilige Umzäunung der Mode niedergerissen. Edlere Seelen hangen an zarten Fäden zusammen, die nicht selten unzertrennlich und ewig halten. Große Tonkünstler kennen sich oft an den ersten Akkorden, große Maler an dem nachlässigsten Pinselstrich, — edle Menschen oft an einer einzigen Aufwallung. . . . Wenn Sie mit einem Menschen vorlieb nehmen wollen, der große Dinge im Herzen herumgetragen und kleine gethan hat, der bis jetzt nur aus seinen Thorheiten schließen kann, daß die Natur ein eigenes Project mit ihm vorhatte, der in seiner Liebe schrecklich viel fordert und bisher noch nicht einmal weiß, wie viel er leisten kann; der aber etwas anderes mehr lieben kann, als sich selbst und der keinen nagenderen Kummer hat, als den: daß er

das so wenig ist, was er gern sein möchte — wenn Ihnen ein Mensch wie dieser lieb und theuer werden kann, so ist unsre Freundschaft ewig, denn ich bin dieser Mensch. Vielleicht, daß Sie Schillern noch eben so gut sind, wie heute, wenn Ihre Achtung für den Dichter schon längst wiederlegt sein wird.

„Werden Sie nach diesem Geständnisse vorbereitet sein, ein zweites zu hören? O meine Besten, Ihre freiwillig mir entgegenkommende Liebe hat einen merkwürdigen Einfluß auf die wirkliche Lage meines Herzens gehabt.... Ihre liebevollen Geständnisse trafen mich in einer Epoche, wo ich das Bedürfniß eines Freundes lebhafter, als jemals fühlte. — — — Den 22. Februar. (Hier bin ich neulich durch einen unvermutheten Besuch unterbrochen worden und während dieser zwölf Tage ist eine Revolution mit mir und in mir vorgegangen, die dem gegenwärtigen Briefe mehr Wichtigkeit giebt, als ich mir habe träumen lassen, die Epoche in meinem Leben macht.) Ich kann nicht länger in Mannheim bleiben. In einer unnennbaren Bedrängniß meines Herzens schrieb ich Ihnen, meine Besten. Ich kann nicht mehr hier bleiben. Zwölf Tage hab' ich es in meinem Herzen herumgetragen, wie den Entschluß aus der Welt zu gehn. Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund und, was mir vielleicht noch theuer sein könnte, davon scheiden mich Convenienz und Situation."*) — — Er erwähnt nun eine

*) Als Beleg zu dem, was Schiller in diesem Briefe dem Freunde über seine Verzweiflung am Dasein mittheilt, kann ich noch folgende

Connexion, in welche er mit dem Herzog von Weimar gekommen, dann fährt er fort: „Aber vor allem anderen lassen Sie mich es frei heraussagen, meine Theuersten, und lächeln Sie auch meinetwegen über meine Schwächen — ich muß Leipzig und Sie besuchen. O, meine Seele dürstet nach neuer Nahrung, nach besseren Menschen — nach Freundschaft, Anhänglichkeit und Liebe. Ich muß zu Ihnen, muß in Ihrem näheren Umgang, in der innigsten Verkettung mit Ihnen mein eigenes Herz wieder genießen lernen und mein ganzes Dasein in einen lebendigeren Schwung bringen. Meine poetische Ader stockt, wie mein Herz für meine bisherigen Zirkel vertrocknete. Sie müssen sie wieder erwärmen. Bei Ihnen werde ich alles doppelt, dreifach wieder sein, was ich ehemals gewesen bin und mehr als alles das, o meine Besten, ich werde glücklich sein. Ich war's noch nie. Weinen Sie um mich, daß ich ein solches Geständniß thun muß. Ich war noch nicht glücklich, denn Ruhm und Bewunderung und die ganze übrige Begleitung der Schriftstellerei wägen auch nicht einen Moment auf, den Freund-

---

Stelle aus einem, von Körner wahrscheinlich aus Bescheidenheit und Schonung vernichteten Briefe Schillers, welcher sich, als ich von Körner den Auftrag hatte, Auszüge aus Schillers Briefen für Frau von Wolzogen zu machen, in meinen Händen befand, mittheilen. In diesem Briefe schrieb Schiller: „Mit dem Gedanken, meinem unnützen Leben ein Ende zu machen, stand ich auf der Brücke von Sachsenhausen und ging mit dem Entschlusse um, mich in den Fluß zu stürzen — da rief mich der Gedanke: du besitzest ja noch Freunde, die dich in deiner Noth nicht verlassen werden*)." In einem zweiten, ebenfalls von Körner unterdrückten Briefe, dankt ihm Schiller für das, ihm zur Ausführung der Reise nach Leipzig überschickte Geld.

---

*) Wenn auch nicht für die Worte, so kann ich doch für getreue Wiedergabe des Sinnes derselben bürgen.

schaft und Liebe bereiten, das Herz darbt dabei. Werden Sie mich wohl aufnehmen?"

Ueber die Ankunft Schillers in Leipzig finde ich in meinen Aufzeichnungen: „was mir Frau Körner erzählt" Folgendes: „Es war eines Sonntags Abends, den 17. April, als Schiller mit der ordinären Post in Leipzig ankam. Huber empfing ihn in dem ihm bezeichneten Gasthofe zur goldenen Krone; Körner war bereits der Berufung nach Dresden gefolgt. Am nächsten Tage war Huber in aller Frühe zu dem Freunde geeilt und kündigte uns seinen Besuch im Laufe des Vormittags an. Wir wohnten noch in der Dachwohnung bei Breitkopf als verwaiste Kinder; Vater und Mutter und auch zwei Schwestern waren gestorben; der Stiefbruder führte das Geschäft des Vaters fort und, da er unverheirathet war, besorgten wir ihm die Wirthschaft. Wir waren fast mehr von Furcht, als von Freude bewegt, als Huber uns den Besuch Schillers ankündigte, denn wir konnten uns den Dichter der Räuber, trotz seiner „Entzückung an Laura" gar nicht anders als im Wesen und Anzug wie einen Karl Moor oder wie einen von dessen Gefährten aus den böhmischen Wäldern vorstellen, mit Kanonenstiefeln und Pfundsporen, den rasselnden Schleppsäbel an der Seite. Wie sehr waren wir überrascht, als uns Huber einen blonden, blauäugigen, schüchternen jungen Mann vorstellte, dem die Thränen in den Augen standen, und der kaum wagte uns anzureden. Doch schon bei diesem ersten Besuche legte sich die Befangenheit, und er konnte uns nicht oft genug wiederholen, wie dankbar er es anerkenne, daß wir ihn zum glücklichsten Menschen unter der Sonne

gemacht hätten. Da Körner vor unserer Hochzeit wegen seiner Anstellung im Consistorium nach Dresden zu reisen genöthigt war, mußte er die Sorge für Schiller Huber und dem Buchhändler Göschen überlassen, welcher letztere für eine Sommerwohnung in dem nahe gelegenen Dörfchen Gohlis sorgte, da Schiller wegen seines Don Carlos und der Arbeiten für die Thalia die Stille eines ländlichen Aufenthaltes dem Geräusch des Meßverkehrs der Stadt vorzog.

„Vergebens hatte Körner seinen Vater um Erlaubniß gebeten, ihm seinen Freund vorzustellen; der gestrenge Herr Superintendent blieb unerbittlich; Schiller durfte niemals die Schwelle seines Hauses betreten und, was uns das Schmerzlichste war, wir durften ihn nicht zu unserer Hochzeit einladen.

„Körner war, wie erwähnt, schon vor Schillers Ankunft in Leipzig nach Dresden gereist, wohin ihn sein Amt rief, und wo er, was ihm nicht minder am Herzen lag, unsere künftige Wohnung einzurichten hatte. Wir mußten darauf verzichten, seinen Geburtstag, den 2. Juli, gemeinschaftlich zu feiern. Auch Schiller sahen wir an diesem Tage nicht, er hatte ihn in eigenthümlicher Weise gefeiert und schrieb darüber an Körner aus Gohlis den 3. Juli 1785: „Bester Freund, der gestrige Tag, der zweite des Julius, wird mir unvergeßlich bleiben, so lange ich lebe. Gäbe es Geister, die uns dienstbar sind und unsere Gefühle und Stimmungen durch eine sympathetische Magie fortpflanzen und übertragen, Du hättest die Stunde zwischen halb acht und halb neun Uhr Vormittags in der süßesten Ahnung empfinden

müssen .... O, mein Freund! nur unserer innigen Verkettung, ich muß sie so nennen, unserer heiligen Freundschaft allein war es vorbehalten, uns groß und gut und glücklich zu machen. Die gütige Vorsehung, die meine leisesten Wünsche hörte, hat mich Dir in die Arme geführt und ich hoffe, auch Dich mir. Ohne mich sollst Du eben so wenig Deine Glückseligkeit vollendet sehen, als ich die meinige ohne Dich. Unsere künftig erreichte Vollkommenheit soll und darf auf keinem anderen Pfeiler, als unserer Freundschaft ruhen. Unsere Unterredung (Schiller fuhr in Gesellschaft von Huber und Göschen über Land) hatte diese Wendung genommen, als wir ausstiegen, um unterwegs ein Frühstück zu nehmen. Wir fanden Wein in der Schenke. Deine Gesundheit wurde getrunken. Stillschweigend sahen wir uns an, unsere Stimmung war feierliche Andacht und jeder von uns hatte Thränen in den Augen, die er sich zu ersticken zwang. Göschen bekannte, daß er dieses Glas Wein in jedem Gliede brennen fühle; Hubers Gesicht war feuerroth, als er uns gestand, er habe noch keinen Wein so gut gefunden und ich dachte mir die Einsetzung des Abendmahles: „Dieses thut, so oft ihr's trinket, zu meinem Gedächtniß." Ich hörte die Orgel gehn und stand vor dem Altare. Jetzt erst fiel es uns auf die Seele, daß heute Dein Geburtstag war. Ohne es zu wissen, haben wir ihn heilig gefeiert." —

„Für eine Nachfeier des schönen Tages hatte unser Freund nachträglich gesorgt. Er schickte mir zur Weiterbeförderung an Körner nach einigen Tagen nachstehendes Gedicht zu; Göschen hatte für Abdruck auf farbigem Papier gesorgt

und Sie können dies Exemplar als eine Seltenheit bewahren, denn es ist von Körner aus Bescheidenheit nicht in die Werke aufgenommen worden.

Unserem theuren Körner.

Am 2. des Julius 1785.

Sei willkommen an des Morgens goldnen Thoren,
Sei willkommen unserm Freudegruß
Dieses Tages holder Genius,
Der den Vielgeliebten uns geboren! —

In erhab'ner Pracht
Schimmernd, tritt er aus der Nacht,
Wie der Erdensöhne keiner,
Groß und herrlich, wie der Sieben Einer,
Die am Throne dienen, schwebt er her.

„Streut mir Blumen! — Seht, da bin ich wieder!"
(Ruft er lächelnd von dem Himmel nieder)
„Streut mir Blumen! Ich bin's wieder,
„Der den Theuren Euch gebahr.
„Ich bin mehr, als meine andern Brüder,
„Ihren Liebling nennt mich weit und breit
„Unsre Mutter Ewigkeit.
(Stolz und Würde sprach aus der Gebärde)
„Einen Edlen gab ich dieser Erde!
„Fühlt die Menschheit, wen ich ihr geboren?
„Kennt die Erde meinen Liebling schon?
„Oder schallen leiser in der Menschheit Ohren
„Seine Thaten, als vor Gottes Thron?
„Las die Welt in seiner schönen Seele
„Ehrerbietig das Jahrhundert schon?
„Wuchsen zur Vollendung auf die Keime,
„Die ich damals in sein Herz gesät?
„Ist die Welt so schön, wie seine Träume?
„Fand den Freund er, der ihn ganz versteht?
„O, dann laßt mich stolzer durch den Himmel schweben,
„Ich hab' Ihn gegeben;

„Jetzt vollend' ich meinen Sonnenlauf.
„Aber hinter meinem Rücken leuchtet
„Schon ein neuer, schöner Morgen auf.
„Einen Engel tragen seine goldnen Flügel,
„In des Engels silberklarem Spiegel
„Liegt ein Himmel und die Ewigkeit.
„Schaamroth stürz' ich in das Meer der Zeit,
„Nur das Leben
„Konnt' ich meinem theuren Liebling geben,
„Dieser Engel — wie erbleicht mein Ruhm,
„Wandelt's in Elysium."

Der Seraph sprach's, Du liegst in unsern Armen,
Wir fühlen, daß Du unser bist.

„Sie merken doch," fügte die Freundin hinzu, „wer unter dem Engel gemeint ist? Es war ein Monat vor unserer Hochzeit, und ich durfte mir wohl etwas darauf einbilden, von dem Dichter der Räuber ein Engel, wenn auch nur in einem Gedichte, wo es mit den Engeln nicht so genau genommen wird, genannt zu werden. Am Tage der Hochzeit, zu welcher, wie ich Ihnen schon erzählte, Schiller keine Einladung erhalten durfte, schickte er an Körner einen poetischen Glückwunsch, mir aber das, damals noch ungedruckte Gedicht: „Freude, schöner Götterfunken!" — Wir reisten einige Tage nach unserer Hochzeit, welche am 7. August gefeiert wurde, voraus nach Dresden, wo Körner eine Wohnung in der Neustadt und das Weinberghaus in Loschwitz auf das allerschönste und wohnlichste eingerichtet hatte. Schiller folgte uns zu Anfang September nach." —

Als ich einmal Veranlassung fand, die verehrte Freundin über Schillers „Entzückung an Laura" und andere Liebesverhältnisse zu befragen, erfuhr ich darüber Folgendes: „Wenn Schiller, was öfter vorkam, von einem wunder-

schönen Mädchen erzählte, deren nähere Bekanntschaft er machen müsse, von deren Clavierspiel er entzückt sei und was dergleichen ihm sehr geläufige Redensarten mehr waren, dann erinnerten wir ihn an seine „Entzückungen“ und an „Laura am Clavier“. Als wir ihn nun auch wieder einmal damit neckten, machte er uns darüber ein Geständniß, das ich nimmer für Wahrheit gehalten haben würde, wenn Schiller nicht eine so grundehrliche Seele gewesen wäre. „Jene Laura,“ sagte er, als deren Petrarka ich mich erklärt hatte, war eine Hauptmannswittwe, bei der ich in Mannheim wohnte, und die mich weit mehr durch ihre Gutmüthigkeit, als durch ihren Geist, am wenigsten aber durch ihre Schönheit anzog. Sie spielte sehr gut Clavier und verstand es, ein vortreffliches Glas Punsch zu machen. Sie selbst hat nie eine Ahnung davon gehabt, daß ich sie zu meiner „Laura“ erwählt und in Entzückungen sie besungen. Meine Ansicht war schon damals, daß der Dichter nur in einer idealen Welt leben müsse, und wenn ich in jenen Tagen noch einer Brücke bedurft hätte, um aus der armseligen Wirklichkeit da hinüber in das Reich der Ideale zu gelangen, so würde meine gute Frau Hauswirthin eine sehr bedenkliche Himmelsleiter abgegeben haben. Ich dächte aber, man hätte es meinen Gedichten auch anmerken müssen, daß es mit ihnen nicht so ernstlich gemeint gewesen sei, denn mit solchen „Ueberschwenglichkeiten“ — dies war sein Ausdruck — würde mich kein vernünftiges Mädchen und am allerwenigsten eine Schwäbin angehört haben.*) Eine bei

*) Hiermit stimmt nicht ganz überein, was ich in späteren Jahren von zwei, Schiller nahestehenden Freundinnen, der Frau von Wol-

weitem tiefer gehende Neigung war die, welche er zu einem schönen Gretchen — aber nicht zu demselben wie Goethe in Frankfurt — gefaßt hatte. Schiller's Gretchen war die achtzehnjährige Tochter des Buchhändlers Schwan in Mannheim. Was mir," erzählte Frau Körner, „unser Freund hierüber vertraut hat, war etwa Folgendes: „Margarethe und ich," sagte er, „waren ganz für einander geschaffen, die Eltern wußten um unsere Neigung und der Vater war mir gewogen. Als ich nun aber Ernst machte und ihn um die Einwilligung zur Heirath bat, sagte Herr Schwan: „mein lieber Herr Schiller, ich würde mich nicht eine Sekunde besinnen, Ihnen die Hand meiner Tochter zu geben, aber eine Bedingung muß ich machen: lassen Sie das Versemachen und Komödienschreiben, dabei kommt nichts heraus, ich lasse Ihnen freie Wahl: werden Sie, was Ihr Beruf ist, Regiments-Feldscheer, oder meinethalben Doctor, oder treten Sie in mein Geschäft als Commis, Buchhalter, Compagnon, dann sollen Sie meine Tochter haben, aber — und das sehen Sie wohl selbst ein, so als Poet in's Blaue hinein muß man nicht heirathen wollen." —

---

zogen in Jena und der Frau von Kalb in Berlin vernahm, welche beide das traurige Schicksal betroffen, in ihrem hohen Alter zu erblinden. Frau von Wolzogen erzählte mir — und hat es ja auch drucken lassen: „Die Gedichte an Laura verdanken wir einem Liebesverhältniß mit einer mehr geistreichen als schönen Nachbarin; sie scheinen mehr das Ergebniß eines, ihm bis dahin unbekannten Gefühls, als wahrer Leidenschaft für den bestimmten Gegenstand entsprungen." Frau von Kalb versicherte: so viel sie sich erinnere von Schiller noch in Mannheim gehört zu haben, sei Laura die talentvolle Tochter eines Concertmeisters gewesen, die weder schön noch jung war, an deren Clavierspiel Schiller, der mit ihr in demselben Hause gewohnt, große Freude gehabt.

„Bald nach diesen Erklärungen des Vaters wurde Gretchen, da sich Schiller auf die, ihm gestellten, Bedingungen nicht einließ, mit einem Andern verlobt. Schiller gerieth hierüber in Zustände äußerster Verzweiflung, welche ihn bis zu dem entsetzlichen Entschlusse trieb, seinem Leben durch Selbstmord ein Ende zu machen. Aus dem Briefe an Körner, in welchem er sich entschuldigt, die Zusendung unserer Portraits und die dabei befindlichen Briefe länger als ein halbes Jahr unbeantwortet gelassen zu haben, lernen wir seine damalige Gemüthsstimmung kennen. In ähnlicher Weise aber, wie Goethe sich von dem trübseligen Entschlusse: seinem Leben ein gewaltsames Ende zu machen, dadurch befreite, daß er die Leiden des jungen Werther schrieb, so bekannte uns Schiller, daß er nicht blos unserer freundschaftlichen Zusendung seine Lebensrettung verdanke, er habe sich außerdem noch durch ein Gedicht, in welchem er die, von dem Himmel auf ihn entsendeten Blitze zurückgeschleudert habe, das Herz erleichtert und sich das Gefühl des Sieges und der Ueberwindung der Schicksalsmächte gegeben. Er hatte diesem verwegenen Gedichte die Ueberschrift: „Freigeisterei der Leidenschaft“ gegeben; in der Ausgabe seiner sämmtlichen Werke unter den Gedichten der zweiten Periode Bd. 1. S. 171 führt es die Ueberschrift: „Der Kampf“. Um nicht mit der Censur in Conflict zu gerathen, vielleicht auch um schwachen Gemüthern keinen Anstoß zu geben, wurden fünf Verse nicht mit abgedruckt. Ich besitze Abschrift davon, und Sie werden die Unterdrückung derselben gerechtfertigt finden; aber auch den Dichter, welcher sie in einem Zustande höchster Verzweiflung schrieb. Dies sind sie:

... Getrennt von Dir — warum bin ich geworden?
Weil Du bist, schuf mich Gott!
Er widerrufe, oder lerne Geister morden,
Und flüchte sich vor seines Wurmes Spott.

Sanftmüthigster der fühlenden Dämonen,
Zum Wütherich verzerrt dich Menschenwahn,
Dich sollten meine Qualen nur belohnen,
Und diesen Nero beten Geister an?

Dich hatten sie als den Allguten mir gepriesen,
Als Vater mir gemalt;
So wucherst du mit deinen Paradiesen,
Mit meinen Thränen machst du dich bezahlt.

Bestiecht man dich mit blutendem Entsagen?
Durch eine Hölle nur?
Kannst du zu deinem Himmel keine Brücke schlagen?
Merkt auf der Folter sich nur die Natur?

O, diesem Gott laßt unsre Tempel uns verschließen,
Kein Loblied feire ihn,
Und keine Freudenthräne soll ihm weiter fließen,
Er hat auf immer seinen Lohn dahin.

„In der Thalia ließ Schiller diese Verse mit abdrucken, fügte jedoch auf wohlgemeintes Zureden meines Mannes eine Erklärung hinzu, in welcher er bat: „der Leser möge die Aufwallung einer Leidenschaft nicht für ein philosophisches System und die Verzweiflung eines erdichteten Liebhabers nicht für das Glaubensbekenntniß des Dichters ansehen." Wir, die wir von den Leiden und Leidenschaften des Dichters nähere Kenntniß hatten, wußten recht wohl, welche Bewandtniß es mit dem „erdichteten" Liebhaber hatte." —

Auch über dieses Liebesverhältniß Schillers finde ich in meinem Notizbüchlein aufgezeichnet, was die beiden oben

genannten Freundinnen Schillers mir mitgetheilt. Frau v. Kalb erzählte: „Schiller hatte Gretchen so lieb, daß er sich zuletzt wohl entschlossen haben würde, in die Buchhandlung einzutreten. Dies fürchtete der Compagnon Schwan's, Namens Goetz; dieser war es, der die Heirath hintertrieb. Ich habe von Gretchen selbst gehört, wie unglücklich sie darüber war, und als Schiller in seiner Verzweiflung nach Leipzig zu Körner abgereist war, beschwor sie den Vater, sie mit zur Messe zu nehmen, um von Schiller in aller Freundschaft Abschied zu nehmen. Unterdessen aber hatte der Vater bereits ihre Hand vergeben; über ihr Herz konnte er nicht verfügen. Schiller hatte mir sein ganzes Vertrauen geschenkt, und ich versprach, ihm Nachricht von dem zu geben, was ich über Gretchens Benehmen und Schicksal nach seiner Abreise erfahren würde. Von jeder Poststation, wo die Wagen umgeladen wurden, schrieb er mir und bestürmte mich mit Fragen; mit der Zeit legte sich der Sturm, denn Schiller gehörte zu den Naturen, welche in Herzens-Angelegenheiten sehr schnell in Feuer und Flammen aufgehen, aber er war ein zu genialer Geist, um am gebrochnen Herzen zu sterben." —

Die Mittheilungen, welche mir Frau von Wolzogen machte, und die im Wesentlichen mit dem übereinstimmen, was sie in dem von ihr verfaßten Leben Schillers (Bd. 1. S. 206.) erzählt, weichen von denen der Frau Körner und Frau v. Kalb darin ab, daß Frau v. Wolzogen bestimmt wissen will: „Schiller habe noch nach seiner Abreise nach Leipzig mit Gretchen in Briefwechsel gestanden und erst von dort aus sich bei dem Vater um ihre Hand beworben.

Dieser habe ihm jedoch eine abschlägige Antwort ertheilt und zwar unter dem entschuldigenden Vorwande: „seine Tochter dürfte sich bei der Eigenthümlichkeit ihrer beiderseitigen Charaktere schwerlich zu seiner Gattin eignen.“ Als ich Frau von Kalb die Stelle aus dem Leben Schillers von Frau v. Wolzogen einst vorlas, welche sich auf jenes Liebesverhältniß bezieht*), bemerkte sie: „Diese Erzählung ist nicht ganz richtig. Schiller wußte schon, bevor er nach Leipzig abreiste, genau, wie es mit Margarethe stand, und wie sehr er sich auch darüber poetisch exaltirte, er hat sich, wenn auch nicht als ein guter Christ, doch als genialischer Dichter und Philosoph in das Unabänderliche zu fügen gewußt. Seinem Herzen war nicht blos die ideale Liebe, sondern auch ein wirkliches, obschon ganz unschuldiges, Liebesverhältniß ein immerwährendes Bedürfniß. Er schenkte mir damals ein großes Vertrauen; ich kam als kürzlich verheirathete junge Frau mit meinem Manne nach Mannheim; ich war siebenundzwanzig Jahre alt, aber doch schon ebenso determinirt, wie ich es heut noch in meinem achtzigsten Jahre als erblindete Cassandra bin. Dadurch, daß ich mit Schiller öfter über die weiblichen Charaktere in den Räubern und Fiesko sprach, ihm auch nicht vorenthielt, in welcher Hinsicht ich meiner Meinung nach, diesen und jenen Zug für verfehlt halte, mag ich einigen Einfluß auf die Charakterzeichnung der Frauen im Don Carlos gehabt haben. Gegen mich war Schiller in Betreff seiner Liebesverhältnisse nie zurückhaltend. Zu derselben Zeit, aber vor der

---

*) Bd. 1. S. 206.

näheren Bekanntschaft mit Gretchen, war er in eine Schauspielerin des Mannheimer Theaters so verliebt, daß er mir einmal sagte: „Könnt' ich nur ein einziges Mal diese Göttergestalt im Lilataffetkleid mit dem weißen Schleier in meine Arme schließen, ich wollte von dieser Stelle nicht lebendig wieder aufstehen.“ Um sie mir näher zu bezeichnen, fügte er hinzu: „heut nennt man sie Amalia.“ Sie spielte diese Rolle in den Räubern, die ich, was man mir immer nicht glauben will, niemals habe aufführen sehen, ebensowenig Fiesko, Kabale und Liebe und Don Carlos. — Hierbei will ich noch eines eigenthümlichen Vorfalls gedenken. Mir ist nicht näher bekannt, wie Schiller dazu gekommen, in Kabale und Liebe einem so niederträchtigen Menschen, wie dem Hofmarschall den Namen „v. Kalb“ zu geben. Bald nach meiner und meines Mannes Ankunft kam Schiller zu uns; Kabale und Liebe war für den nächsten Tag angekündigt, es setzte ihn in große Verlegenheit, daß ein Namensvetter meines Mannes eine, keineswegs ehrenvolle, Rolle in diesem Stücke spiele. Er erbot sich, dafür zu sorgen, daß der Name „Kalb“ verändert und nie wieder auf dem Zettel erscheinen werde. Wir überzeugten ihn, daß anstatt die Aufmerksamkeit des Publikums von diesem Namen abzulenken, man nun um so mehr eine nähere Beziehung unserer Familie mit dem Kalb in Kabale und Liebe vermuthen werde. Schiller sah dies ein, und so blieb seinem Herrn v. Kalb die Unsterblichkeit gesichert.“ —

Dieselbe Erfahrung, wie Frau v. Kalb, daß Schiller für die Phantasie seines Herzens immer eines Gegenstandes in der wirklichen Welt bedurfte, hatte bereits während des

Aufenthaltes in Loschwitz und Dresden Frau Körner gemacht. „Es ist lächerlich,“ äußerte sie einmal, „wenn man geglaubt hat, Schiller habe jemals für mich ein anderes Gefühl als das der aufrichtigsten Freundschaft gehabt, von einer Schwärmerei für mich, oder Einmischung von Leidenschaft in unser Verhältniß war nie die geringste Spur vorhanden. Sein liebebedürftiges Herz suchte und fand damals Befriedigung außerhalb unseres Hauses. — Im Winter 1787, als Schiller bei uns in Dresden wohnte, bat ich meinen Mann, mich auf die Faschings-Redoute zu führen. Ich hatte so etwas noch nie mitgemacht und hatte doch so viel von den Dresdener Maskeraden gehört. Schiller und Huber unterstützten meine Bitte lebhaft, und meine Schwester brannte noch mehr darauf, als ich. Mein Mann als Consistorialrath Hochwürden und Sohn eines Superintendenten machte anfänglich einige Schwierigkeiten, willigte aber denn doch zuletzt ein. — Unter dem tobenden Lärm und Geschwirr der hier aus allen Ländern und Völkern versammelten, ausgelassenen Narrenwelt wurde mir ganz unheimlich zu Muthe; ich ließ den Arm meines Mannes nicht los, Huber führte Dorchen, und so war Schiller auf sich und sein gutes Glück angewiesen. Nach einigen Stunden verließ ich mit Körner und meiner Schwester den Redoutensaal, und wir fuhren nach Haus. Schiller und Huber blieben noch da und von letzterem erfuhr ich, daß Freund Schiller von der Maskenfreiheit sehr ungenirten Gebrauch und eine, ihm sehr zusagende Bekanntschaft gemacht habe. — Auf diesem Maskenballe befand sich Frau von Arnim, Garde-Dame der Hofdamen, mit ihren drei Töchtern, von denen die zweite für ausgezeichnet

schön und — kokett galt. Sie hatte die Maske einer Zigeunerin gewählt; dies gab ihr die Freiheit, einem jeden ihre Künste und Dienste als Wahrsagerin anzubieten. Sobald Frau von Arnim davon Kenntniß erhalten hatte, daß Schiller, der berühmte Dichter der Räuber, sich gegenwärtig befinde, veranlaßte sie ihre schöne Tochter Natalie, ihm allerhand schmeichelhafte Prophezeiungen zu sagen. Schiller nahm dies sehr wohl auf und blieb die ganze Ballnacht hindurch ihr unzertrennlicher Gefährte. Von jetzt an fehlte Schiller jeden Abend an unserem Theetische; ich dachte mir es gleich, wo er seine Abende zubringe und sagte es ihm auf den Kopf zu. Er machte kein Geheimniß daraus, gestand mir sogar zu, daß er sich in allem Ernste um die Hand der zweiten Tochter, der schönen Natalie, bewerbe. Da mir die Leichtfertigkeit der Mutter und ihrer Tochter nicht unbekannt war, ließ ich es an Warnungen nicht fehlen; es war vergeblich. Unser Freund war ganz toll und blind verliebt, und selbst nachdem ich ihm die Ueberzeugung verschafft hatte, daß er nicht der Alleinbegünstigte in jener Familie sei, ließ er sich nicht abwendig machen. — Als er einige Abende sich wieder an unserem Theetisch einfand und ganz verdrießlich mit dem Ausrufe: „habe schon wieder Niemand zu Haus gefunden!" in das Zimmer trat, gab ich ihm den, ihm sehr unerwünschten, ihn jedoch von seiner Leidenschaft keineswegs heilenden Aufschluß, daß Frau v. Arnim und ihre Fräulein für ihren Freund Schiller nicht zu Haus seien, weil entweder der splendide Graf Waldstein aus Dux, oder der jüdische Banquier — ich glaube Eppsteiner hieß er — die an diesem Abend Begünstigten waren. Letzterer stand in dem Rufe,

freigebig nur gegen Damen, sonst aber ein schmutziger Geizhals zu sein. Da er sich zu den Berühmtheiten Dresdens zählte, ließ er sein Portrait von Graff in Lebensgröße malen. Als es der Künstler ihm nach der Vollendung zuschickte, weigerte er sich, den bedungenen Preis dafür zu zahlen, weil er ihn nur mit einer Hand gemalt habe, obschon er ausbedungen: ein Portrait mit beiden Händen. Graff ersuchte Herrn Eppsteiner, das Bild nur genau zu betrachten, wo er die zweite Hand sofort entdecken werde. Er hatte nämlich sich den satirischen Scherz erlaubt, die rechte Hand tief in die Westentasche greifen zu lassen und ihm eine überlegende Miene zu geben, als ob er nach dem Gefühl die vollwichtigen Dukaten von den zum Honorar bestimmten nicht vollwichtigen auszusondern beschäftigt sei. Alles Demonstriren des Künstlers, daß er die Hand fertig malen mußte, bevor er sie in die Tasche greifen lassen konnte, war vergebens, und als Herr Eppsteiner darauf bestand, von dem bedungenen Honorar fünf Dukaten abzuziehen, erklärte Graff kurz und bestimmt: er werde das Bild für sich behalten, worauf der Banquier sich empfahl. Nun machte Graff sich den Spaß, Herrn Eppsteiner mit einem schmutzigen Judenbart und einem sehr schäbigen Rockelaur auszustatten und das Bild, welches von jedermann wegen der wohlgetroffenen Aehnlichkeit auf den ersten Blick erkannt wurde, in seinem Atelier auszustellen. Bald war das Bild das allgemeine Stadtgespräch, alle Welt wallfahrtete zu ihm, wie zu einem Heiligenbilde, und so blieb dem geizigen Herrn Eppsteiner, um dem Skandal ein Ende zu machen, nichts weiter übrig, als das Bild zu kaufen und nicht nur die Hand in der Westentasche zu bezahlen,

sondern auch noch für die Abnahme des Bartes und Ausbesserung des Rockelaurs eine erkleckliche Summe zuzulegen.“ —

„Mittlerweile machte Frau v. Arnim und ihre schöne Natalie uns noch vielerlei Sorge. Schiller war in einem Zustande leidenschaftlichster Aufregung, so daß er ganz offen gestand, daß ihn die Ungewißheit, ob er auf Erfüllung seiner Wünsche hoffen dürfe, oder sie aufzugeben gezwungen sei, unfähig zu jeder Arbeit mache. Da bewährte mein guter Körner sich wieder als wahrhafter Freund. In Dresden durfte Schiller jetzt nicht bleiben, und da das Wetter noch zu rauh war, um in das Weinberghaus nach Loschwitz zu ziehen, schlug mein Mann dem Freunde vor, auf einen Monat nach Tharandt zu ziehen. Schiller erkannte, wenn auch mit schwerem Herzen, die Nothwendigkeit an, aus den Umgarnungen, in welchen die verführerische Armide ihn gefangen hielt, sich dadurch zu befreien, daß er Dresden auf einige Zeit verlasse. Der Koffer wurde gepackt, und um sicher zu sein, daß er nicht etwa auf halbem Wege wieder umkehren möchte, brachten wir ihn selbst nach Tharandt und sorgten dort für ein leidliches Unterkommen. Die ersten Briefe, die er uns von da schrieb, lauteten nicht sehr erbaulich.“

Die Freundin nahm aus dem Schreibtische ihres Mannes (es war dies nach dessen Tode, als ich, womit ich durch die letztwillige Verfügung des Staatsrathes beauftragt war, den schriftlichen Nachlaß, welchen er mir vermacht hatte, zu ordnen und zu inventarisiren beschäftigt war) die Mappen heraus, welche den Briefwechsel Schillers mit Körner ent-

hielten. In dem ersten, aus Tharandt den 18. April 1787 datirten Briefe schreibt Schiller: „Mir war's, als ich Euch gestern aus den Augen verlor, als wenn ich auf einer wüsten Insel wäre ausgesetzt worden. So äußerst undichterisch und öde! was wird da herauskommen? Ich bin noch betäubt und kann nicht viel Gescheidtes denken. Schreiben will ich Euch, sobald sich mein Herz unter freiem Himmel und in schönen Gegenden erheitert hat." Noch lamentabler lautet der nächstfolgende Brief: „Eine reizende Landpartie, weiß Gott! Da sitz' ich drei Tage und kann nicht vor's Haus. Schnee und Hagel wirft mir beinahe Thüren und Fenster ein. In diesem erbärmlichen Zustande soll ich mich nicht nach Dresden zurücksehnen! Es ist eine Aufgabe, die schwer zu beantworten ist: ob ich es schlechter hätte treffen können. Doch will ich mir einbilden, daß ich für begangene Sünden büße! — — Schickt mir um Gotteswillen Bücher. Ich habe des Tages ein halb Dutzend fürchterlich leerer Stunden, wo ich melancholisch werden müßte, wenn ich sie nicht verlesen könnte."

Mit Frau v. Arnim und Fräulein Natalie wurde die Verbindung durch Briefe unterhalten, und Körners waren gefällig genug, die Besorgung zu übernehmen; obschon Fräulein Doris es an Ein- und Strafreden nicht fehlen ließ. „Meinem beleidigten Dorchen," schreibt Schiller, „schicke ich diesen Einschluß zur schleunigsten, gewissenhaftesten und pünktlichsten Besorgung. Sie möchte so gütig sein und anfragen lassen, wann man die Antwort könne abholen lassen, oder ob sie geschickt werden würde. Wenn Arnims noch nicht wieder in Dresden wären, soll die Minna, oder

wer meinen Brief hinträgt, ihn wieder mitnehmen. Aber ich lasse Dorchen recht sehr bitten, die Botenfrau ja nicht weggehen zu lassen, ohne mir von dorther Antwort mitzubringen, wenn man in der Stadt ist. Nachrichten von Euch allen erwarte ich mit Ungeduld. Laßt mich vergessen, daß ich hier allein und verlassen bin. Ich bin oft bei Euch — und aus mehr als einem Grunde. Glaubt mir das." — An der Besorgung dieses Briefes war Schiller so sehr gelegen, daß er schon am Nachmittage wieder daran erinnert: „Zwei Expressen auf einen Tag!" schreibt er, „das geht dicke zu! Bis jetzt aber war es mir durchaus nicht möglich, eine Stimmung zu finden, in der ich über gewisse Materien sprechen konnte. Arnims werden, wenn sie noch nicht in Dresden sind, wahrscheinlich noch heute kommen. Also schickt meinen Brief morgen Vormittag noch einmal hin, wenn er sie heute nicht getroffen hat." Eben so wenig, wie Schiller, hatte Frau v. Arnim die Hoffnung auf die Fortdauer des Liebesverhältnisses aufgegeben. Aus einem Briefe Schiller's erfahren wir, daß der kleine Arnim im Auftrage seiner Mutter nach Tharandt kam und Schiller davon Kenntniß gab, er könne in Dresden ein Reitpferd täglich für 6 Groschen, außer dem Futter und Stallung, bekommen, wobei es wohl vornehmlich auf eine Gelegenheit zu Spazierritten nach Dresden abgesehen sein mochte. Da dies nicht zur Ausführung kam, traf Frau v. Arnim Anstalten, mit ihren Töchtern eine Sommerwohnung in Tharandt zu beziehen.

„Es geschah," erzählte mir Frau Körner, „auf meine Veranlassung, daß mein Mann Schillern, der so sehr nach Lectüre

verlangte, das damals viel gelesene Buch: „les liaisons dangereuses“ schickte. Er mochte wohl die Anspielung verstehen, doch ließ er dies unberücksichtigt, und wir wurden immer besorgter für ihn. Tharandt war ferner nicht der Ort, in welchem Schiller ungestört hätte arbeiten können. Er selbst sah dies ein, gab dem wohlgemeinten Rathe meines Mannes Gehör und richtete ein Schreiben an den Coadjutor Freiherrn v. Dalberg, worin er dessen Verwendung bei dem Herzoge Karl August von Weimar zu einer Einladung nach dem gefeierten Musensitze nachsuchte. Diese erfolgte im Juni oder Juli 1787, und wie schmerzlich es uns auch war, unsern, durch herzliche Freundschaft so innig mit uns verbundenen Freund von uns scheiden zu sehen, so hatten wir doch die Beruhigung, ihn aus den „liaisons dangereuses“ befreit, und einer hoffnungsreichen und ehrenvollen Zukunft entgegengehen zu sehen.“

In der Bibliothek meines Vaters befand sich ziemlich vollständig die sogenannte „schöne Literatur“, welche der Epoche Goethe's und Schiller's voranging. Hier machte ich die erste Bekanntschaft mit der deutschen Muse in den Werken von Klopstock, Wieland, Geßner, Hagedorn, Hölty, Uz, Göckingk, Zachariä, Ramler und deren poetischen Zeitgenossen. Nun hatte ich aber bereits aus dem castalischen Quell der griechischen und römischen Muse einen so erquicklichen Trank reinster Begeisterung geschöpft, daß mir das vaterländische Gebräu nicht munden wollte. Wieland's Frivolitäten erschienen mir neben Catull und Properz geziert und geschminkt; in Klopstock's Messias kam ich nie

über den zweiten Gesang hinaus und tröstete mich darüber, als ich erzählen hörte: unser gebildeter Dorfschulmeister sei, als er seinen Gevattersleuten den ersten Gesang vorlas und diese ihm erklärten, daß das für sie böhmische Dörfer wären, von seiner guten Frau auf die Ueberschrift aufmerksam gemacht worden: „Erster Gesang," worauf er denn versucht, die Strophen des Heldengedichtes nach verschiedenen Choralmelodien vorzutragen; das Verständniß aber sei auch auf diesem Wege den Leuten nicht gekommen. Mein Homer und Virgil galten mir doch als ganz andere Vorbilder; eben so wenig konnte Ramler den Vergleich mit Horaz, Rabener mit Juvenal, Geßner mit Theokrit aushalten. Der einzige dieser Dichter, der für mich etwas Originelles hatte, war Zachariä in seinen komischen Epopöen, unter denen ich, als angehender Bruder Studio und flotter Bursche, vor allen anderen „dem Renomisten" den Preis zuerkannte.

Ich fand Veranlassung, mich in einem Heldengedichte dieser scherzhaften Gattung zu versuchen. Meine ältere Schwester hatte mich wiederholentlich mit Bitten bestürmt, ihr Anweisung im Schlittschuhlaufen zu geben; ich that es, allein bevor sie, die sich auf ihre Gewandheit als Tänzerin im Ballsaale verlassen zu können glaubte, die nöthige Sicherheit auf dem Eise besaß, nahm sie einmal heimlich meine Schlittschuhe und mischte sich allzukeck unter die Buben. Sie wurde für ihre Verwegenheit dadurch bestraft, daß sie ausglitt, einbrach und nicht ohne Gefahr des Ertrinkens gerettet wurde. Da das Abenteuer keine weitere Folgen hatte und sie mit einem gelinden Schreck bei dem

frostigen Spaße davonkam, gab mir dasselbe Stoff zu einer Epopöe, von der ich nur den Anfang noch vorgefunden habe.

Die Schlittschuhläuferin.

Muse, die du so oft den Ruhm und die Thaten der Männer
Sangest, singe du heut von einem verwegenen Mägdlein,
Das vorwitzig geschnallt an die Sohlen den stählernen Schlittschuh,
Kühn sich hinausgewagt auf des See's kristallene Fläche,
Wo mit den Knaben sie sich versucht in gefährlichem Wettlauf.
Zweimal gewann sie den Preis, zweimal die erste am Zielpfahl.
Aber es legt in die Bahn der neckende Puk ihr ein Schilfrohr,
Als sie zum dritten Male wettlief, sie stolperte, schwankte,
Hielt sich noch einen Moment aufrecht, dann glitten die Füße
Beide zugleich, sie fällt auf das Eis, wie beim Opfer ein Lamm fällt.*)
Krachend unter ihr borstet der leichtgefrorene Spiegel
Und es ziehn sie die Nymphen hinab zur krystallenen Grotte.
Holde Gespielinnen fand sie, die reich mit Korallen und Perlen
Schmückten, mit Schilf und Lotos bekränzten zum Tanze das Mägdlein.
Aber es blieb ihr im Herzen, wie Persephoneien, die Sehnsucht
Nach dem sonnigen Tage, nach der geliebtesten Mutter.
Freuden und Leiden und was sie erfuhr bis zur glücklichen Heimkehr,
Dies und anderes noch sing' uns, o göttliche Muse.

Nach dieser Anrufung der Muse begann nun die Erzählung also:

An dem wärmenden Ofen saß Franz und las in der Zeitung;
Arg verwünschend den Sieg, den jüngst die Franzosen erfochten,
Brummt in den Bart — hätt' er einen gehabt — und wenn er vorher nicht
Schon das Frühstück genossen, kein Bissen hätt' ihm gemundet."

Den weiteren Fortgang meines Gedichtes und den, zu einem glücklichen Ende geführten Schluß möge der geneigte Leser aus Nachstehendem entnehmen. Die Freunde kommen zu Franz, ihn zur Schlittschuhpartie abzuholen; vorher

*) Dem „procumbit humi bos“ nachgebildet.

nehmen sie mit den Resten der auf dem Frühstückstische vorgefundenen Spickgans, Schinken, Wurst, „der lieblichen Blume der Säue," wie Homer sie nennt, und was an Franzwein sich vorfindet:

„Der Deutsche mag zwar keinen Franzen leiden,
„Doch seine Weine trinkt er gern",

vorlieb. — Franz sucht vergeblich nach seinen Schlittschuhen; ohne Zweifel hat Schwester Anna sie heimlich fortgenommen und ist hinaus auf die Eisbahn gegangen. Der Bruder und die Freunde eilen ihr nach, — sie finden sie in dem gefahrvollen dritten Wettlaufe begriffen, rufen ihr zu, sie hört nicht, und bevor der Bruder die schnell Dahingleitende erreicht, sieht er sie vor seinen Augen einbrechen und versinken. — Große Anstrengung zur Rettung, welche jedoch nicht gelingt. — Trauergesang und Todtenfeier. — Die kleine Anna aber lebt herrlich und in Freuden im Krystallpalaste der Seekönigin bei Spiel und Tanz unter den Nixen und Nymphen. — Begegnung des trauernden Bruders im Walde mit dem getreuen Eckart. Dieser bezeigt ihm innigste Theilnahme und erbietet sich, durch die Legion Heinzelmännerchen, die er in Dienst genommen habe, Mittel und Wege zur Befreiung der Schwester, über deren gezwungenen Aufenthalt bei Undinen er durch den Onkel Kühleborn Nachricht erhalten habe, ausfindig zu machen. Die Legion Heinzelmännerchen werden auf die Maulwurfsjagd ausgeschickt, alsbald bringen sie eine ansehnliche Zahl dieser trefflichen Minirer zusammen, welche verwendet werden, den See an der Stelle, wo der Krystallpalast sich befindet, trocken zu legen, die Königin und ihre Nymphen und Nixen retten

sich in den Strömungen der Fluth, Anna wird befreit, und die Gerettete kehrt in die Arme der Ihrigen unter Jubel und herzlicher Begrüßung der Freunde und Gespielinnen zurück. —

Aus Goethe's „Wahrheit und Dichtung" hab' ich erfahren, daß schon vor langen Jahren, noch bevor er die Universität in Leipzig bezog,*) Zachariä's komische Heldengedichte nicht nur allgemeinen Anklang fanden, sondern auch die jungen Dichter veranlaßten, sich in ähnlicher Weise zu versuchen.

Wenn unser guter Vater uns einen festlichen Feierabend bereiten wollte, dann gab er unsern Bitten nach und las uns ein deutsches Schauspiel vor. Auf diese Weise wurde ich mit Lessing's Minna von Barnhelm bekannt, von der wir sogar einmal im engeren Familienkreise eine Vorstellung veranstalteten, in welcher der Vater den Wachtmeister und ein anderer geistlicher Confrater den neugierigen Gastwirth spielten, und zwar zu unserem und der anderen Zuhörerschaft größtem Ergötzen, zumal für uns Kinder, die wir noch nie einer Theatervorstellung beigewohnt hatten.

Einen bei weitem größeren Eindruck auf mich machte eine Aufführung von Schiller's Maria Stuart, welche von einer sogenannten Liebhaber-Gesellschaft bei der Anwesenheit des Herzogs Emil August in seiner Residenz Altenburg auf dem Schloßtheater aufgeführt wurde. Zwei, auch über das Weichbild der Vaterstadt weit hinaus wegen Geist und Schönheit berühmte und gefeierte Schwestern, Frau Doktor

---

*) Demnach vor 1765.

Pierer und Frau Hoffmann, beide geborne Reichenbach, gaben die beiden Königinnen so ausgezeichnet, daß ich mich nicht erinnere, bei späteren Vorstellungen, die ich auf den größten Bühnen Deutschlands gesehen habe, einen so ergreifenden Eindruck empfunden zu haben. Daß freilich der Umstand, daß dies für mich die erste Vorstellung dieses Trauerspiels war, der ich beiwohnte, hierbei sehr in Anschlag zu bringen ist, bedarf keiner besonderen Bemerkung. —

Das früheste Abenteuer, bei welchem der Heldenmuth des Knaben seine Probe bestand, war folgendes. Mein Geburtsort, das Dorf Münchengosserstädt, zwischen Naumburg und Jena, liegt auf fruchtbarem Hochlande unfern der Saale. Mein Vater, Prediger des Ortes, in welches noch die Dörfer Döberitz und Wirchhausen eingepfarrt waren, hielt sich nicht allzustreng an das Wort: „mein Reich ist nicht von dieser Welt,“ vielmehr nahm er den lebhaftesten Antheil an den Welthändeln, über welche ihm der, in Gotha erscheinende Reichsanzeiger wöchentlich zweimal die neuesten Nachrichten brachte. In guter Jahreszeit wurden mein älterer Bruder (zehn Jahre alt) und ich (sieben Jahre alt) nach dem eine kleine Stunde entfernten Städtchen Camburg geschickt, um von der dortigen Post die Zeitungen zu holen. Nun war — es mag zu Ende des vorigen Jahrhunderts gewesen sein — etwa 1798 — unser Dorf und die ganze Umgegend in Aufregung und Schrecken durch einen Wolf versetzt, welcher am hellen lichten Tage und auf offener Feldflur in die Schafheerden eingebrochen war. Vergebens hatten die angestellten Forstbeamten und Jagdberechtigte auf ihn Jagd gemacht, mehrmals schon waren

die Bauern aufgeboten worden zu großen Treibjagden; mehrmals war er durchgebrannt, und die Furcht vor der wilden Bestie war besonders unter der Schuljugend groß, da wir aus unserer Fibelzeit den schreckenerregenden W=Vers nebst grauenvoller Abbildung im Gedächtniß bewahrt hatten:

Ein toller Wolf in Polen fraß
Den Tischler sammt dem Winkelmaß.

Einige Mal schon hatte die ängstliche Mama es verhindert, daß wir die Zeitungen holten, da der Weg nach Camburg über die „Kummel" (cumulus), eine buschigte Anhöhe, über offene und durchschnittene Gelände und Weinberge führte. Da wir nun aber das Vergnügen entbehrten, uns für das, von dem Vater gewährte Botenlohn zwei Dreiersemmeln zu kaufen, schlichen wir beiden Brüder uns doch eines Sonnabends Nachmittags fort nach Camburg. Die Ankunft der Post hatte sich diesmal verspätet, und es war schon die Dämmerung angebrochen, als wir unsern Rückweg antraten. In der Stadt, wo wir, wie gewöhnlich, in der Familie des Amthauptmanns von Brawé Grüße, obschon sie uns diesmal nicht aufgetragen worden waren, bestellten, machten die älteren Spielkameraden sich das Vergnügen, uns grauliche Geschichten von dem gefährlichen Wolfe zu erzählen, der sich jetzt nicht mehr mit Hammelbraten abspeisen ließ, sondern auch bereits zwei Schneiderwanderburschen angefallen habe und was dergleichen mehr. — Um vor einbrechender Nacht das Vaterhaus zu erreichen, schritten wir rasch zu, schauten uns aber doch nicht ganz frei von Furcht nach allen Seiten hin um. Schon erblickten wir in nicht allzuweiter Ferne den Kirchthurm unseres

Dorfes, aber die gefährlichste Gegend, der Feldweg am Waldrande der Kummel, war noch zu passiren, — da mit ängstlichem Aufschrei faßt mein Bruder mich beim Arm und ruft schreckenbleich: „Dort liegt er! dort an dem Feldrain!“ Ich beschwor ihn, doch keinen Lärm zu machen, damit der Wolf uns nicht höre; „aber er sieht uns ja!“ war die eben nicht tröstliche Antwort. Kaum hundert Schritt war er von uns entfernt: „sieh' nur, wie er uns mit feurigen Augen anglotzt!“ sagte mein Bruder; — „sieh' nur, wie er die Ohren spitzt!“ sagte ich; — „sieh' nur, wie ihm die Zunge aus dem Rachen hängt!“ sagte mein Bruder; — „sieh' nur, wie er die Zähne fletscht!“ sagte ich. Aengstlich sehen wir uns beide nach Ausweg und Rettung um, vergebens, — rückwärts zu gehen, schien nicht minder gefahrvoll wie vorwärts zu gehen; wir wußten ja, daß der Kater die Maus nicht anrührt, so lange sie still sitzen bleibt, und erst zupackt, wenn sie läuft. Plötzlich ein rettender Entschluß. Nicht fern von uns stand ein wilder Birnbaum, — dort hinauf! rief mein Bruder, und als geschickte Kletterer hatten wir ihn schnell erstiegen. Kaum, daß wir uns in Numero Sicher wußten, kehrten Besinnung und Muth zurück. Zunächst wurden die, uns aus dem naturgeschichtlichen Unterrichte bekannten Hausmittel angewandt, den Wolf zu verscheuchen. Das Hahnengeschrei kann er nicht vertragen; wir ließen es daher an oft wiederholtem, gellenden „Kikeriki!“ nicht fehlen, aber der Wolf rührte sich nicht vom Fleck. Wir brachen einen dürren Ast ab, ich legte ihn wie eine Flinte an die Backe, zielte scharf auf den gefürchteten Würger der Schafe, und beide leisteten wir

mit „Piff! Paff! Puff!“ das Möglichste. Isegrimm behielt uns, ohne nur mit den Wimpern zu zucken, im Auge. Jetzt wurde zum letzten, für unfehlbar geltenden Schreckmittel gegriffen. Selbst Löwe und Tiger ergreifen das Hasenpanier, wenn Feuer angemacht wird, selbst wenn nur Funken gepinkt werden. Mein Bruder war mit Stahl und Stein versehen, da wir zur Zeit der Kartoffelerndte zum Rösten dieser Früchte oft Feuer auf dem Felde anzumachen pflegten. Dies fiel ihm zur guten Stunde ein, Stahl und Stein wurden zur Hand genommen, wir pickten und pinkten abwechselnd uns die Finger wund; allein auch dieses äußerste und für unfehlbar geltende Mittel hatte keinen Erfolg. Wohl eine gute Viertelstunde lang hatten wir auf unserer Retirade gesessen, von dem anstrengenden Kikeriki! und dem Piff! Paff! Puff! die wir unausgesetzt wiederholten, waren wir ganz heiser geworden; die Pflüger hatten längst Feierabend gemacht, wir sahen und hörten Niemand des Weges kommen, und der Wolf blieb auf seine Beute lauernd am Feldrain liegen. „Die Mutter wird sich sehr ängstigen,“ sagte ich; „es wird zu Abend etwas Warmes, aber nichts Gekochtes geben,“ sagte mein Bruder. „Ich glaube der Wolf ist eingeschlafen,“ sagte ich. „Aber mit offenen Augen?“ fragte mein Bruder. „Warum dieses nicht so gut wie der Hase?“ antwortete ich. Wir zweifelten jetzt nicht mehr daran, daß der Wolf fest eingeschlafen sein müsse. „Karl,“ sagte ich, „Du weißt: es ist eine Belohnung von zehn Thalern darauf gesetzt, für den, der den Wolf erlegt. Wir haben beide unsere Taschenmesser bei uns, wenn er nach mir beißen will, stoß ich ihm mein Messer in den

Rachen, Du stichst ihn durch und durch von der Seite, wir bringen den erlegten Wolf mit nach Haus, und jeder von uns erhält fünf Thaler! Was können wir uns Alles dafür kaufen." — „Fritz!" rief mein Bruder, „das war ein gescheidter Einfall von Dir! jetzt frisch hinunter, und der Wolf soll sich wundern!" Wer sich aber wunderte, das waren wir. Dicht neben einander mit gezückten Taschenmessern rückten wir langsamen Schrittes immer näher und näher heran. „Du, Fritz," zischelte mein Bruder, „ich glaube, es ist gar kein Wolf." — „Du, Karl," sagte ich, „ich glaube es auch, — es ist ja nur ein großer Feldstein." Zu Haus wurden wir tüchtig aus — — gelacht. —

Ein Brief des Vaters ermahnte zur Rückkehr, damit ich den Beginn der Collegien in Jena nicht versäumen möchte. Die gute Tante Lottchen in Dresden vervollständigte den silbernen Bestand meiner Börse wieder auf den ursprünglichen von fünf Thalern, und so trat ich wohlgemuth meine Heimkehr als rüstiger Fußgänger an. Am ersten Tage erreichte ich Freiberg, wo ich wiederum bei meinem lieben Freunde Gottschalk gastfreie Aufnahme fand. Es wurde mir in doppelter Hinsicht schwer gemacht, mich von ihm zu trennen, einmal weil er seine ganze Ueberredung aufbot, mich zu bestimmen, anstatt der Theologie die Mineralogie zu meinem Studium zu wählen, anstatt mich in die unbekannten Regionen eines erträumten Himmelreichs zu versteigen, lieber mit ihm in die zugänglichen Tiefen der Unterwelt hinabzusteigen. Ich gab ihm die Versicherung, daß, im Falle die oberen Götter sich mir nicht geneigt erweisen

sollten, ich dann die *unteren* zu bewegen suchen würde, mir Aufnahme zu gewähren. „Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo!“ schrieb ich ihm in sein Stammbuch — mit freier Uebersetzung: „Wenn mir's im Himmel nicht gefällt, dann steig' ich in die Unterwelt!“ Die zweite Beschwer, die ich mir selbst aufgeladen hatte, war, daß ich mein Ränzel mit so vielerlei Gestein vollgepackt hatte, daß ich verschiedene wunde Stellen an den Schultern und am Rücken vom Tragen davontrug. Denn obschon ich kostbare Erzstufen von roth- und weißgüldenem Erz, Kalkspat mit angeflogenem Schwefelkies, Kalkstein mit Muscheln und Krebsen, Schiefer mit Fischabdrücken und dergleichen mehr eingesackt hatte, konnte ich dennoch der Versuchung nicht widerstehen, aus den geklopften Steinhaufen der Chaussee noch ein und das andere, mir werthvoll scheinende Stück — besonders Granit und Gneiß mit darin liegenden Granaten — mitzunehmen.

Ich hatte meinen Bruder von meiner Rückreise in Kenntniß gesetzt; er erwartete mich in Chemnitz, wohin er zum Kornmarkte gefahren, und ich war sehr froh, die weitere Zurückfahrt auf dem Strohsacke eines Leiterwagens machen zu können.

Eltern und Geschwister empfingen den weitgereisten Wanderer mit einer Freude und Beglückwünschung, wie man etwa gegenwärtig den Sohn und Bruder empfangen wird, welcher von einer Expedition nach Japan, von einer, mit Chamisso, Jagor oder Hildebrandt unternommenen Weltumsegelung, oder von einer Nordpolfahrt heimkehrt; Seume's Spaziergang nach Syrakus wurde in Deutschland

als eine Heldenthat angestaunt, mit welcher die Irrfahrten des Odysseus kaum verglichen werden dürften.

Nur einige Rasttage waren mir in dem elterlichen Hause gegönnt, dann wurde sich bei den verschiedenen Onkels, Tanten und Pathen verabschiedet, welche den, nach Jena zu Fuß wandernden „fahrenden Scholasten“ mit, wenigstens für die erste Zeit, auskömmlichem Zehrpfennig ausstatteten. Eine der Tanten, verwittwete Major v. Kuntzsch, beschenkte mich mit der Taschenuhr des seligen Onkels; es war die erste, die ich erhielt, und deren Stahlkette mit verschiedenen Bommeln ich so lang als möglich heraushängen ließ. Außerdem erbat ich mir noch von ihrem Nippestische die Köpfe Laokoons und seiner beiden Söhne in sogenanntem weißen Biscuit-Porzellan, und diese haben sich auch, wie oft ich auch seit damals Aufenthalt und Wohnung gewechselt habe, bis auf die heutige Stunde unversehrt bei mir erhalten. Fast noch wunderbarer aber ist die gleichfalls unversehrte Erhaltung eines noch bei weitem zerbrechlicheren Porzellan-Figürchens, welches mir eine Frau Base Königsdörfer schenkte; es ist ein, auf einem Felsblock sitzendes Bürschchen, in der einen Hand die Weinflasche, in der anderen ein Glas haltend, was sie für ein passendes Geschenk für „den Bruder Lustig,“ wie sie mich zu nennen pflegte, hielt. Dies „Haulemännchen“ hat mich auf meinen Studentenfahrten, Feldzügen und Reisen zu Wasser und zu Lande begleitet, war mir öfter verloren gegangen, hat sich aber immer wieder bei mir eingefunden, so daß es sich bei mir die Geltung eines Schutzpatrones erworben hat. In meiner letztwilligen Verfügung soll es demjenigen meiner

Neffen und Großneffen zugedacht werden, welcher vor den anderen den Anspruch: der beste lustige Bruder zu sein, zur Geltung zu bringen vermag.

In Jena waren damals noch wohlfeile Zeiten; die Anzahl der Studenten, welche vor der Schlacht am 14. October 1806 gegen eintausend und darüber betragen hatte, war bis auf vierhundert geschmolzen. Kein Schiller, kein Fichte, kein Schelling lockte die Jünger der Philosophie, kein Paulus die der Theologie, kein Hufeland, kein Loder die der Medizin, kein Hellfeld die der Jurisprudenz herbei. Die Berühmtheiten der verschiedenen Facultäten waren: in der Theologie der siebenzigjährige Griesbach und der etwa zehn Jahre jüngere Gabler; in der Jurisprudenz Schömann; in der Medizin und Naturwissenschaft Oken, Starke, Vater und Sohn; in der Philosophie Bachmann, ein Schüler Hegels; in der Philologie Eichstädt; in der Geschichte Luden. Anziehungskraft übten nur Luden, Griesbach und Oken; sie allein hatten volle Auditorien.

Durch Brand, Plünderung und Einquartierung war die Bürgerschaft verarmt, und an den Studenten, welche zum großen Theile aus den, von dem Kriege arg mitgenommenen sächsischen und fränkischen Ländern kamen, konnte der Philister sich auch nicht erholen. Nur die Mecklenburger, Kurländer, Holsteiner, Westphalen, zu denen auch die Hannoveraner gehörten, erhielten ihre Wechsel in Gold; auch bei den, nur in geringer Anzahl vorhandenen Ungarn und Siebenbürgen, welche hier protestantische Theologie studirten, sah man wohl ab und zu einen Kremnitzer Dukaten. Es standen so viele Wohnungen leer, daß man

zwei gut möblirte Zimmer mit Aufwartung für 12, schreibe zwölf Thaler jährliche Miethe haben konnte, wobei allerdings die Frau Wirthin darauf rechnete, daß der Student auch Frühstück und Mittagessen bei ihr nahm. Auch dies war spottbillig; für das Frühstück 1 Groschen, für das Mittagessen 3 Groschen.

Den Winter über wohnte ich am Graben in der „Mäderei," einem Studentenhôtel, für 50 bis 60 Gäste eingerichtet, aber nur von einigen zwanzig bewohnt. Ein daneben liegendes Studentengasthaus, die „Wucherei", war zur Aufnahme von zweihundert Studenten eingerichtet, weshalb es auch „Klein-Altdorf"*) hieß. Mehr als etwa funfzig Bewohner hatte dies schön gelegene Haus jetzt nicht. — Im nächsten Sommer bezog ich mit zwei lieben Freunden, einem Grafen Rantzau aus Holstein und dem später als Philologe und Greifswalder Professor berühmt gewordenen Schömann, einem Schwedisch-Pommeraner, das, auf einer von der Saale und Leutra gebildeten Insel gelegene Reichardtsche Gartenhaus, in welchem ein Gartensaal und vier geräumige möblirte Zimmer uns angewiesen waren; wir drei zahlten zusammen nicht mehr als vierundzwanzig Thaler für die sechs Sommermonate. —

Da ich nach dem Wunsche meines Vaters Theologie studiren sollte, ließ ich mich bei dieser Facultät einschreiben und belegte, wie das der Fuchs in dem ersten Semester gewöhnlich zu thun pflegt, möglichst viele Collegia: bei Griesbach Kirchengeschichte und Hermeneutik, bei Gabler biblische

---

*) Eine Universitätsstadt Baierns.

Theologie und Einleitung in das neue Testament, bei Bernstein Jesaias und ebräische Grammatik. In dieser letzteren Sprache hatte ich mir bereits gute Vorkenntnisse durch Unterricht, welchen mir ein jüdischer Schriftgelehrter privatim auf dem Gymnasium ertheilt hatte, erworben. Vornehmlich hatte er mich das Ebräische so schnell und geläufig wie das Französische lesen gelehrt und zwar mit der, den Ebräern eigenthümlichen Aussprache, welche wesentlich von der unserer christlichen Professoren abweicht. Mein Rabbi machte mir ein Geschenk mit einem alten Testamente im kleinsten Format ohne Vokale, welche bekanntlich in den gewöhnlichen Ausgaben durch unter und über die Consonanten gesetzte Punkte und Striche angegeben werden. — Auch das Collegium logicum durfte nicht fehlen: der alte, aber sehr muntre Professor Ullrich trug die Logik in lateinischer Sprache vor, was sie uns just nicht schmackhafter machte. Es ging uns, wie es Goethe in Leipzig ergangen war, wo die Anzahl der Zuhörer, sobald die Zeit der warmen Kräpfel kam, in dem Hörsaale Plattner's sich bedeutend lichtete.

An dem sogenannten „flotten Burschenleben" in den Commershäusern und auf den Bierbänken der umliegenden Dorfschaften Antheil zu nehmen, war ich dadurch ausgeschlossen, daß ich einen angebornen und unüberwindlichen Widerwillen gegen das Bier hatte. Wenn ich dennoch einmal an der Tafel der Zechbrüder erschien, aber, da es meine Mittel nicht immer erlaubten, auch nur einen Schoppen von jenem „Gewächs der Thüringer Berge, welches wie Wein aussieht" anzuschaffen, nur ein Glas Zuckerwasser vor mir stehen hatte, mußte ich mir als „Wasserfuchs"

manchen schlechten Witz gefallen lassen; denn ich war außer Stande, mir nach dem Biercomment Genugthuung zu verschaffen, wenn man mir „einen gelehrten Herrn!“ oder wohl gar einen „Doktor!“ stürzte. Mich zur Würde eines „Fürsten von Thoren, zum Saufen auserkoren!“ oder durch einen zehnmal geleerten Birkenmaier zu der eines „Papstes“ hinaufzutrinken, lag für mich außerhalb des Möglichen.

Die Scenen in Auerbachs Keller, welche Goethe nach eigenen Erlebnissen im Faust uns zur Anschauung bringt, erscheinen, was Anstand und Nüchternheit betrifft, sehr gemäßigt im Vergleich zu den Scenen, welche man auf dem Ballhause und dem Fürstenkeller in Jena und bei den Biergelagen in Lichtenhain, wo das Getränk mit berauschenden Kräutern versetzt wurde, vor Augen hatte. — „Gelehrter Herr!“ genannt zu werden, galt für eine, jedoch nur leichte Beleidigung; zwei gewöhnliche Biergläser mit leichtem Getränk gefüllt, waren die Waffen, auf Kommando wurde angesetzt, und wer zuerst mit dem geleerten Glas auf den Tisch schlug, war Sieger. Es stand dem Besiegten, in der Kunstsprache „der Ausgeschmierte“ genannt, frei, dem Gegner eine schwerere Beleidigung zuzufügen und ihm „einen Doktor zu stürzen.“ Es mußte jetzt mehr Blut, das will sagen: Bier fließen, als bei dem gelehrten Herrn. Zwei hohe Baßgläser, auch Stangen genannt, wurden den beiden Kämpen vorgesetzt und mußten ebenfalls auf Kommando geleert werden. Zahlung hatte der Besiegte zu leisten. — Hatte Einer an einem Nachmittag und Abend zehnmal auf der Doktor-Mensur als Sieger gestanden, so wurde er zum „Fürsten von Thoren“ ausgerufen und Seiner Hoheit überlassen, den Tag der

Krönung zu bestimmen. Der Krönungs-Pokal war ein sogenannter Birkenmaier, ursprünglich ein norwegisches Trinkgefäß.*) Der Erkorne bestieg den, auf einen Tisch gestellten Thron, mit dem rothen Friesrock einer Bauerdirne als Purpur und einer Krone von Goldpapier geschmückt. Die Großen der Krone standen zu beiden Seiten. Der Fürst stimmte mit des Basses Grundgewalt den Krönungshymnus an:

Ich bin der Fürst von Thoren,
Zum Saufen auserkoren,
Ihr andern seid erschienen,
Mich fürstlich zu bedienen.

Der Chor antwortet:

Euer Durchlaucht aufzuwarten
Mit Bier von allen Arten,
Sind wir allhier erschienen,
Euch fürstlich zu bedienen.

Der Fürst.

Spannt, Jäger, das Gefieder,
Schießt mir die Füchse nieder,
Ihr andern aber alle
Stoßt in das Horn, daß es schalle!

Chor.

In's Horn, in's Horn in's Jägerhorn,
In's Horn, in's Horn, daß es schalle!

Dieser Chor wurde so lange gesungen, bis der Fürst die ihm dargereichten drei Birkenmaier geleert hatte, worauf er von den, von ihm dazu ernannten Trabanten auf seinem Thronsessel nach seiner Wohnung getragen wurde.

---

*) Auf der Kunstkammer des Berliner Museums befinden sich ein paar dergleichen norwegischer Herkunft aus ältester Zeit.

Nur ein, zum Fürsten von Thoren sich hinaufgetrunken habendes bemoostes Haupt hatte Anspruch, zur höchsten Würde, zu der eines „Papstes“ gelangen zu können. Er schrieb hierzu ein Conclave der Cardinäle aus, bestimmte Zeit und Ort für die hohe Festlichkeit, bei welcher der gesammte Bierclerus nebst Chorus zur Ausführung der großen Messe sich einfand. Das päpstliche Gewand nebst der dreifachen Krone lagen auf nebenstehenden Sesseln bereit, der zu Erwählende bestieg den, auf einem Tisch unter einem Baldachin aufgestellten Thron und gab mit einem, über die Häupter der Gläubigen ausgegossenen Glase Wein oder Bier das Zeichen zum Beginn der Feier. Der Vorsänger hub an: „Wäre den Herren Confratribus gefällig, eine hohe Saufmesse heut gemeinschaftlich zu feiern?“ Der Chor respondirte: „Es geschehe nach des Herrn Willen.“ Dann wurde eine lateinische Strophe und Antistrophe gesungen und mit dem gemeinschaftlichen Chor geschlossen: „O pater Bacche fac o fac, quod talem diem habeamus quam plurimam! Amen.“ — Zwölf bis zum Rande gefüllte Baßgläser wurden jetzt von dem Cardinal Mundschenk aufzutragen befohlen, welche er dem Candidaten des heiligen Stuhles eines nach dem andern in kurzen Zwischenpausen reichte und von diesem geleert wurden. Es wurde hierbei eine Litanei gesungen, in welcher zwölf Fragen des Cardinal-Rectors durch den Chor beantwortet wurden. Die erste Frage war: Quot sunt apostoli? Die Antwort: Duodecim apostoli! duodecim menses anni! duodecim planetae! und so gingen Fragen und Antworten weiter herab zu den neun Musen, sieben Kurfürsten, sieben Tagen der Woche, sieben

Wundern der Welt, fünf Sinnen, fünf Fingern an jeder Hand, vier Evangelisten, vier Elementen, vier Himmelsgegenden, drei Patriarchen, drei Grazien, drei Gottheiten, zwei Patriarchen, zwei Augen, zwei Ohren, zwei Nasen; den Schluß machte: Unus est oeconomus, qui regnat in culina supra ancillas nostras! Während dieser Litanei mußte der Aspirant die zwölf Gläser geleert haben. Es war ihm gestattet, während der Litanei dreimal den Vorhang des Baldachins zuzuziehen, um sich auf einige Minuten stillen Betrachtungen zu widmen, oder den Sanctum Ullricum anzurufen, bei welchem Geschäft die Cardinäle ihm als Weihrauch aus zwölf unter den Vorhang gesteckten Thonpfeifen mit Tabaksqualm zudampften.

Waren alle diese Höllen- und Fegefeuerproben glücklich überstanden, so wurde der Candidat, welcher vom gelehrten Herrn zum Doctor und zum Fürsten von Thoren sich aufgeschwungen, nun als Papst proklamirt und in feierlicher Procession in das Paradies — ein Lustwäldchen an der Saale — gebracht, von wo er zuletzt in einem keineswegs paradiesisch behaglichen Zustande nach Haus getragen wurde.

Solidere Biertrinker verschmähten das leichte und lichte Gebräu von Ziegenhain, Wöllnitz und des Gasthofes zur Rose, so wie das berauschende Lichtenhainer und gaben vor allen anderen Sorten dem braunen Köstritzer, einfachen sowohl als doppelten (dem englischen Ale gleichkommenden), den Vorzug. Diese solideren Biertrinker, alte Bursche und bemooste Häupter, bildeten den „Verein der ausgepichten Naturen“ und versammelten sich bei dem Geleitseinnehmer an der Saalbrücke in Wenigenjena am rechten Ufer der

Saale, welcher eine ausgezeichnete Niederlage des Köstritzer verzapfte. Um nun dies edle Getränk nicht in solchen Massen, wie die leichteren Weißbiere hinterzugießen, wurde dabei ein Kartenspiel: „die lustige Sieben" gespielt, wobei der Gewinner, wie der Verlierer insofern gleichgestellt waren, als der Erstere den Gewinnst in verschiedenen Gläsern einzog, der Letztere den Verlust durch Vertilgung des ihm auferlegten Strafmaßes büßen mußte. Da ich mich weder zur Fahne der blonden, noch der braunen Biertrinker hielt, bin ich in die Regeln dieses Spieles niemals eingeweiht worden, doch habe ich mich oft an der munteren Laune der lustigen Sieben ergötzt. Die Spieler gehörten nicht zu jenen stummen, ernsten, schweigenden Gesellen, von welchem Lichtwer erzählt: „Wenn sie nicht hören, sehen, sprechen, fühlen, was thun sie denn? — sie spielen?" — Bei der lustigen Sieben ging es sehr laut und lustig her, nicht nur wurde viel gelacht, gescherzt, hin und wieder disputirt, auch gesungen wurde, und diese Rundreime geben denen, welche die nassen Burschen in Auerbachs Keller sangen, nichts nach; bald lateinisch, bald deutsch und etwas kauderwelsch dazwischen. Im Gedächtniß geblieben sind mir:

Ecce! quam bonum,
Bonum et jucundum,
Habitare fatres,
Fratres in unum.

Knaster den gelben,
Hat uns Apollo präparirt,
Und uns denselben
Recommandirt. ꝛc.

Edite! bibite! collegiales
Post multa secula pocula nulla!

Die ganze Welt mag kni, kna, knurren,
Die alten Weiber schni, schna, schnurren,
Schnurr wie du willst, knurr wie du willst,
's gilt mir gleich viel,
Hab' ich kein Bier im Glas,
Bleib' ich vom Spiel,
Hast nicht gesehn, sollst noch sehn
Den Teufel und sein Spiel. —

Späterhin wurde noch eine dynastische Bierhoheit zwischen den Fürst von Thoren und den Papst eingeschoben: „Seine Durchunddurchlauchtigkeit, der Herzog von Lichtenhain.“ Zu dieser Würde trank sich derjenige empor, welcher an einem Nachmittage eine bestimmte Anzahl Kannen dieses berauschenden Bieres hintergoß und dann im angetrunkenen Zustande den Zurückritt nach Jena auf dem, hierzu eigens in dem herzoglich lichtenhainschen Marstalle unterhaltenen, Esel ausführte, ohne mehr als dreimal heruntergefallen zu sein.

Ein und der andere Jubilar, Landpfarrer, Bürgermeister, Beamtete, welche vor fünfzig Jahren in Jena studirt hatten, wußten noch von dem Gebrauch zu erzählen, daß ein Bierbruder dem anderen seine erkorene und als solche proklamirte „Charmante“ durch höhere Leistung im Trinken abgewinnen konnte. In Zachariä's komischem Heldengedichte: „der Renommist“ geschieht dessen Erwähnung:

„Bei den Jenensern ist ein alt Gesetz in Ehren,
„Das alte Burschen stets die junge Nachwelt lehren;
„Dies ist's: So oft man sich vor volle Gläser setzet,
„Wählt sich ein jeder Bursch ein Mädchen, das er schätzet,
„Zu der Charmanten wird sie festlich deklarirt
„Und dem Amanten nie auf andre Art entführt,
„Als sich auf offnem Markt den Hals mit ihm zu brechen,
„Und wenn es Freunde sind, in Bier sie abzuzechen.

„Ein alter Renommist, der jüngst im Zweikampf starb
„Und in dem Paradies*) die Hölle sich erwarb,
„Sprach sterbend noch zu seinem Secundanten:
„Beschützet dies Gesetz! beschützet die Charmanten,
„Daß nie ein frecher Fuchs je diesen Brauch verhöhne:
„Sauft! fecht und sterbet so, wie ich, für meine Schöne!"

So sehr ich mich auch von den rohen Gesellen der Bierbänke zurückhielt, wurde ich dennoch an solcher unsaubern Stelle bereits in dem ersten Semester in arge Händel verwickelt. Man hatte den „Wasserfuchs" bisher in den kleineren Kreisen, welche sich bei muntrem Gesange zu einem „Hospiz" versammelten, mit seinem Glase Wasser geduldet, da ich eine leidliche Tenorstimme hatte. Eines Abends trat an unsern Tisch ein Thüringer, der lange Heller, heran, welcher sich rühmte, zu seinem vollständigen Anzuge nur dreier Kleidungsstücke zu bedürfen: das Hemd, den Mantel, der bis über die Kniee herab-, die Kanonenstiefel, die bis über die Kniee hinaufreichten. Ich mochte ihn durch irgend einen schlechten guten Witz über seinen Sanscülottismus beleidigt haben, er nahm mir mein Glas Wasser fort und goß es mir mit pathetischen Taufworten: „Wasserfuchs, ich taufe Dich" über den Kopf. Als er nun aber, um den Teufel auszutreiben, mir ein mit Bier gefülltes Baßglas über den Schädel goß, verabreichte der kleine, unbärtige Wasserfuchs dem großen Bierlümmel eine derbe Ohrfeige, worüber er so verblüfft war, daß ich, bevor er zum Ziegenhainer griff, um sich in Avantage zu setzen, die Kneipe eiligst verlassen hatte und mich drei Tage lang in gesichertem Versteck hielt; nach dieser Frist durfte

*) Ein Spazierwäldchen an der Saale.

man sich nicht in Avantage setzen, nur die gewöhnliche Herausforderung erfolgte.

Man setzte sich, nach damaligem „Comment“ (Studentenbrauch) dadurch in Avantage, daß man die empfangene Beleidigung durch eine Beleidigung höheren Grades überbot. Es gab Verbal- (durch Worte) und Real- (thätliche) Injurien. Die Verbal-Injurien waren: 1) sonderbar, 2) dummer Junge, 3) Hundsfott. Für die ersten beiden wurde Genugthuung auf Hieb- oder Stoßwaffen; für die dritte nur auf Pistolen gefordert. Die Realinjurien waren 1) auf den Fuß treten, 2) von dem breiten Steinweg (Bürgersteig) stoßen, 3) Ohrfeige, 4) Schlag mit dem Ziegenhainer Stocke, 5) unter den Zopf spucken, 6) die Hetzpeitsche, 7) das gefüllte Nachtgeschirr auf dem Schädel zerschlagen. Auf diese beiden letzteren Beleidigungen erfolgte ebenfalls das Pistolenduell. — Während meiner ersten beiden Semester sind noch sämmtliche Realinjurien vorgekommen, mit Ausnahme des Spuckens unter den Zopf; denn Zöpfe kamen nur sehr vereinzelt im Format von Rattenschwänzen vor, nicht vom eigenen Haar, sondern mit kleinen Haken an den Kragen oder an den Hut angehängt. Sämmtliche Realinjurien wurden in einem, 1810 revidirten Burschen-Comment in Jena abgeschafft bei Strafe des Verschisses, d. h. für unehrlich erklärt zu werden. — Die Waffe für den Zweikampf in Jena war der Stoßschläger, eine mit drei Hohlkehlen geschliffene, 25 bis 30 Zoll lange Klinge, mit einem Stichblatt von 6 Zoll im Durchmesser. Eine Verwahrung der edleren Körpertheile, wie bei den Zweikämpfen auf den Hieb, fand nicht statt*). Ich kam bereits

*) Seit 1815 hat man in Jena die weniger gefährliche Hiebwaffe eingeführt.

als ein wohlgeübter Fechter nach Jena; zwei ältere Hauptschläger hatten mich schon auf dem Gymnasium eingepaukt, so daß der Universitäts-Fechtmeister, ein Schüler und Nachfolger des berühmten Kreißler, mich schon in dem ersten Monate zu seinem ersten Vorfechter ernannte. Wenn Goethe von sich rühmt, daß er vieles versucht, aber nur in der einen Kunst: „Deutsch zu schreiben" es der Meisterschaft nahe gebracht, könnte ich von mir sagen, daß ich auch nur in einer Kunst, und zwar in der Fechtkunst es zur Meisterschaft gebracht. —

Der Cartellträger meines Gegners machte mir die Mittheilung über wann? wo? das Duell stattfinden sollte. Zu meinen Secundanten wählte ich einen preußischen Landsmann, Namens Kupfer, der sich vornehmlich der Philologie und der historischen Wissenschaft widmete und wegen seiner Liebhaberei, bei allen Händeln, sei es als Anstifter, Vermittler, Austräger — nur nie als Ausfechter — die Hand im Spiele zu haben, der „Diplomat" genannt wurde. Als solcher hat er später in preußischen Diensten im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten seine Laufbahn gemacht, welche jedoch kein glänzendes Ende nahm. Er war dem, 1816 aus sächsischen Diensten in preußische getretenen Freiherrn von Miltitz, welchem der damals sehr wichtige Gesandschaftsposten in Constantinopel anvertraut worden war, als Secretair attachirt worden. Miltitz, welcher übrigens ein ungemein feiner und in seinem Fache vollkommen bewanderter Diplomat war, suchte sich bei dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Berlin dadurch zu hoher Geltung zu bringen, daß er Berichte über geheime Gespräche

schrieb, welche der Gesandte Rußlands mit dem französischen und dieser mit dem türkischen gehabt, was bei dem bevorstehenden Ausbruche des russisch-türkischen Krieges von großer Wichtigkeit war. Nun war aber mein schlauer Freund Kupfer dahinter gekommen, daß Miltitz diese angeblichen geheimen Gespräche erfunden hatte. Er machte hiervon in aller Stille dem Grafen Goltz in Berlin Anzeige, und da in Folge der Miltitz'schen Berichte bedeutende Zerwürfnisse zwischen den Höfen von Berlin und Petersburg eingetreten waren, nahm der König Friedrich Wilhelm III. diesen Betrug, welchen Miltitz gespielt hatte, so übel auf, daß er sofort seinen Flügeladjutanten Oberst v. Thiele nach Constantinopel schickte, mit Vollmacht versehen, den Baron von Miltitz zu verhaften, die gesandtschaftlichen Papiere durchzusehen und die für wichtig gehaltenen nebst dem Gesandten nach Berlin zu bringen. Dies geschah. Miltitz wurde mit Pension entlassen, aber auch sein Secretair verlor seinen Posten, weil man wohl den Verrath, nicht aber den Verräther liebt. Kupfer trat nie wieder in den Staatsdienst ein; er war Besitzer eines Landgutes, gehörte als Abgeordneter für Wirsitz in der Nationalversammlung 1848 zu der reactionären Partei, ohne jedoch jemals das Wort zu nehmen. Später beschäftigte er sich mit literarischen und volkswirthschaftlichen Studien, allein auch hiervon hat er niemals etwas verlautbart. Als Student war er von so dünner und schlanker Figur, daß wir ihn „Strohhalm" nannten, worauf er mit dem Sprüchwort entgegnete: „ein guter Hahn wird niemals fett". Seine Natur und Figur hatte sich in den älteren Jahren gänzlich geändert; er war als Sechsziger

unförmlich stark geworden; auf der Königlichen Bibliothek in Berlin, bei welcher ich in den Jahren 1849 bis 1859 als Hülfsarbeiter beschäftigt war, nannte man ihn, wenn er schwerfällig in einem Schuppenpelz und mit Filzschuhen versehen zur Winterszeit eintrat: das „antediluvianische Rhinozeros". Als Student war er von ausgelassenem Humor, und wir alle verkehrten gern mit ihm: wenn er jetzt auf die Bibliothek kam, vermied ein jeder, mit ihm in ein Gespräch verwickelt zu werden, denn wenn es ihm gelungen war, auf einem Stuhle Posto zu fassen, dann rührte er sich unter einigen Stunden nicht von der Stelle. Als er mir einmal auf der Bibliothek eine Vorhaltung wegen meiner demokratischen Gesinnung machte, nahm ich aus meinem Schreibtische mein Stammbuch aus der Studentenzeit heraus und legte ihm das von ihm: „Jena den 12. April 1812" geschriebene Blatt vor. Er wollte nichts von so alten, abgethanen Geschichten hören; da indeß einige Freunde herangetreten waren und über die Lebenszeichen des antediluvianischen Rhinozeros verwundert waren, gab ich nähere Auskunft und las nun die von Kupfers Hand geschriebenen Denksprüche vor: „Keinem Despotismus fröhne, wer sich „deutscher Abkunft rühmt! Leider! — fügt der Student „Kupfer hinzu — pia desideria. — Rettung von Tyrannen„ketten! Hoffnung auf den Sterbebetten! — Weh den „Unterdrückern! wenn in dem Schooße der Städte der Feuer„zunder sich gehäuft, das Volk erkennend seine Rechte,*) zur „Eigenhülfe schrecklich greift. Da zerret an der Glocke

*) So hat Kupfer die Worte Schiller's: „das Volk zerreißend seine Kette" abgeändert.

„Strängen die Rache (der Aufruhr), daß sie heulend schallt
„und, nur geweiht zu Friedensklängen, die Losung an-
„stimmt zur Gewalt. — Schiller. — Lieber Förster, er-
„innere Dich zuweilen der, unter Freud und Leid verlebten
„Stunden mit Deinem Kupfer." — Auf der Rückseite:
„Memorabilia. Die unsrigen möchten wohl unzählig sein."
(Es folgen nun eine Anzahl Namen und Orte, welche sich
vornehmlich auf die Duelle beziehen, in welchen Kupfer
mein Secundant war.) —

Und so wäre ich denn glücklich wieder auf der Stelle angelangt, von welcher mich Freund Kupfer zu einer Abschweifung in eine spätere Zeit verführte.

Da man sich nicht nach Tisch mit vollem Magen zu schlagen pflegte, weil es dann gefährlichere Wunden gab, hatte mein Secundant die Morgenstunde bestimmt und vorher für einige Tassen Chokolade gesorgt. Das Stelldichein war im Schlaghölzchen, einem Kiefernwäldchen auf dem, eine halbe Stunde von der Stadt entfernten Landgrafenberge, auf welchem einige Jahre früher ein ernsteres Rendezvous am Tage der Schlacht von Jena (14. October 1806) stattgefunden. — Es hatte sich eine zahlreiche Zuschauerschaft eingefunden, namentlich war die thüringische Landsmannschaft stark vertreten. Mein Gegner war ein Gothaer, ich ein Altenburger, und obschon die beiden Herzogthümer Sachsen-Gotha und Sachsen-Altenburg unter demselben Herzogshute standen, waren die beiden Racen doch nie unter einen Hut landsmannschaftlicher Verbrüderung zu bringen. Daß ein Altenburger Fuchs einem alten Burschen Gotha's eine Ohrfeige zu geben sich unterstanden,

forderte blutige Rache, und sie war mir heut geschworen. Mein Gegner war mir, obschon ich eine gute Klinge führte, bei weitem überlegen. Anfänglich spielte er mit mir; plötzlich aber drang er gewaltig auf mich ein, und mit dem Ausruf: „der sitzt auf dem Fechterfleck!“ erhielt ich eine Quart über den Arm auf die Brust, daß ich zurücktaumelte und verloren gewesen wäre, wenn mein Secundant nicht durch ein schnelles Halt! den Nachstoß abgewehrt hätte. Der Stoß, den ich erhielt, war gut geführt, und ich würde durchbohrt worden sein, wenn nicht die Spitze des Schlägers auf die Schnalle des Hosenträgers getroffen wäre. Nun hatte ich aber auch meinen Vortheil mir abgesehen; als W..... im nächsten Gange denselben Sprung und denselben Kraftstoß wiederholte, parirte ich schnell und ließ ihn gegen meinen vorgehaltenen Spieß wie einen wüthenden Eber anrennen. Der Schläger entfiel seiner Hand, der Aermel seines feinen Battisthemdes zeigte an verschiedenen Stellen Blutspuren. Da es darauf ankam, zu ermitteln, ob die Wunde ein regelmäßiges Dreieck, ein gerissenes Loch, oder ein per et per (durch und durch) war, ließ mein Freund Kupfer es sich angelegen sein, die Wunde genau zu untersuchen. War es ein unregelmäßiges Loch, so konnte das Duell fortgesetzt werden; war sie ein Dreieck, oder ein per et per, dann mußte Genugthuung genommen werden, und das Duell war beendet. — Der Secundant meines Gegners streifte den Hemdärmel nur ein kleines Stück zurück, und mit dem Bemerken: „ein Loch, ein rechter Saustoß!“ rief er dem Arzt zu, den Verband anzulegen. Hiermit war Kupfer nicht einverstanden; er streifte den

Aermel weiter zurück, und es zeigte sich, daß ich dem Gegner mit meinem Schläger nicht nur den Unterarm, sondern auch den Oberarm durchstochen hatte, so daß vier offene, stark blutende Wunden vorhanden waren. Um dies zu verdecken, fuhr der gegnerische Secundant mit den Fingern seiner rechten Hand von einer Wunde zur andern, uns beständig zurufend: „ist nur ein Loch!“ worauf ich ihm bemerkte: „er scheine mir ein sehr geschickter Flötenspieler zu sein, daß er die Löcher so gut zu schließen verstehe!“

II.

Goethe.

1.

„Die Weltseele.“

Ein Vortrag.

Bevor wir, meine Herren, uns daran begeben, in gemeinschaftlicher Besprechung ein näheres Verhältniß über Goethe's Gedicht: „Weltseele“ zu gewinnen, gestatten Sie mir als Einleitung einige Erinnerungen aus meinem Leben mitzutheilen, durch welche ich mich zunächst veranlaßt fand, dies Gedicht als Gegenstand für unsere heutige Unterhaltung zu wählen.

Mir ist die Gunst zu Theil geworden, eine längere Reihe von Jahren hindurch zu wiederholten Malen mich der freundlichsten Aufnahme Goethe's in seinem Hause, öfterer Begegnung außerhalb und manchen Beweises wohlwollender Zuneigung erfreut zu haben.

Zum ersten Male schritt ich über die Schwelle seines Zimmers, auf welcher uns das Wort: SALVE willkommen heißt, im Jahre 1811; ich erblickte demnach das damals noch in vollem Glanze strahlende Weltlicht zu einer Zeit,

als die Mehrzahl von Ihnen, m. H., das Licht der Welt noch nicht erblickt hatte. — In jenem Jahre machte ich als Student in Jena die Bekanntschaft mit Goethe's Sohne August, welcher hier in dem letzten Semester nachholen sollte, was er in den früheren in Göttingen und Heidelberg versäumt hatte. — Da Goethe gewöhnlich des Sonnabends nach Weimar ging, um am Abend — am Sonnabend wurde immer auf zahlreichen Besuch der Studenten gerechnet und ein Trauerspiel gegeben — das Theater und am Sonntag das Bierhaus in Oberweimar zu besuchen, nahm ich seine Einladung, ihn zu begleiten, gern an, zumal ich durch ihn freien Eintritt in das Theater erhielt.

Gestehen will ich indeß, daß ich damals noch nicht von so hoher Begeisterung für Goethe erfüllt war, wie später. Wir schillerten damals noch stark, und so war es denn auch nicht das Verlangen, Sr. Excellenz dem Herrn Geheimen Rath von Goethe vorgestellt zu werden, was mich zu öfterem Besuch seines Hauses veranlaßte. Gehörte ich doch auch zu Denen, welche es dem deutschen Dichter nicht vergeben konnten, daß er von dem Tyrannen und Unterdrücker der deutschen Nation, von Napoleon, den Orden der Ehrenlegion angenommen hatte.

Was mich damals zu wiederholtem Besuche in Goethe's Hause veranlaßte, war daher nicht Se. Excellenz, sondern Frau von Goethe, damals noch eine höchst lebenslustige Frau, an der von der Geheimeräthin und Excellenz auch nicht der entfernteste Anflug zu spüren war. Da Frau von Goethe nicht als courfähig anerkannt war, überdem auch nicht in den streng abgeschlossenen Kreisen der bürger-

lichen Gesellschaft verkehrte, wußte sie sich dadurch schadlos zu halten, daß sie die Einladungen zu den Studentenbällen bereitwilligst annahm, bei denen es ihr nie an einem oder einigen „cavallieri serventi" fehlte, denen der Papa gern den Wechsel um einige Friedrichsd'or erhöhte, wenn der begünstigte Sohn schrieb, daß er mit der Frau des berühmten Goethe getanzt, mit ihr Landpartien gemacht, so und so viel Flaschen Champagner mit ihr geleert, worin die im Feuer einer „Bacchantin" — so hörte sie sich gern von uns nennen — glühende Dame etwas zu leisten vermochte.

Ein Umschlag in meinen Ansichten über Goethe's hohe Bedeutung als des Dichters, an welchem das deutsche Nationalgefühl vornehmlich seinen Halt habe, erfolgte bereits im nächsten Jahre, als ich den Aufführungen des Götz von Berlichingen und Egmont zu wiederholten Malen beigewohnt und Hermann und Dorothea auswendig gelernt, wie durch Belehrung, welche ich dem damals in Weimar als Prediger und Gymnasiallehrer angestellten Dr. Johannes Schulze, Herausgeber der Werke Winckelmanns, und dem Umgange mit dem Schauspieler Wolff verdankte. — Da Goethe zuweilen einen längeren Aufenthalt in Jena nahm, hatte ich Gelegenheit ihn öfters zu sehen und mit der besseren Erkenntniß der Werke des Dichters steigerte sich auch meine Verehrung für den Menschen.

So galt es uns denn als eine glückliche Vorbedeutung, daß wir zu Ende April, als wir am frühen Morgen zur Schlacht von Lützen aufbrachen, vor dem Posthause in Meißen Goethe begegneten. Obschon er, in einen russischen Offiziermantel gehüllt, sich tief in die Ecke des Wagens

zurückgezogen hatte, erkannte ich ihn, und bot ihm einen „schönen guten Morgen", welchen Gruß er freundlichst erwiederte. Kaum daß die Kameraden, es war eine Compagnie freiwilliger Jäger von „Lützow's wilder verwegener Jagd," zum größten Theil aus Studenten bestehend, hörten: Goethe sitze in dem Wagen, umringten wir ihn, und ich hielt eine kurze Anrede, in welcher ich ihn um seinen Waffensegen bat. Alle streckten ihm die Büchsen und Säbel entgegen, und mit darauf gelegter Hand rief er: „Zieht mit Gott!" was mit donnerndem „Hurrah" erwiedert wurde.

Wundersamer Weise fügte es sich, daß wir bei unserm Rückmarsch aus Frankreich und geraden Wegs von Paris (1815) in Heidelberg Rasttag hielten, wo ich zu meiner großen Freude erfuhr, daß Goethe anwesend und einer Einladung der Brüder Boisserée gefolgt sei, um von ihrer reichen Sammlung altdeutscher und niederländischer Bilder, insbesondere der Kölnischen Schule, nähere Kenntniß zu nehmen. Auf ein an Se. Excellenz gerichtetes schriftliches Gesuch, meine Aufwartung machen zu dürfen, wurde mir sogleich eine Stunde bestimmt, ich stellte mich ihm in voller Uniform mit dem eisernen Kreuz vor, wurde auf das Herzlichste empfangen und hatte, da er bei den Herren Boisserée wohnte, die willkommene Gelegenheit, die werthvollen Gemälde mittelalterlicher Künstler zu sehen, welche selbst Goethe, der sonst nur die klassische Kunst anerkannte, einigermaßen zur Romantik hinüberzuziehen vermochten, worüber die Freunde dieser Schule eine nicht geringe Genugthuung empfanden.

Wenn nun aber auch Goethe schon in frühester Zeit

durch seine Abhandlung über altdeutsche (gothische) Baukunst und das Straßburger Münster in dieser Richtung anregend gewirkt hatte, so ging er doch in seiner Anerkennung Wilhelms und Stephans von Köln, van Eyck's, Memmling's, Schorrel's und der anderen in Boisserée's Sammlung vertretenen Meister nicht soweit, sie über Raphael und Correggio zu stellen, und noch weniger war er geneigt, in die geistlichen und kirchlich-katholisirenden Litaneien von Novalis, Friedrich Schlegel, Brentano, Ludwig Tieck und anderer frommen Klosterbrüder einzustimmen. Zur Belehrung dieser Gesellschaft und zum Aergerniß ihrer Gemeinde, zu welcher auch Frau von Savigny, die Schwester Bettina's, deren Bekenntniß freilich ganz anders lautete, gehörte, erschien in dem ersten Heft von „Kunst und Alterthum am Rhein" ein Aufsatz, worin dem Christkindchen der heilige Joseph als Pflegevater zugetheilt wird und dieselbe untergeordnete Rolle, wie in dem Liedertafelliede: „die heiligen drei König' mit ihrem Stern" spielt, in welchem es heißt:

> Der Joseph fromm sitzt auch dabei,
> Der Ochs und Esel liegen auf der Streu.

Nun will ich hier noch einer dritten Begegnung mit Goethe erwähnen. Auf einem ersten Ausfluge mit meiner jungen Frau (geb. Laura Gedike) nach Thüringen, im Herbst 1832, erfuhr ich in Jena, daß Goethe für den Monat September eine Gartenwohnung in dem botanischen Garten der Universität bezogen habe. Ich versäumte nicht, mich und meine Laura bei ihm anzumelden, und wir wurden in herzlichster Weise willkommen geheißen. — Goethe bot meiner Frau seinen Arm zu einem Spaziergang durch den

Garten, und obschon sie kurz vorher geäußert: sie würde mehr Muth haben, dem Kaiser Napoleon oder Alexander sich vorstellen zu lassen, als Goethe, gewann sie doch bei dessen entgegenkommender Freundlichkeit vollkommene Unbefangenheit und richtete die von ihrem Lehrer Zelter an den Freund ihr aufgetragenen Grüße bestens aus. „Ich möchte," sagte Goethe auf diesem Spaziergange, „der jungen Freundin gern ein Sträußchen verehren, aber leider ist, wie Sie sehen, schon Alles verblüht." — „Dort unten," rief Laura, Goethe mit sich fortziehend, „seh' ich ja noch eine wunderschöne Blume in herrlichster Blüthe!" Goethe folgte, er ging festen Schrittes darauf zu. „So kann man denn doch," rief er, „seinem ärgsten Feinde nicht entgehen: das ist die Tabakspflanze, die eine gar schöne Blüthe treibt, deren Blätter aber, wo sie in Rauch aufgehen, das sicherste Mittel sind, mich zu vertreiben." Dennoch entschloß er sich, diese Tabaksblüthe zu brechen, auch fanden sich noch einige Astern und Immergrün, so daß er meiner Frau ein ganz hübsches Sträußchen geben konnte, wie er dabei sagte: „mit Vorbehalt, es im Frühling durch ein besseres zu ersetzen."

Nach unserer Rückkehr nach Berlin brachte uns Zelter das nachstehende, von Goethe eigenhändig geschriebene, dem Freunde zur Abgabe an mich zugesandte Gedichtchen:

Drei Begegnungen.

An F. Förster.

Als an der Elb' ich die Waffen Dir segnete,
Dem Bekreuzten am Neckar begegnete,
Da fehlte Dir noch das Dritte:
„Der Gegensatz der siebenten Bitte."

Sie heißet: „von allem Bösen
Mögest, Herr, uns gnädig erlösen!"
Hier heißt es: „gieb das Beste,
Und mach' das Leben zum Feste!"
Da Du nun auch dies erfahren,
Möge Dich Gott noch lange bewahren!

Goethe.

Durch ein so unerwartetes Geschenk von dem von uns so hoch verehrten Dichter fühlten meine Frau und ich uns veranlaßt, unsern Dank im nächstfolgenden Jahre persönlich auszusprechen. Zelter hatte wieder für Gruß und Empfehlung bestens gesorgt und eine Rolle noch ungedruckter Compositionen Goethe'scher Lieder meiner Frau mitgegeben, um sie dem Dichter vorzusingen, was auch an verschiedenen Abenden zu seiner großen Zufriedenheit bei ihm und bei seiner Schwiegertochter, der von ihm zärtlich geliebten muntern und geistvollen Ottilie ausgeführt wurde. — Am liebenswürdigsten und am heitergeselligsten war Goethe am Mittagstische, wo jedoch die Eingeladenen nie die Zahl der Musen überschritten. Vor ihm stand eine Flasche alten Rheinweins, welche er ganz allein zu leeren pflegte; wir Andern hatten uns aus den vor uns aufgestellten Flaschen nach Belieben zu versorgen. Auf den Küchenzettel, den er für gewöhnlich selbst angab, hatte die Anwesenheit von Gästen einen besonderen Einfluß. Es gab außer der Suppe gewöhnlich drei, höchstens vier Schüsseln: Fleisch mit Gemüse (er aß sehr gern ein nach italienischer Kochkunst bereitetes stuffato), dann gab es Fisch (Forellen liebte er zumeist), Braten (zumeist Geflügel oder Wild) und, wie er erklärte, wegen der Damen, eine Mehlspeise (Karlsbader

Strudel), wohlschmeckender, wenn auch nicht wohlthätiger als der dortige Sprudel. Er selbst zog der süßen Speise ein Stück englischen oder Schweizer Käse vor. Das Zerlegen des Bratens, selbst wenn es ein schwieriges Wildziemer war, besorgte er eigenhändig, legte auch wohl einer begünstigten Tischgenossin ein ausgesuchtes Stück oder die zierlichste der Forellen vor. — Vorherrschend war an dem Mittagstische bei dem alten Herrn — wir hatten ja damals seinen siebenzigsten Geburtstag festlich begangen — der ausgezeichnet gute Humor und die scherzhaften Neckereien mit seiner Schwiegertochter; doch nahm die Unterhaltung zuweilen auch eine ernste Richtung. Von dem Einen wie von dem Andern sind Erinnerungen in den Tafeln meines Gedächtnisses aufgezeichnet. Als einmal gegen das Ende der Mahlzeit der Wunsch ausgesprochen wurde, eine Spazierfahrt zu machen, brachten die Einen Belvedere, die Andern Tieffurth, noch Andere Ettersburg und andere schön gelegene Orte in Vorschlag. Den nach so verschiedenen Himmelsgegenden hinstrebenden Geistern rief Goethe mit erhobener Stimme in gebieterischer Haltung zu:

„Vertheilet Euch nach allen Regionen
Von diesem heil'gen Schmaus!"

und meinte, solches Gebot könne hier wohl Anwendung und Beachtung finden. Ottilie erklärte sich damit einverstanden und fügte hinzu: es sei ihr sehr lieb, doch endlich einmal über jenes geheimnißvolle Gedicht, über welches sie sich vergeblich den Kopf zerbrochen, von dem Dichter Aufschluß erhalten zu haben. „Also Du selbst, lieber Vater, bist der Allgebietende, welcher an die ihm dienenden Geister

diesen Zuruf ergehen läßt, und so werden wir denn heute auch erfahren, weshalb jenes Gedicht die Ueberschrift „Weltseele“ führt. — „Das nehm' ich an,“ erwiderte Goethe, „daß ich den Aufruf ergehen lasse, und somit seid Ihr es, an die ich mich wende, und mögt Ihr Euch nun als Cherubim, Aeone oder dergleichen weltschöpferische Urgeister bezeugen und nach vollbrachtem Werke, worauf wir doch wohl mehr als sechs Tage zubringen dürften, vom All ins All zurückkehren: dann werdet Ihr wohl inne geworden sein, was unter der Weltseele gemeint ist.“ — Uns Allen eine gesegnete Mahlzeit wünschend, zog sich Goethe mit einer verbindlichen Handbewegung und dem entschuldigenden Worte: „am siebenten Tage ruhte er,“ in sein Zimmer zum Mittagsschläfchen zurück. — „Da sind wir nun,“ bemerkte Frau von Goethe, nachdem sich der Papa entfernt hatte, „so klug wie vorher; schon einige Mal habe ich es versucht, ihn zu veranlassen, über jenes wundersame Gedicht und dessen Ueberschrift uns Aufklärung zu geben, allein ich erhielt immer ausweichende Antworten.“

Wir Andern fügten uns bereitwilligst den von Frau von Goethe getroffenen Anordnungen, und vertheilten uns diesmal nicht „nach allen Regionen,“ sondern fuhren gemeinschaftlich nach Belvedere, wo unsere liebenswürdige Wirthin dafür gesorgt hatte, daß wir, — der großherzogliche Hof war nicht anwesend — den Kaffee im Parktheater tranken, dessen Coulissen aus verschnittenen Laubholzwänden bestehen, und wo schattige Lauben zu Ankleidezimmern dienen. Die Gesellschaft hatte zum Theil auf Moos- und Rasenbänken, zum Theil auf ausgebreiteten Plaids im Grünen des Pro-

sceniums den Kaffee eingenommen, die Cigarre war zur Vertreibung der Mücken gestattet, es wurden für die Schildträger des Königs Gambrinus einige Gläser mit dem damals eines hohen Rufes sich erfreuenden oberweimarischen Bier kredenzt, als Frau von Goethe aus ihrem Körbchen ein Buch hervorlangte, mir es gab und mit der Versicherung: die Weltseele lasse ihrer Seele heut keine Ruhe, mich bat, das Gedicht vorzulesen, um vielleicht im Austausch der Gedanken der Lösung des Räthsels näher zu kommen; ich kam bereitwilligst der Aufforderung nach und las an jener geweihten Stelle:

„Weltseele."

Vertheilet Euch nach allen Regionen
Von diesem heil'gen Schmaus!
Begeistert reißt Euch durch die nächsten Zonen
Ins All und füllt es aus!

Schon schwebet Ihr in ungemess'nen Fernen
Den sel'gen Göttertraum,
Und leuchtet neu, gesellig, unter Sternen
Im lichtbesäten Raum.

Dann treibt Ihr Euch, gewaltige Kometen,
Ins Weit' und Weitr' hinan,
Das Labyrinth der Sonnen und Planeten
Durchschneidet Eure Bahn.

Ihr greifet rasch nach ungeformten Erden
Und wirket schöpfrisch jung,
Daß sie belebt und stets belebter werden,
In abgemess'nem Schwung.

Und kreisend führt Ihr in bewegten Lüften
Den wandelbaren Flor,
Und schreibt dem Stein in allen seinen Grüften
Die festen Formen vor.

Nun Alles sich mit göttlichem Erkühnen
Zu übertreffen strebt,
Das Wasser will, das unfruchtbare, grünen
Und jedes Stäubchen lebt.

Und so verdrängt mit liebevollem Streiten
Der feuchten Qualme Nacht;
Nun glühen schon des Paradieses Weiten
In überbunter Pracht.

Wie regt sich bald, ein holdes Licht zu schauen,
Gestaltenreiche Schaar,
Und Ihr erstaunt auf den beglückten Auen
Nun als das erste Paar.

Und bald verlischt ein unbegrenztes Streben
Im sel'gen Wechselblick
Und so empfangt mit Dank das schönste Leben
Vom All in's All zurück.

„Je öfter ich," bemerkte Frau von Goethe, „dies Gedicht lese oder vorlesen höre, desto räthselhafter erscheint es mir, ich finde es wunderbar schön und dennoch muß ich bekennen, den poetischen Aufbau in dieser Weltschöpfung nicht in seiner vollständigen Architektur verstanden zu haben." — „Und soeben haben Sie," bemerkte Professor Riemer, welcher mit seiner schönen Frau gegenwärtig war, „das Lösungswort des räthselhaften Gedichtes ausgesprochen; denn darüber wird Niemand in Ungewißheit sein, daß unser Dichter uns hier eine Kosmogonie, eine Weltschöpfung nicht etwa nur dichten wollte, sondern wirklich gedichtet hat." — „Dann aber," entgegnete Frau von Goethe, „bleiben mir immer noch zwei Fragen unbeantwortet. Wer erläßt jenen Aufruf? und an wen ist er gerichtet?" — „Auf eben diese beiden Punkte," erlaubte ich mir zu bemerken, „hat

uns der Dichter heut an der Mittagstafel, wenn auch nicht vollständige Aufklärung, so doch Andeutungen gegeben, um die Lösung des Räthselhaften des Gedichts finden zu können. Er erklärte uns für die weltschöpferischen Cherubim oder Aeone und hierdurch sich selbst für den gebietenden Allvater." — „Wohl schwerlich würde sich," entgegnete Frau von Goethe, „der Vater mit der Erhebung zu einer so hohen Stellung einverstanden erklären; indessen möcht' ich doch einen Vorschlag machen, wodurch wir den Dichter vielleicht veranlassen könnten, aus seiner Zurückhaltung hervorzutreten. Wie oft waren wir ihn darum angegangen, über einzelne Stellen im „Faust," über die räthselhaften „Sprüche des Bakis," über jenes wunderschöne Gedicht „die Geheimnisse," über „die Harzreise im Winter" und so manches Andere uns Aufschluß zu geben; wir erhielten immer nur ausweichende oder uns noch mehr in die Irre führende Antworten. Werden aber von Unbekannten briefliche Anfragen in bescheidener Weise an ihn mit der Bitte um Aufklärung über diese und jene mystische Stelle in seinen Schriften gerichtet, so zeigt er sich gern geneigt, gewünschten Aufschluß zu geben. Auch auf die in literarischen Blättern über einzelne unverständliche oder schwer zu verstehende Stellen im Faust (der zweite Theil war damals noch nicht erschienen), gemachten Bemerkungen hat er sich herbeigelassen, brieflich oder auch mündlich Bescheid zu geben."

Hieran knüpfte Frau von Goethe den Vorschlag: das in Rede stehende Gedicht in dem unter ihrer Leitung damals in Weimar erscheinenden Literaturblatte: „Chaos" genannt, in einer Weise zu besprechen, welche vielleicht Goethe

veranlassen könnte, sein Schweigen zu brechen. Mit der Aufgabe, einen solchen herauslockenden Aufsatz zu verfassen, wurde ich betraut, unterzog mich auch bereitwilligst dem Auftrage und schickte später von Berlin aus an die Redaction des „Chaos" meine Abhandlung ein. Wegen des wirren Durcheinander der ersten, im Manuscript Goethe vorgelegten Aufsätze, und wegen der Betheiligung von Mitarbeitern der verschiedensten europäischen und außereuropäischen Blätter hatte der Dichter, als man ihn bat, dem Kindlein einen Namen zu geben, es „Chaos" getauft. Da es dabei nur auf eine scherzhafte Unterhaltung im befreundeten Kreise der Frau von Goethe abgesehen war, löste das „Chaos" sich bald wieder in seine Urelemente auf und in diesen mag auch mein Aufsatz über die „Weltseele" sich verflüchtigt haben. Aus den mir gebliebenen Notizen und Erinnerungen versuche ich Nachstehendes mitzutheilen.

Zuvörderst suchte ich das Räthselwort der Ueberschrift des Gedichts: „Weltseele" zu lösen. Dieses Wort von höchster Bedeutung zu wählen, wurde der Dichter wahrscheinlich veranlaßt durch die zu jener Zeit erschienene berühmte Schrift Schelling's, mit dem er befreundeten Umgang pflog: „Von der Weltseele" (Hamburg 1798). Der jugendliche Schelling, der himmelstürmende Titan, welcher mit der Kühnheit und Besonnenheit eines Prometheus, zwar nicht dem allwissenden Zeus den Blitz, wohl aber dem Alles wissenden Naturforscher das Irrlicht seiner Blendlaterne ausblies, und mit dem Lichte des Geistes, das mächtiger als das des Sonnengottes, die Welt erleuchtete, dieser Begründer der neuen Naturphilosophie hatte

das Princip der griechischen Philosophie, welche, wie er in der genannten Schrift bemerkt, ein gemeinschaftliches Medium annimmt, durch welches allein alle Kräfte der Natur auf das sensible Wesen wirken. Dies Princip, welches die „Continuität der anorganischen und organischen Welt unterhält und die ganze Natur zu einem allgemeinen Organismus verknüpft, wird von uns auf's Neue als jenes Wesen erkannt, das die älteste Philosophie als die gemeinschaftliche Seele der Natur ahnend begrüßte, und das einige Physiker jener Zeit mit dem formenden und bildenden Aether (dem Antheil der edelsten Naturen) für Eines hielten." —

Da es uns hier nur darum zu thun war, den Nachweis zu versuchen, was den Dichter veranlaßt haben dürfte, sein Gedicht „Weltseele" zu nennen, möge die vorstehende Andeutung genügen. Auf eine nähere Erörterung, welche Stellung Goethe als empirischer Naturforscher gegenüber dem Idealismus der Naturphilosophie eingenommen, haben wir uns hier nicht einzulassen. Es liegt uns sogar die Vermuthung nicht ganz fernab: der Dichter habe im Gegensatze zu der Philosophie, welche mit ihrer Weltseele als einem Aether, einem unsichtbaren Medium, allzusehr in den Lüften zwischen Himmel und Erde schweben bleibt, für seine Weltseele einen festen Grund und Boden, eine paradiesische Heimath zu gewinnen gesucht, wo ihr euch erstaunt als das erste Paar findet, im seligen Wechselblick ein unbegrenztes Streben erlischt, und ihr mit Dank das schönste Leben „vom All ins All zurückempfangt." Hiermit dürfte der Dichter die zur vollbrachten Thatsache gewordene Liebe des ersten wie der folgenden Paare, als die schaffende und er-

haltende Weltseele zu bezeichnen im Sinne gehabt haben. — Zur Wahl seines Stoffes mag der Dichter als ein eifriger Bibelleser, wie wir vermuthen dürfen, durch die unter dem Namen der Bücher Mose in die heilige Urkunde aufgenommenen Dichtungen von der Erschaffung der Welt veranlaßt worden sein. Darauf deutet die Erwähnung des Paradieses und des ersten Menschenpaares als die Vollendung der Schöpfung hin. Mit Recht führt Longinus als ein Beispiel des Erhabensten orientalischer Poesie den dritten Vers des ersten Kapitels des ersten Buches Mose an: „Und Gott sprach: es werde Licht! und es ward Licht.“ Zu solcher Erhabenheit versteigt sich der deutsche Dichter nicht; dagegen steigt er aber auch nicht zur Naivetät des Ebräers herab, dessen Dichtung trefflichen Stoff zur Illustrirung von Volksbibeln und Kinderfibeln und zu Puppenspielen für die Jahrmärkte zu Plundersweilern in Hans Sachsens Weise liefern könnte!

Die Behauptung, daß Moses ein gründlicher Geolog und Physiker gewesen sein müsse, hält die Englische Hochkirche noch immer so streng aufrecht, daß man in den englischen Lehrbüchern der physikalischen Erdkunde den Nachweis der Uebereinstimmung der sechs Schöpfungstage mit den neuesten Systemen der Neptunisten und Vulkanisten gebracht findet, trotz aller sehr offenbaren innern Widersprüche. Um nur auf Einiges der Art aufmerksam zu machen, so wird nach dem erhabenen Worte: „es werde Licht, und es ward Licht,“ in den nächsten Versen hinzugefügt: „Da schied Gott das Licht von der Finsterniß und nannte das Licht Tag und die Finsterniß Nacht. Da ward aus Abend und Morgen

der erste Tag." — Weiter unten Vers 16 heißt es dann: „Und Gott machte zwei große Lichter, ein großes Licht, das den Tag regiere, und ein kleines, das die Nacht regiere, dazu auch Sterne. Und Gott setzte sie an die Veste des Himmels, daß sie schienen auf die Erde und den Tag und die Nacht regierten und schieden Licht und Finsterniß; da ward aus Abend und Morgen der vierte Tag." Das war aber bereits am ersten Tage vollbracht. Ferner: im ersten Kapitel V. 26.: „Und Gott sprach: Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei. (27.) Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und er schuf sie: ein Männlein und ein Fräulein. (28.) Und Gott segnete sie und sprach zu ihnen: seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und machet sie euch unterthan." Im dritten Kapitel wird erzählt, wie der Herrgott am siebenten Tage ruhete von seinen Werken. Die nähere Zeitbestimmung wird (V. 4.) angegeben: „Also ist Himmel und Erde geworden, da sie geschaffen sind zu der Zeit, da Gott der Herr Himmel und Erde machte." An Bäumen auf dem Felde und allerlei Kraut fehlte es nicht; doch hatte Gott der Herr noch nicht regnen lassen, und (V 5.) „es war kein Mensch da, der das Land bauete." (V. 7.) „Und Gott der Herr machte den Menschen aus einem Erdenkloß, und er blies ihm ein den lebendigen Odem in seine Nase, und also ward der Mensch eine lebendige Seele." (V. 18.) Und Gott der Herr sprach: es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, ich will ihm eine Gehülfin machen, die um ihn sei. (V. 21.) Da ließ Gott der Herr einen tiefen Schlaf fallen auf den Menschen und er entschlief.

Und nahm seiner Rippen eine und schloß die Stätte zu mit Fleisch. (V. 22.) Und Gott bauete ein Weib aus der Rippe, die er von dem Menschen nahm und brachte sie zu ihm. (V. 23.) Da sprach der Mensch: Das ist ja Bein von meinen Beinen und Fleisch von meinem Fleische. Man wird sie Männin heißen, darum, daß sie vom Manne genommen ist. (V. 24.) Darum wird ein Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen, und sie werden sein ein Fleisch."

Daß im ersten Kapitel bereits ein Männlein und ein Fräulein geschaffen wurden, hat der Dichter im zweiten Kapitel vergessen. Die Strafe dafür, daß Adam von dem verbotenen Baume der Erkenntniß gegessen, erscheint keineswegs als besonders hart. Denn jedenfalls befand das junge Ehepaar sich glücklicher bei der Arbeit, dem Einbringen der selbstgebauten Feldfrucht, als in dem Paradiese, wo ihnen die Tauben gebraten in den Mund flogen, und sie von tödtender Langeweile geplagt werden mußten. Außerdem sorgte der Herr auf's Beste für die Verbannten. (Kap. 3. V. 21) „Und Gott der Herr machte Adam und seinem Weibe Röcke von Fellen und zog sie ihnen an." Auch ruft er ihnen das tröstliche Bekenntniß nach (V. 22): „Siehe, Adam ist worden wie unser Einer und weiß, was gut und böse ist." Damit er aber die Hand nicht etwa auch nach der Frucht des ewigen Lebens ausstrecken möge, wird er aus dem Paradiese vertrieben. Ob er nicht mit der Frucht der Erkenntniß das bessere Theil erwählte, wäre wohl zu bedenken. — Schließlich sei auch noch auf den Widerspruch hingewiesen, daß Kain, nach Vertreibung aus dem väterlichen Lande

wegen Brudermordes in das Land Nod, jenseit Eden gegen Morgen, flieht, wo er, obschon der Erstgeborne des ersten Menschenpaares, sich aus der dortigen Einwohnerschaft eine Gattin wählt, mit welcher er in einer glücklichen und gesegneten Ehe seine Tage herrlich und in Freuden verlebt. —

Dergleichen Vergeßlichkeiten und Widersprüche kommen in dem kosmogonischen Gedichte Goethe's nicht vor, in welchem wir den Prozeß der Weltschöpfung physikalisch-astronomisch-geologisch-botanisch und physiologisch nachzuweisen versuchen wollen. — An ein Gedicht aber, welches in nicht mehr als neun vierzeiligen Versen uns die gesammte Weltschöpfung und Weltbeseelung vorführt, dürfen wir nicht den Anspruch machen, darin, wie in einem Lehrbuche der Naturgeschichte und Naturwissenschaften, ein nach Kapiteln und Paragraphen eingetheiltes System zu finden; die Dichtung, wenn sie nicht in das prosaische Gebiet des Lehrgedichts herabsteigen soll, genügt ihrer Aufgabe, wenn wir darin nachzuweisen vermögen: eine großartige Auffassung des Gegenstandes, Abgrenzung der unterschiedenen Gebiete, einen festen Ausgangspunkt, ein Fortschreiten auf dem Wege nothwendiger Entwicklung und die Erreichung des Zieles als den wahrhaften Abschluß. Dies würde, in der Sprache der Philosophie ausgedrückt, lauten: in einem Gedichte, welches die Ueberschrift „Weltseele" führt, müssen wir nachweisen können, daß es, vom Allgemeinen ausgehend, zum Besonderen fortschreitet und mit dem Einzelnen schließt. Daß das bezeichnete Gedicht diesen Anforderungen Genüge leistet, wird sich ergeben, wenn wir näher auf dessen Inhalt eingehen.

Auf die vorerst aufgeworfene Frage: von wem der Auf-

ruf geschieht? und an wen er gerichtet? ertheilte uns Goethe selbst, wenn auch nur im Scherz des Tischgespräches, eine Andeutung, welche benutzt wurde, um bei einem Wiederabdruck des Gedichtes im „Chaos" als Mystifikation und zugleich als Aufklärung der Leser zu dienen. Dieser erste Vers lautete:

> Vereinte Schaar beflügelter Aeone
> Saß schmausend da in Ruh,
> Da rief der Herr von seinem hohen Throne
> Den Himmelsboten zu:
>
> Vertheilet Euch u. s. w.

Gegen diesen, angeblich von Goethe später verworfenen Vers sollte zur Rechtfertigung des Dichters die Ansicht aufgestellt werden, daß durch jenen Vers die höhere Bedeutung des Gedichts abgeschwächt und des Geheimnißvollen beraubt worden sei. Habe er sich doch selbst als Denjenigen genannt, welcher vom heiligen Schmaus an seiner Tafel die Geister aussende, wozu denn auch nach ihm ein Jeder, der bevorzugte Geister bei sich versammelt habe, ermächtigt sei.

Die vorher als die dialektischen Kategorien des Gedichts bezeichneten: Allgemeinheit, Besonderheit, Einzelheit würden wir, ohne dabei an Aufrichtung einer chinesischen Mauer zwischen ihnen zu denken, etwa so bestimmen: Vers 1 bis 4 die Materie als das Allgemeine, die träumende Weltseele:

> Schon schwebet ihr in ungemess'nen Fernen
> Den sel'gen Göttertraum...

Das Licht geht auf:

> Ihr leuchtet im lichtbesäten Raum;

Die Milchstraße mit ihren Myriaden aufgehender Sonnen ist das Saatfeld der Sternenwelt.

> Dann treibt ihr euch, gewaltige Kometen,
> In's Weit' und Weitr' hinan.

Der Komet, welcher weder einen festen Kern, noch gesicherten Bestand gewonnen hat, gehört noch in das Bereich der ungeformten Materie; deshalb ist der nächste Schöpfungsakt der kühne Griff nach ungeformten Erden:

> Ihr wirket schöpfrisch jung,
> Daß sie belebt und stets belebter werden
> In abgemess'nem Schwung."

Diesen Erdenkörpern wird eine feste Bahn durch das Gesetz der Schwere angewiesen. — Mit dem fünften Verse tritt zu der Allgemeinheit der Materie die Besonderheit der Form hinzu:

> Ihr schreibt dem Stein in allen seinen Grüften
> Die festen Formen vor.

Die Elemente treten in ihrer Trennung selbstständig auf. Mit göttlichem Erkühnen strebt das Eine das Andere zu übertreffen:

> Das Wasser will, das unfruchtbare, grünen
> Und jedes Stäubchen lebt.

Mit liebevollem Streiten wird der „feuchten Qualme Nacht" vertrieben, die Pflanzenwelt tritt hervor, „es glühen des Paradieses Fluren in überbunter Pracht," in welche die „gestaltenreiche Schaar" ihren fröhlichen Einzug hält.

Hier ist nun die Stätte für die Einzelheit bereitet, welche durch Vermittelung der Besonderheit mit der

Allgemeinheit zusammenschließt. Denn es bleibt nicht dabei, daß sich das erste Paar nur verwundernd anstaunt:

Und bald verlischt ein unbegrenztes Streben
In sel'gem Wechselblick,
Und Ihr empfangt mit Dank das schönste Leben
Vom All in's All zurück.

Vereinigung des Entgegengesetzten in der Liebe ist der Schlußring, durch welchen die Weltseele die Schöpfung vollendet und das Zusammengefügte dem All zurückgiebt.

2.

Erinnerungen aus Gesprächen mit Goethe.

1825. „Da hat mir," sagte Goethe, „ein junger Maler aus Berlin, dessen Name ihn schon zu Anstrengungen für eine bedeutende Zukunft auffordert, — er unterzeichnet sich Lessing — eine Landschaft mit einer Staffage zugesandt, welche ein entschiedenes Talent verräth, für poetische Erfindung wie für Composition und Ausführung, und dennoch befinde ich mich mit dem Künstler eben so wenig, wie mit seinem Gemälde in Uebereinstimmung. Weshalb verlassen wir unsere enge Studierzelle oder den lärmenden Gesellschaftssaal und eilen aus dem dumpfen Gewühle der Stadt vor das Thor hinaus ins Freie? Wir suchen Erholung, Erheiterung, wollen einen frischen Athemzug thun. Wohin führt uns nun aber Ihr Berliner Maler? In eine Winterlandschaft und nicht etwa in eine jener heitern holländischen,

wo wir Damen und Herren sich lustig auf spiegelglatter Eisfläche Schlittschuh laufend umhertummeln sehen — o ich selbst war zu meiner Zeit ein tüchtiger Schlittschuhläufer! — nein, hier führt uns der Maler in eine Winterlandschaft, in welcher ihm Eis und Schnee noch nicht genug zu sein scheint; er überbietet, oder wir können sagen, er überwintert den Winter noch durch die widerwärtigsten Zugaben. Da sehen Sie: einen in warmen Tagen uns mit einem kühlen Labetrunk versorgenden Brunnen, aus dessen Löwen- oder Drachenrachen das festgefrorene Wasser wie eine Zunge von Eis heraushängt, fest an den Boden angefroren. Dann weiter: dunkle Tannen, deren Zweige unter der Last des Schnees brechen; ich sehe sie lieber auf dem Weihnachtstische mit hellen Lichtern besteckt, von frohen Kindergesichtern umgeben. Und nun die Staffage: ein Zug von Mönchen, noch dazu Barfüßer, im Schnee, giebt einem abgeschiedenen Bruder, der im Sarge liegend auf schwarzbehangener Bahre nach der Gruft in einem verfallenen Kloster getragen wird, das Geleit. — Das sind ja lauter Negationen des Lebens und „der freundlichen Gewohnheit des Daseins," um mich meiner eignen Worte zu bedienen. Zuerst also die erstorbene Natur, Winterlandschaft; den Winter statuire ich nicht; dann Mönche, Flüchtlinge aus dem Leben, lebendig Begrabene; Mönche statuire ich nicht; dann ein Kloster, zwar ein verfallenes, allein Klöster statuire ich nicht; und nun zuletzt, nun vollends noch ein Todter, eine Leiche; den Tod aber statuire ich nicht." — Als ich mir erlaubte, an den berühmten Friedhof Ruysdaëls in der Dresdner Gallerie zu erinnern und bescheidentlich fragte: ob nicht auch die elegische

Stimmung in der Landschaftsmalerei eine Berechtigung habe? entgegnete Goethe: „Zuverlässig — allein dann laßt die Marmortafeln der Gräber durch den Zauber der Mondbeleuchtung uns in eine wohlthuend rührende Stimmung versetzen, und die grünbelaubten Bäume und Gras und Blumen vergessen machen, daß wir uns auf einem Todtenacker befinden.“

1827. Ich fand Goethe an den Augen leidend; er trug bei Tage einen Schirm von grüner Seide, um sich gegen blendendes Sonnenlicht zu schützen, was die Weinranken im kleinen Garten an seinem Hause in der Stadt nur spärlich durch die kleinen Fensterscheiben seines Arbeitszimmers einfallen ließen. Am Abend schützte er sich gegen das Lampenlicht durch einen vorgesetzten Schirm. Er zeigte uns einige Schirme, welche kunstgeübte Hände der Freundinnen nach den von ihm getuschten Zeichnungen in dunkles Pergament radirt hatten. Es waren Mondscheinlandschaften, und er war so gütig, meiner Frau, welche ihm durch den Vortrag mehrerer seiner, von Zelter neuerdings componirten Lieder die Abende verkürzte, zwei von ihm getuschte Landschaften: griechische Tempel bei Mondbeleuchtung, zu schenken. Von jenen Compositionen gefielen ihm zumeist zwei Lieder: „Ich ging im Walde so für mich hin“ und „Um Mitternacht ging ich nicht eben gern“ ꝛc. Als meine Frau das erste Lied unter der in Zelters Liederhefte befindlichen Ueberschrift: „Auch mein Sinn“ citirte, erklärte Goethe: er erinnere sich keines seiner Gedichte mit dieser Ueberschrift. Als er darauf in dem gedruckten Hefte sein Lied fand, be-

merkte er lachend: „Da hat mein guter Zelter, wie er er es öfter gethan, mein Lied umgetauft. Der ihm von mir gegebene Name heißt: „Gefunden.“

Bei diesem Besuche stellte ich Goethen meinen Pflegesohn, den, zu der Zeit für ein musikalisches Wunderkind geltenden, sieben Jahr alten Karl Eckert vor, der sich später als Liedercomponist, als Begleiter der Gräfin Sonntag-Rossi nach Amerika, als Direktor der Kaiserlichen Oper in Wien und als Hofkapellmeister in Stuttgart einen ehrenvollen Ruf erworben hat. Der Knabe, welcher bereits in seinem fünften Jahre freie Phantasieen auf dem Flügel spielte, hatte den „Erlkönig“ componirt, und meine Frau sang die Romanze, von dem Knaben begleitet, eines Nachmittags in dem bei Goethe versammelten Freundeskreise vor. Goethe belobte den Knaben, unterhielt sich eingehend mit ihm, fragte ihn, ob er andere Compositionen kenne, und welche ihm vorzüglich gefalle. Damals war die so geniale, weltberühmt gewordene Composition Schuberts noch nicht vorhanden. Mein kleiner Componist sagte: er kenne nur die Compositionen von Reichardt und Leonhard Klein, die ihm aber nicht gefallen wollten, weil sie den Erlkönig so sehr graulich singen ließen. Wenn, meinte er, der Erlkönig so tief brumme, dann würde der Knabe sich fürchten. Der Erlkönig müsse den Knaben durch seinen Gesang zu verlocken suchen. — Goethe äußerte sich hiermit einverstanden und sagte zu Hummel, welcher dem Knaben mit Aufmerksamkeit und Theilnahme zugehört hatte: „Meinen Sie nicht, lieber Hummel, daß der Knabe das Richtige getroffen hat?“ Der Kapellmeister sprach sich zustimmend aus, wie er sich

überhaupt liebevoll und anerkennend über das Talent des jungen Componisten äußerte. „Wir müssen schon zugeben, daß der Knabe das Richtige getroffen hat,“ bemerkte Goethe und, ihm freundlich die Wange streichelnd, fügte er hinzu: „Du mußt es ja am Besten wissen, wie so einem Bürschchen, das der Vater zur Nachtzeit vor sich auf dem Pferde in den Armen hält, zu Muthe ist, wenn der Erlkönig ihn verlockt. Außerdem aber müssen wir auch zugeben, daß der Erlkönig als ein Geisterkönig jede beliebige Stimme annehmen und nach seinem Gefallen erst sanft und einschmeichelnd und dann wieder drohend und zornig singen kann.“ — Hummel forderte den Knaben auf, mit ihm vierhändig auf dem Flügel zu phantasiren, wo sie abwechselnd Themas angaben. Goethe hörte mit lebhaftem Antheil zu, und nachdem er dem Knaben aufmunternd gesagt: er möge gute Freundschaft mit Zelter und seinem jungen Freunde Felix Mendelssohn halten, äußerte er gegen Hummel die bedeutsamen Worte: „Ursprüngliches Talent, das ist Wasser auf meine Mühle.“ —

Bei einem Besuche im Herbst 1829 fand ich ihn wieder an einer Augenentzündung leidend mit einem grünseidenen Schirm gegen Tages- und Lampenlicht geschützt. „Das hohe Alter,“ sagte er, „fordert so manchen Tribut von uns; Verdunkelung des Augenlichts — wir haben ja mit gutem Grunde das Auge „„sonnenhaft““ genannt — ist vor allem der empfindlichste für mich, da ich dadurch an mancher, mir lieben Gewohnheit und Beschäftigung verhindert werde.“

Den 16. October. „Wenn mich auch,“ äußerte Goethe

heute zu mir, „keine andere Nation mit Besuchern so belästigt und mitunter auch durch die bloße Neugier langweilt, wie die englische, so muß ich doch auch zugeben und hab' es ja schon selbst oft erfahren, daß kein anderer Landsmann, was splendide Schicklichkeit betrifft, es dem Engländer zuvorthut. Mir hatte vor etwa sechs bis acht Wochen ein mit unserer Literatur sich beschäftigender Engländer eine Uebersetzung meines Faust in zierlicher Reinschrift mit dem Ersuchen zugesendet, mich einer Begutachtung derselben zu unterziehen. Mit höflichster Entschuldigung, daß ein Augenleiden mir es nicht gestatte, Handschriftliches zu lesen, bat ich zu entschuldigen, wenn ich seinem Wunsche in nächster Zeit zu entsprechen nicht im Stande sein würde. — Da erhalte ich nun gestern von dem edlen Lord ein eigens für mich mit splendiden großen Lettern auf Velin gedrucktes Exemplar, mit dem Wunsche, daß es mir möglich sein möge, diese Schrift lesen zu können, ohne dadurch meinen Augen zu schaden. Doktor Vogel, der mich heute beim Lesen dieses großartigen Geschenkes fand, will mir nicht gestatten, vor vier bis fünf Wochen meine noch immer entzündete Netzhaut in Versuchung zu führen. Nun möchte ich aber doch dem edlen Lord über seine Arbeit und die mir bewiesene Aufmerksamkeit einige freundliche Worte sagen, und bitte Sie daher, die Uebersetzung mit sich zu nehmen, und mir, was Sie darin Bemerkenswerthes finden, mitzutheilen und die betreffenden Stellen vorzulesen." — Am folgenden Tage fand ich mich zu der mir bestimmten Stunde ein, las zuerst die Zueignung vor, welche Goethe sehr gelungen fand und derselben den Vorzug vor einer, ihm ebenfalls in

diesen Tagen zugeschickten französischen Uebersetzung (mit lithographirten Illustrationen in Folio) zuerkannte. Als ich ferner mittheilte, wie es mich in hohem Grade befremdet habe, daß die prachtvolle Eröffnungsscene im Himmel in der Uebersetzung fehle, da sie mir doch zum Verständniß der Tragödie von höchster Bedeutung, ja unerläßlich zu sein scheine und außerdem als das Erhabenste und Heiligste, was jemals gedichtet worden sei, bewundert werde, mir auch die Schwierigkeit der Uebertragung ins Englische nicht unüberwindlich erscheine, bemerkte Goethe: „Nicht die Schwierigkeit der Uebersetzung wird den edlen Lord behindert haben, es sind religiöse oder vielmehr hochkirchliche Scrupel, vielleicht nicht seine eigenen, aber die seiner vornehmen Gesellschaft; nirgendwo giebt es so viel Heuchler und Scheinheilige wie in England; zu Shakespeare's Zeit mag das doch wohl anders gewesen sein.“ — Weiter hatte ich mitzutheilen, daß mir Gretchen's Lied: „Es war ein König in Thule“ nicht ganz getreu wiedergegeben zu sein schiene. Die Stelle:

„Und als er kam zu sterben,
Zählt' er seine Städte im Reich,
Ließ alles seinen Erben,
Den Becher nicht zugleich.“

hat Mylord übersetzt:

he called for his confessor
left all to his successor.

[Auf dem Sterbebette ließ er seinen Beichtvater (confessor) rufen, wahrscheinlich nur wegen des Reimes auf „successor“ (Nachfolger)]. Goethe lachte herzlich: „ließ seinen Beichtvater rufen,“ wiederholte er, „wir wollen dem

edlen Lord bemerklich machen, daß der König von Thule vor der Sündfluth regierte; Beichtväter gab es damals nicht.“ —

Auch über die französische Uebersetzung Bericht zu erstatten, übertrug er mir, und da gab es denn auch der Curiosa viele. „Die neueren und neuesten Uebersetzer des Faust,“ bemerkte Goethe, „sind, was die Unkunde unserer Sprache betrifft, nicht hinter ihrer geistreichen und berühmten Landsmännin, der Frau von Staël, zurückgeblieben, welche sich doch ein unbestreitbares Verdienst um die deutsche, wie um die französische Nation erworben, indem sie durch ihr Buch: „sur la litérature allemande“ ihren Landsleuten Bekanntschaft mit unseren Leistungen, den Deutschen Anerkennung bei den Franzosen verschafft hat. Wenn man aber einem, mit der französischen und deutschen Sprache vollkommen vertrauten Literaten den Vers der Madame Staël aufgab:

„Ne m'interprète pas mal, charmante créature“

so würde er schwerlich übersetzen, wie er bei mir heißt:

„Mißhör' mich nicht, du holdes Angesicht!“

Auch hätte Freund August Wilhelm von Schlegel das lächerliche Mißverständniß beseitigen können, welches dadurch veranlaßt wird, daß Frau von Staël die Worte Gretchens, als sie in der Kirche ohnmächtig niedersinkt und ausruft: „Nachbarin, Euer Fläschchen“ übersetzt: „ma voisine, une goutte,“ als ob Gretchen die Nachbarin um ihre Branntweinflasche anspräche, nicht um das Riechfläschchen.“ —

Das gab Veranlassung, noch anderer dergleichen be-

lustigender Uebersetzungen zu gedenken: Faust: „Heiße Magister, heiße Doctor gar" ist übersetzt worden:

„On me nomme Maitre-Docteur Gar."

Von Gretchen sagt Faust:

„Und wie sie kurz angebunden war,
„Das war nun zum Entzücken gar."

Hierbei läßt der Uebersetzer das „gar" unberücksichtigt; allein das „kurz angebunden" d. h. schnippisch — nimmt er für kurz aufgeschürzt und übersetzt:

„et sa robe courte jusque
„vraiment, c'était à ravir." —

Ein Engländer sprach seine Verwunderung darüber aus, daß der Vater in der Romanze „Erlkönig" so übermäßig besorgt um den Knaben geschildert werde, da er doch mit einer so zahlreichen Familie gesegnet gewesen. Auf die Bemerkung, daß hiervon in dem Gedichte nichts erwähnt werde, recitirte er mit kaum geöffneten Lippen:

„Dem Vater grauset, er reitet geschwind,
„Er hält in den Armen das achtzehnte Kind."

Man mußte ihm bemerklich machen: es heiße: das ächzende Kind. —

Auch durch Druckfehler sind sehr sinnentstellende Worte dem Dichter angedichtet worden. In einer, und noch dazu Cotta'schen Ausgabe der Werke hat der Setzer die Worte der an die Lieben in der Heimath denkenden Iphigenia:

„Zu den Geliebten schweift der Blick."

zu verbessern gemeint und gesetzt: zu dem Geliebten u. s. w. Aus irgend einem Nachdrucke und noch dazu in Musik gesetzt, hörte ich singen (im König von Thule):

„Die Augen gingen ihm über,
„So oft trank er daraus,“

anstatt: so oft er trank daraus.

„Bei alledem,“ bemerkte ich zu Goethe, „darf es uns Deutschen zu großer Genugthuung gereichen, wenn wir sehen, wie das tiefsinnigste Werk der deutschen Dichtkunst (der Faust) wie ein Evangelium durch die ganze Welt seine Völkerwanderung angetreten hat, und wie Dichter und Philosophen der fremden Nationen sich bemühen, in den Geist desselben einzudringen.“ — Mit zustimmendem Kopfnicken äußerte Goethe: „Nun ja, wir sind so etwas deutscher Sauerteig gewesen, das fängt schon an zu gähren, sie mögen es draußen und drüben mit ihrer Masse durchkneten und sich daraus ein Backwerk nach ihrem Geschmack zurechtmachen. Unterdessen werden wir zu Haus uns nach und nach in diesem wunderlichen Labyrinthe zurecht finden lernen.“

Die dem Dichter zuletzt zugesandte französische Uebersetzung war in Folio und mit Lithographieen illustrirt: „Lassen Sie nun einmal die Auffassung eines Franzosen mit der eines Deutschen und zwar eines, wie sich diese Herren zu sein rühmen dürfen, „von echtem Schrot und Korn“ vergleichen. Er bat seinen Hausfreund Schuchart, die Mappe mit Cornelius' Zeichnungen zum Faust aus dem Schranke zu nehmen, und wir legten die Scenen, welche gleichmäßig von den französischen und deutschen Künstlern gewählt worden waren, neben einander. „Ich sollte wohl,“ äußerte Goethe, „mich hierbei eines Urtheils enthalten, denn dasselbe könnte leicht als captivirt erscheinen durch das sinnig und poetisch concipirte, fleißig und correct ausgeführte Blatt,

mit welchem der ehrenwerthe Künstler mir sein Werk zugeeignet hat. Nur diese eine Bemerkung will ich mir erlauben, daß in einigen Zeichnungen der Franzos für einen Deutschen, und umgekehrt der Deutsche in einigen seiner Zeichnungen für einen Franzosen gelten könnte. So z. B. sogleich das erste Blatt, wo Beide die Scene illustriren, in welcher Faust dem, aus der Kirche sittsam nach Haus gehenden Gretchen seinen Arm anbietet. Cornelius' Faust würde weit eher für einen französischen Cavalier der Pariser Boulevards, als für einen deutschen Doctor der Philosophie gelten können, während wir dem Faust des Franzosen etwa vor dem Münster in Straßburg, zu der Zeit, als es noch zu Deutschland gehörte, zu begegnen meinen." — Als einer der Anwesenden hierbei in Anregung brachte, daß der Dichter doch dem so vielfach an ihn gerichteten Ansuchen, seinen Faust für die Darstellung auf der Bühne einzurichten, nachkommen möchte, unterbrach ihn Goethe mit der sehr bestimmt ausgesprochenen Erwiderung, daß er hierzu nie rathen und noch weniger seine Hand dazu bieten werde. „Von meinem lieben Freunde Zelter," sagte Goethe, „habe ich ausführliche und befriedigende Nachrichten über die Compositionen des Fürsten Radziwill und über die Proben und ersten Versuche, später auch über die gelungenen Aufführungen in Euren königlichen Schlössern und fürstlichen Palästen erhalten, die mich wohl verlocken könnten, indessen wollen wir es noch weiter bedenken."

Als später nach Goethe's und Zelter's Tode der Briefwechsel Beider (1834) im Druck erschien, in welchem ja auch meiner und meiner Frau freundlichst zu öfteren

Malen Erwähnung geschieht, las ich mit um so größerem Interesse die, die Darstellungen des Faust betreffenden Briefe, da ich und meine Frau als Mitwirkende daran Theil genommen und brieflich und mündlich Goethe davon Nachricht erstattet. Der Fürst Radziwill, dessen Erscheinung ihn als einen Polen ursprünglichster Herkunft ankündigte, so daß eine Büste des Königs Johannes Sobieski, in Elfenbein, in der Kunstkammer des Berliner Museums für sein Bildniß gehalten wurde, hatte bereits 1811 einzelne Lieder aus Faust, namentlich: „den König in Thule“ und „Meine Ruh ist hin,“ componirt. Ein Fräulein Sebald, die erste Sängerin der Zelter'schen Akademie war die Erste, welcher der Fürst seine Compositionen anvertraute, welche er mit dem Cello, auf dem er ein Meister ersten Ranges war, begleitete. Zuweilen trug er seine Compositionen selbst vor; wegen seiner wundervollen Tenorstimme wurde er in der hohen Gesellschaft des Wiener Congresses als „der polnische Troubadour“ gefeiert. Der Beifall und die Anerkennung, welche seine ersten Compositionen zum Faust fanden, veranlaßten ihn, sich mit der Dichtung mehr und mehr vertraut zu machen, und so entstanden nach und nach die verschiedenen Chöre und die melodramatische Begleitung zu den einzelnen Scenen. Wir Andern, die wir uns schon Jahre lang mit dem tiefsinnigsten aller Dichterwerke beschäftigt, mußten uns gestehen, daß der recitirende, wie der musikalische Vortrag des polnischen Fürsten uns Deutschen zuerst den Weg zum Verständniß angebahnt habe. Es war aber auch eine Erscheinung, wie sie nie dagewesen, und wie sie nie wieder kommen wird! Der Fürst Anton Radziwill mit

13*

dem Cello, aus dem er Töne tiefgefühltester Wehmuth, herzzerschneidenden Klagelautes, verschwebende Geistertöne und derbe Soldatenlieder, paradiesische Engelchöre und kannibalisches Wohlsein roher Bursche in Auerbachs Keller zur Ausführung und Darstellung brachte. Was aber unser Erstaunen zumeist erregte, war der gesprochene Vortrag des Gedichts und zwar nicht etwa nur der des Faust, Mephisto's, der Bürger, vor allen aber Gretchens. Niemals hat eine der diese Rolle darstellenden Schauspielerinnen mit so rührender Innigkeit und naiver Anmuth gesprochen, wie wir es aus dem Munde des genialen Fürsten vernommen haben, wobei sogar der Anklang polnischen Accentes nicht im Mindesten störte, so schmieg- und biegsam war die Modulation der Aussprache*). Die erste Aufführung fand zur Feier des Namenstages der Gemahlin des Fürsten, einer Tochter des Prinzen Ferdinand, Bruder Friedrichs II., am 23. Mai 1830 statt. Tags darauf meldete Zelter an Goethe über den gelungenen Verlauf: „Gestern ist unser Faust glatt und

---

*) Zelter schreibt an Goethe: „Berlin, den 9. Mai 1816. Als die erste Zusammenkunft bei dem Fürsten Radziwill über die Idee zur Aufführung des Faust gehalten ward, lud man mich ordentlich ein. Prinzen, Fürsten, Grafen und Herren waren gegenwärtig. Ich verhielt mich still, bis es an mich kam. Mein erstes Verlangen war Austheilung der Rollen, welche bald vollendet war. Nun hatte kein Mensch ein eigenes Exemplar. Es ward herumgeschickt. Die meisten Buchhändler hatten selber keins. Es wurde zusammengeborgt, das Gedicht war Allen unbekannt. Fürst Radziwill las zuerst; dann wir Andern. Ich ließ die Anmerkung fallen, daß ein Fürst einer fremden Nation ein schöneres Deutsch spreche als wir Alle und uns zuerst durch so viel Fleiß, Ausdauer und Liebe mit unsern eignen Schätzen bekannt mache." (Goethe und Zelter Briefwechsel, Bd. II. Seite 264.)

rund vom Stapel gelaufen." Dann fügt er hinzu: „Wenn Radziwill's Composition auch gar kein eigenes Verdienst hätte, so würde man ihm doch das große Verdienst zugestehen müssen: dies bisher im dicksten Schatten (doch nur in den Kreisen des damaligen Berliner Hofes) verborgen gewesene Gedicht an's Licht zu bringen, was Jeder, indem er es gelesen und durchempfunden, glaubte seinem Nachbar vorenthalten zu müssen. Ich wüßte wenigstens keinen Andern, der Herz und Unschuld genug gehabt hätte, solchen Leuten solche Gerichte vorzusetzen, wodurch sie nur erst Deutsch lernen. — Denkst Du Dir nun den Kreis dazu, in dem das Alles vorgeht: einen Prinzen als Mephisto, unsern ersten Schauspieler (Pius Wolff, ein Zögling Goethe's und der Weimarischen Bühne) als Faust, unsere erste Schauspielerin (Frau Stich) als Gretchen, einen Fürsten als Componisten, einen wirklich guten König als ersten Zuhörer mit seinen jüngsten Kindern und ganzem Hofe, eine Capelle der ersten Art, wie man sie nirgend findet, und endlich einen Singchor von den besten Stimmen unserer Akademie, aus ehrbaren Frauen, schönen Mädchen und Männern von Rang — darunter ein Prediger, ein Consistorialrath — aus Staats- und Justizräthen bestehend, und dies Alles angeführt von dem General-Intendanten der Königlichen Schauspiele der Residenz (Graf Brühl), so solltest Du mir den Wunsch nicht schlimm heißen, Dich unter uns gehabt zu haben."

Nun hatte aber Goethe einen unüberwindlichen Widerwillen gegen Berlin, obschon er es sehr zu schätzen wußte, daß er hier eine Bettina, eine Rahel, eine Herz, Elisabeth Stägemann und viele der jüngeren geistreichen Frauen zu

Verehrerinnen, an Zelter einen Bruder seines Herzens,*) an den Brüdern Humboldt, dem Grafen Brühl, an Varnhagen von Ense, an dem kneiplustigen Homeriden Wolf, an der Familie Körner, an dem Professor Seebeck, den beiden Staatsräthen Schulze und Nikolovius, an den Ministerialräthen Süvern und Johannes Schulze (früher Professor in Weimar, Herausgeber der Werke Winckelmann's), dem sogenannten Theater-Schulz, Recensent an der Spener-schen Zeitung, u. A. begeisterte Freunde hatte. Im Kreise der Künstler zählte Goethe zu seinen Verehrern: Schadow, Fr. Tieck, Schinkel, Rauch, General Rühle v. Lilienstern. Kam einer dieser Freunde, oder eine dieser Freundinnen nach Weimar, so waren sie des herzlichsten Empfanges gewiß, ebenso die von einem oder einer derselben Empfohlenen. Goethe's Abneigung gegen Berlin schrieb sich aus sehr früher Zeit her. Als er im Jahre 1778 mit dem Herzoge Ernst August, damals Regimentschef in preußischen Diensten, hier war, schrieb er an Frau v. Stein unter dem 17. Mai: „Es ist ein schön Gefühl, an der Quelle des Krieges zu

---

*) Zelter gratulirt dem Freunde zu seinem 70. Geburtstage aus Wien, den 28. August 1819: „Was soll ich denn heute wohl schreiben? Du, mein tausendmal gebenedeiter Herzensbruder! Dank sei allen Göttern, daß ich Dich habe und im Herzen trage, wo ich gehe und stehe. Heil und Segen Deinem sel'gen Leben, Können, Wollen und Wirken, daß es Frucht bringe von Geschlecht zu Geschlecht! — Das Alles weißt Du besser als ich.

„Du hast mir, wie mit himmlischem Gefieder,
Am heißen Tag die Stirne sanft gekühlt;
Du schenktest mir der Erde beste Gaben,
Und jedes Glück will ich in Dir nur haben.“

sitzen, in dem Augenblicke, da sie überzusprudeln droht.*) Und die Pracht der Königstadt und Leben und Ordnung und Ueberfluß, das nichts wäre ohne die tausend und tausend Menschen, bereit für sie geopfert zu werden. Menschen, Wagen, Pferde, Geschütz, Zurüstungen — es wimmelt von allem. Wenn ich nur gut erzählen könnte, von dem großen Uhrwerke, das sich vor einem treibt. Von der Bewegung der Puppen läßt sich auf die verborgenen Räder, auf die große alte Walze, F. R. gezeichnet, mit tausend Stiften schließen, die diese Melodien eine nach der andern hervorbringt. So viel kann ich sagen: je größer die Welt, desto garstiger die Farce und ich schwöre: keine Zote und Eselei der Hanswurstiaden ist so ekelhaft, als hier das Wesen der Großen, Mittleren und Kleinen durcheinander." Später kamen andere Veranlassungen, ihm Berlin zu verleiden.

Der Buchhändler Nicolai, Herausgeber der „allgemeinen deutschen Bibliothek", welche sich als Organ des guten Geschmackes in Kunst und Literatur das Schiedsrichteramt für jede neue Erscheinung auf diesem Felde beilegte, hatte durch seine „Freuden des jungen Werther," mit denen der gutmüthige Mann die Jugend vor Selbstmordgedanken bewahren und zugleich den guten Geschmack zu retten gedachte, Goethe's schlagfertige und sicher treffende Ironie herausgefordert. In dem Gedichte: „Nicolai auf Werther's Grabe"**) und der Brockenscene im Faust hatte

---

*) Der baierische Erbfolgekrieg sollte eröffnet werden.

**) Das Spottgedicht, welches Goethe in „Dichtung und Wahrheit" für nicht mittheilbar erklärt, findet sich in den von E. Boas gesammelten Nachträgen (Leipzig 1841).

Goethe den guten Nicolai sehr stark abgefertigt, und wenn dieser auch zu der Zeit der Aufführung des Faust nicht mehr am Leben war, so hatte er doch eine tonangebende Gemeinde hinterlassen, in welcher salbadernde Prediger das Wort führten. Die Letzteren — und noch bis auf den heutigen Tag wird in Berlin gegen Goethe „gehengstenbergert“ und „gebüchselt“ — hatte der Dichter mit den bekannten vier Zeilen abgefertigt:

„Was kümmert mich Berliner Bann,
Geschmäckler — Pfaffenwesen!
Denn wer mich nicht verstehen kann,
Der soll mich auch nicht lesen.“

Dessenungeachtet versuchten es diese geistlichen Geistlosen ab und zu einmal, den Parnaß zu ersteigen, brachten es aber nur bis zum Sandhügel der Hasenhaide bei Berlin. Das Wundersamste, um nicht zu sagen das Lächerlichste, war nun, daß die in des „heiligen römischen Reiches Sandbüchse“, — so nannte man zu Friedrichs des Großen Zeit die Mark Brandenburg — hausirenden Dichter in ihren Gedichten vornehmlich die schöne Natur feierten und sich gern als Naturdichter feiern ließen. Als solcher hatte sich der Pastor Schmidt in Werneuchen bei Berlin großen Ruhm erworben. A. W. v. Schlegel hatte ihn mit einem Epigramm bedacht:

„Wenn Pastor Schmidt
Mit schwerem Schritt
Die Straße tritt,
Steh'n um ihn her
Die Pflasterer:
„Gott grüß' Euch Herr!“

Er spricht: Natur,
Auf deiner Spur
Schreit' ich einher!
Und sieht in Ruh
Den Rammlern zu."

Ob Goethe's Gedicht: „Die Musen und Grazien in der Mark" früher entstanden ist als Schlegel's Epigramm, ist mir nicht bekannt; nur so viel steht fest, daß die Naturdichter der Mark und insonderheit die Gedichte des Pastor Schmidt, ihm die Veranlassung dazu gegeben hatten.

Zur Feier des 70. Geburtstages Goethe's hatte der Staatsrath Schulze in seinem in Schönhausen bei Berlin gelegenen Landhause die näheren Freunde und Freundinnen des Dichters zu einem festlichen Mittagsmahle versammelt. Reden, Toaste und Gesänge fehlten nicht, und meine Frau trug ein von mir gedichtetes Lied: „Der Musen und Grazien der Mark Glückwunsch" vor. — Als bei einem späteren Besuche in Weimar Goethe meiner Frau Freundliches über ihren Gesang sagte, erwiderte sie ihm, die sich gegen Befreundete, und dazu durfte sie Goethe mit Zuversicht zählen, ungezwungene und anmuthige Scherze erlaubte, daß sie von seiner gütigen Gesinnung überrascht sei, da sie ja in Berlin zu Haus gehöre, wo die Musen und Grazien der Mark sich aber nicht rühmen könnten, in besonderer Gunst bei ihm zu stehen. — Goethe nahm den Scherz wohl auf und erwiderte ihn mit der Versicherung, daß er von seinem Unglauben bekehrt worden sei, seitdem ihm eine der Musen und Grazien in Person und zwar beides in einer erschienen sei. Die Zeiten, meinte er, seien längst vorüber, wo Nicolai mit Biester und Gedike als die Allein-

herrscher im Reiche des guten Geschmackes in Berlin dominirten. „Aber ich bin ja," fiel ihm meine Frau in die Rede, „eine Tochter Gedike's, habe also auch etwas von jener gefährlichen Erbschaft angetreten." Goethe, ohne im Geringsten in Verlegenheit gebracht zu sein, entgegnete, ihre beiden Hände fassend und ihr freundlich in die Augen sehend: „wie er nicht geglaubt hätte, daß es ihm beschieden sein werde, in seinen alten Tagen noch einmal in die schönste Ausgabe von Gedike's Lesebuch einen ihn über so manches Wissenswerthe aufklärenden Blick thun zu dürfen." Gegen mich sich wendend, erinnerte Goethe daran, er habe vom Staatsrath Schulze erfahren, daß ich bei einer ihm zu Ehren auf Schulze's Landhause veranstalteten Festlichkeit ein Gedicht vorgetragen habe: „Die neuen Musen und Grazien in der Mark". „Lassen Sie es doch von Freund Zelter in Musik setzen, und singen Sie mir es bei einem nächsten Besuche vor; er ist den jüngern Musen diese Genugthuung schuldig, da sich die alten dieser Vergünstigung zu erfreuen gehabt." —

Goethe hatte sich in die Sophaecke zurückgezogen, um nicht von dem Lampenschein geblendet zu werden, gegen welchen er sich außerdem durch einen grünen Schirm zu schützen suchte. Meine Frau sang den „König in Thule," „meine Ruh ist hin," dann später: „O neige, Du Schmerzensreiche" u. s. w. Nach einigen freundlichen, „dem seelenvollen und innig leidenschaftlichen" Vortrage der Sängerin gespendeten Worten, sprach er sich anerkennend und eingehend über die Compositionen des Fürsten Radziwill aus, die ihm ja auch,

und zwar vorzüglich die Chöre, von unserm gemeinschaftlichen Freunde Zelter als vorzüglich gelungen gerühmt worden seien. Nur damit erklärte er sich nicht einverstanden, daß der Componist auch die Selbstgespräche Faust's, welche sich wohl ohne musikalische Beihülfe zur Geltung bringen würden, mit Musik ausgestattet habe, wodurch das Drama den zwitterhaften Charakter des Melodrama's erhalte, welches weder Schauspiel noch Oper, nicht Fisch, nicht Fleisch sei. In dieser Meinung wurde er noch durch die Mittheilung bestärkt, daß, wenn der Fürst die Monologe, welche er sicherer als irgend ein Schauspieler, auch mit Verständniß und tiefgefühlter Empfindung spreche und sich selbst auf dem Cello begleite, das Gedicht zur vollen Geltung gelange; wenn aber der Schauspieler die Rolle spreche, Musik und Rede oft auseinander geriethen, wodurch Zögerung und Fortschreiten an unrechter Stelle unvermeidlich würden. So angemessen der Stimmung die musikalische Begleitung zu Faust's Monolog: „Verlassen hab' ich Feld und Auen" u. s. w. sei, so störe es jedenfalls, daß der Sprechende als abhängig, oft an unpassenden Stellen unterbrochen und aufgehalten von der musikalischen Begleitung erscheint. Er sei immer der Meinung gewesen, daß die bezeichneten Stellen keiner musikalischen Beihülfe bedürften, worin er vollkommen dem geistreichen Coleridge zustimme:

„An orphic tale indeed,
A tale divine of high and passionate thoughts,
To their own music chaunted."

„Der Faust, ein orphisches Gedicht fürwahr,
Ein göttliches, voll hoher, leidenschaftlicher Gedanken
Ertönend zu der eigenen Musik."

Als von einer der anwesenden Damen bemerkt wurde, daß die Musik Beethoven's zu Egmont's Monolog im Kerker und zur Erscheinung Clärchen's als Traumbild von unbeschreiblich rührender Wirkung sei, sagte Goethe: „Nun, da möcht' ich doch auf den bedeutenden Unterschied der Situation der beiden Scenen aufmerksam machen. Faust kehrt von dem Spaziergange zurück; in ernste Betrachtungen versenkt, verweist er den knurrenden Pudel, der ihn stört, zur Ruh und begiebt sich dann daran, mit Sinnen und Nachdenken sich das Verständniß über die schwerste Stelle des Evangeliums zu erschließen. Dies Alles scheint mir zur musikalischen Begleitung nicht geeignet. Da ist es doch etwas Anderes, wenn Egmont den langentbehrten Schlaf herbeiwünscht." Mit einem Ausdrucke tiefempfundenster Wehmuth, die uns Alle zu Thränen rührte, recitirte Goethe die Worte: „Süßer Schlaf! Du kommst wie ein reines Glück ungebeten, unerfleht am willigsten. Du löseſt die Knoten der strengen Gedanken, verwischest alle Bilder der Freude und des Schmerzes: ungehindert fließt der Kreis innerer Harmonieen, und eingehüllt in gefälligen Wahnsinn versinken wir und hören auf zu sein." — „„Hier hab' ich ausdrücklich angegeben, daß Musik seinen Schlummer begleiten soll, sanft während der Erscheinung des Traumbildes, das verschwindet, als die Trommeln der Wache ertönen, welche Egmont zum Blutgerüst begleiten soll. Hierbei ist allerdings die musikalische Begleitung angezeigt und Beethoven ist mit bewundernswerthem Genie in meine Intentionen eingegangen.""

An einem der folgenden Tage, an welchem wir wieder

eine Einladung zu Frau von Goethe in den Garten erhalten hatten, fand auch Goethe sich ein und brachte das Gespräch wieder auf die Compositionen des Fürsten Radziwill, theils um meiner Frau, welche von den Verehrerinnen des fürstlichen Componisten nicht der geringsten eine war, etwas Freundliches über ihren Gesang zu sagen, theils — und vielleicht mehr noch — um sie wegen ihrer Schwärmerei für ihre geliebte Vaterstadt Berlin mit dem ihm eigenen liebenswürdigen Humor zu necken, sagte er: „Berlin mag sich, seitdem ich dort war und das ist schon lange her, sehr verändert und verschönert haben; allein zwei Dinge würde ich dort gewiß, eben so wie vordem, alltäglich wiederfinden: unter den Linden Staubwolken und am Himmel Regenwolken." — „Was die Staubwolken betrifft," entgegnete Laura, „so wissen wir uns zu helfen, entweder wir machen uns nichts aus dem Staube, oder" — „wir machen uns aus dem Staube," unterbrach sie Goethe. — „Dies letztere Mittel," fügte Frau Ottilie hinzu, „würde sich doch wohl am meisten empfehlen." — „Und was die Regenwolken betrifft," nahm Laura ihre Rede wieder auf, „so würden Sie bei unserm Freund Zelter und auch sonst überall den Himmel voller Geigen finden, und das Cello des Fürsten Radziwill würde sich gewiß Ihres Beifalls erfreuen." — Meine Frau erging sich aufs Neue in lebhafter Schilderung des fürstlichen Componisten und Virtuosen und fügte dann hinzu: „Wir wollen es schon noch durchsetzen, daß Excellenz nach Berlin kommen, ich habe mit Doris und Rosamunde eine kleine Verschwörung gemacht." — „Und wollen Sie mir davon nicht vorher einen kleinen Wink

geben?“ fragte Goethe. — „Nicht alles, aber etwas will ich davon verrathen. Wir halten die in Aussicht gestellte Sendung der delicaten Teltower Rübchen zurück und liefern sie nur aus, wenn Sie sie selbst abholen.“ — „Da seht ihr guten Kinder nun,“ sagte Goethe, zu den andern Damen gewendet, „wie gefährlich die lieben Berlinerinnen uns sind. Wenn es ihnen mit ihrem Lockvogel auf dem Cello nicht gelingt, so halten sie eine Lockspeise bereit, so daß wir am Ende doch wohl anbeißen.“

Wie angelegentlich aber auch meine Frau bei wiederholter Anwesenheit in Weimar ihre und der Freunde, namentlich des Fürsten Radziwill und Zelter's, Wünsche und Hoffnungen, den in Aussicht gestellten Besuch Goethe's in Berlin betreffend, diesem an's Herz legte, immer wußte er mit irgend einem halb im Ernst, halb im Scherz gemeinten Vorwande auszuweichen. Wir haben ja, was wir früher von Zelter mündlich oft genug hörten, später in dem Briefwechsel gelesen, mit wie herzlichen Worten die Einladungen von Berlin ergingen, und von Weimar die Zusagen mehr zweifelhaft als zusichernd erfolgten. „Komm doch, lieber Junge,“ schreibt Zelter den 21. April 1814 an Goethe, „nur noch ein Mal vor meinem Tode nach Berlin, damit Du noch hier erfährst, wie der Himmel sein muß, wenn ich mich darauf freuen soll. . . . Lebe wohl, mein Allerliebster, der mein Leben bescheint, begrünt, und laß doch von Dir hören. Wenn ich nicht weiß, wo Du bist, weiß ich auch von mir nichts.“

Durch den General-Intendanten der Königlichen Schauspiele, Grafen Brühl, war Goethe ersucht worden, zur

Sieges- und Friedensfeier in Berlin ein Festspiel für das Hoftheater zu verfassen, welchem Ersuchen er durch „Epimenides Erwachen“ nachkam. Zelter meldet dem Freunde über den Erfolg der beiden ersten Vorstellungen sehr Erbauliches, theilt ihm jedoch auch mit, daß die Berliner, (welche, wie Goethe nicht unbekannt war, zu seinem preußisch-patriotischen Enthusiasmus nicht unbedingtes Zutrauen hatten) sein „Epimenides Erwachen“ verdolmetschten durch: „I, wie nennen sie das Erwachen?“ worauf Goethe erwidert: „Da wir die Berliner nun zum Calembour gebracht haben, so wollen wir es eine Weile dabei bewenden lassen.“ Dessenungeachtet wandelt ihn die Lust an, mit dem Berliner Theater in nähere Verbindung zu treten. „Da ich,“ schreibt er dem Freunde, „mit dem Grafen Brühl, den ich als Knaben gekannt, in gutem Verhältnisse stehe, und da es durch seine Bemühungen mit dem Epimenides so gut abgelaufen ist, so möchte ich ihm gern etwas zu Liebe thun und überhaupt mit dem Berliner Theater im Einverständniß bleiben. Es bedarf nur einiger Anregung, und ich arbeite wohl wieder eine Zeit lang für die Bühne, und da ist denn doch Berlin der einzige Ort in Deutschland, für den man etwas zu unternehmen Muth hat.“

Eine neue Veranlassung, den Freund zur Reise nach Berlin aufzufordern, gaben die schon mehrfach erwähnten Compositionen des Fürsten Radziwill zum „Faust,“ von denen einzelne Arien und Chöre bereits 1815 in einem engern Kreise bei dem Fürsten gesungen wurden: „Du bist eingeladen,“ schreibt Zelter an Goethe den 2. November 1815, „hast Du's denn angenommen? Hänschen geht und sieht

sich die Augen matt, willst Du denn nicht kommen? Nimm mir's nicht übel, aber darin sind die Cäsaren (Napoleon?) ganz andere Leute, die kommen etwas weiter her, ungerufen, mit Sack und Pack und lassen sich keine Mühe verdrießen um unsertwillen. Es muß also doch etwas an uns sein, und Du bist nicht so weit her und wolltest nicht einmal kommen, wenn Du so freundlich und wohlmeinend eingeladen wirst? Da in Deinem Briefe vom 29. October 1815 keine Spur ist von Deinem Willen und Wollen; da Eure jungen Herrschaften hier sind; da mir die Großfürstin (die Gemahlin des Erzherzogs) voriges Jahr selber versprochen hat, nicht ohne Dich, Riemer und Meyer zu kommen, so wird mir bange, weil Gott wissen mag, wann wieder eine so gute Gelegenheit erscheinen soll, Dich hier zu sehen."

Wie anerkennend auch Zelter die Compositionen des Fürsten und seine Liebenswürdigkeit rühmte, so vermochte er doch nicht den Freund zur Reise nach Berlin zu überreden. — Dieser schreibt ihm (den 21. Mai 1816): „Staatsrath Hufeland (der Lebensverlängerungs-Doctor) hat mich sehr freundlich auf künftigen Winter nach Berlin eingeladen im Namen des Fürsten Radziwill. Dergleichen Expeditionen werden mir immer unmöglicher. Ich würde nur mir selbst und Andern zur Last fallen. Mein Befinden verlangt die größte Gleichheit im Leben und Genießen."

Zelter's unbegrenzte Verehrung für Goethe und die durch des Dichters herzliche Zutraulichkeit herbeigeführte Verwöhnung des Berliner Musik- und Maurermeisters gaben Veranlassung, daß der Musiker in seinen Briefen zuweilen einen Ton anschlug, der von dem Hammerschlag des Maurers

überboten wurde. Wenn er den Freund: „lieber Junge" anredet und ihm schreibt: „Du bist zum Charfreitag nach Berlin commandirt," oder: „nun, mein Alter, raffe Dich auf und strecke Dich nach Berlin; es wär' ein allerliebster Geniestreich, wenn Du, mir nichts Dir nichts, mit einem Male hier ankämst und nähmest, was so arme Leute geben können," — so glauben wir nicht, daß Goethe, der in diesem Jahre den 70. Geburtstag erleben sollte, wenn er auch die derbe Natur seines Freundes liebte und gegen Andere rechtfertigte, diesen allzu cordialen Ton für den angemessensten gehalten habe, zumal wenn es eine Einladung nach Berlin galt und die Einführung in die geselligen Kreise, in welchen Zelter das Wort führte.*)

Nichts legt ein beredteres Zeugniß für Goethe's liebenswürdigen Charakter ab, als die milde freundliche Weise, in welcher er die neuen Anläufe, welche Zelter nimmt, ablehnt. „Soll ich," antwortet er den 7. Juni, „an Berlin denken, so macht mir's eine traurige Empfindung, daß ich

---

*) Im December 1823 machte Eckermann Zelter's Bekanntschaft bei Goethe, wo die heitern Stunden beim Mittagstisch sehr angenehm vergingen. „Als ich darauf," erzählt Eckermann, „mit Goethe allein war, fragte er mich: nun, wie gefällt Ihnen Zelter?" Ich sprach über das durchaus Wohlthätige seiner Persönlichkeit. „Er kann," fügte Goethe hinzu, „bei der ersten Bekanntschaft etwas sehr derb, ja mitunter sogar etwas roh erscheinen; allein das ist nur äußerlich. Ich kenne kaum Jemanden, der zugleich so zart wäre, wie Zelter. Und dabei muß man nicht vergessen, daß er über ein halbes Jahrhundert in Berlin zugebracht hat. Es lebt aber, wie ich an Allem merke, dort ein so verwegener Menschenschlag beisammen, daß man mit der Delicatesse nicht weit reicht, sondern daß man Haare auf den Zähnen haben und mitunter etwas grob sein muß, um sich über Wasser zu halten." (Gespräche mit Goethe.)

des Guten, was mir dort zu Theil werden sollte, mich nicht erfreuen darf. Ich habe zwar auf der letzten Reise nach Karlsbad mancherlei gewagt und unternommen und es ist mir Alles geglückt, aber genau besehen, blos deshalb, weil nicht allein jeder Tag, jede Stunde, sondern auch jeder Augenblick von mir abhing; ich konnte bis an das Ende meiner Kräfte gehn und zuletzt ohne Rücksicht rechts, links wenden, oder auch umkehren. Wie ist dies in einem so großen, complicirten Zustand denkbar? Was soll ich nun aber zu Eurer faustischen Darstellung sagen? Die treue Relation, die ich Dir verdanke, versetzt mich ganz klar in die wunderlichste Region. Die Poesie ist doch wirklich eine Klapperschlange, in deren Rachen man sich mit widerwilligem Willen stürzt. Wenn Ihr freilich wie bisher zusammenhaltet, so muß es das seltsamste Werk sein, werden und bleiben, was die Welt gesehen hat." —

Nicht sowohl, weil ich als Mitglied der Singakademie in den Chören mitwirkte, vielmehr weil meine Laura die Lieder und das Duett mit Faust-Radziwill sang, erhielten wir zu jeder der Proben und Aufführungen Einladungen und zwar von dem Fürsten persönlich, da er und sein Cello zum Einstudiren der Gesangstücke sich immer zuvor bei uns einfanden, obschon ich im dritten Stockwerk wohnte, welches zu ersteigen dem etwas corpulenten Fürsten einige Anstrengung kostete. Später ließ er sogar eines seiner Instrumente bei uns als „Stammgast" zurück, und so geschah es, daß, als er starb, dieser verwaiste Gast, von Laura mit einem Trauerflor und einem Lorbeerkranz geschmückt, noch einige Wochen als „Leidtragender" in ihrem Zimmer vereinsamt dastand.

Zelter's Briefe hatten den Wunsch Goethe's, über die Compositionen und die Aufführungen Näheres zu erfahren, rege gemacht, so daß bei einem unserer Besuche in Weimar, er meine Frau bat, eines oder einiges daraus am Flügel zu singen. Laura konnte dieser Aufforderung nur in einer sehr beschränkten Weise genügen, da die Musik damals noch nicht im Druck erschienen war. Sie sang aus der Erinnerung die Romanze: „Es war ein König in Thule," welche Goethe wegen ihrer Einfachheit belobte und dabei bemerkte: Freund Zelter habe sie zwar auch sehr schön, freilich aber nur für einen mit hinreichender Grundgewalt der Baßstimme begabten nordischen Skalden, nicht für das milder gestimmte Naturkind componirt. Ueber eine der unlängst stattgefundenen Aufführungen in dem fürstlich Radziwill'schen Hôtel erstattete ich, von meiner Frau unterstützt, ausführlichen Bericht, welcher etwa Nachstehendes enthalten haben mag:

Die an den Königlichen Hof ergangenen Einladungen lauteten auf 7 Uhr pünktlich; die an die Gäste 6½ Uhr, die an die Mitwirkenden auf 6 Uhr. Die Mitglieder des Hoftheaters unter des Grafen Brühl, die der Singakademie unter Leitung des Professors Zelter, die der Königlichen Kapelle unter der des Kapellmeisters Weber, standen in geordneten Reihen und Gruppen, als der Hof eintrat. (Hierbei will ich nicht unerwähnt lassen, daß der König Friedrich Wilhelm III. nur einer einzigen Vorstellung beigewohnt hat. Wie verlautete, war er nicht nur gegen die Dichtungen Goethe's, namentlich gegen den Faust, sondern auch gegen den Dichter persönlich eingenommen, was aus einer Begegnung mit ihm in der Rheincampagne sich herschrieb, wo Goethe in einer Anwand-

lung satirischer Laune — er schrieb damals seinen Reineke Fuchs — sich in Gegenwart des preußischen Kronprinzen mißfällige Anspielungen erlaubt haben soll.) — Die Seele der Vorstellung, das ordnende und bewegende Lebensprincip bei einer solchen Vorstellung war der Fürst mit dem Cello zwischen den Knieen, Ton und Takt angebend, zuweilen die Monologe allein begleitend und recitirend — besonders rührend die Gespräche Gretchens mit Faust —, zuweilen auch hinter der Scene die Worte des Erdgeistes sprechend. Die gelungensten Vorstellungen waren die, bei denen Wolff die Rolle des Faust, der Herzog Karl von Mecklenburg die des Mephistopheles, Frau Stich (später ihre Tochter Clara) die Gretchens, deren Gesangstücke Laura (später die berühmte Sonntag) vortrugen. Wie aber auch noch bei den heutigen Vorstellungen im Theater die Chöre von der allermächtigsten Wirkung sind, so waren sie es bei jener ersten im Radziwill'schen Palais in einem noch höheren Grade. In gestrenger Weise handhabte der Fürst die Ordnung im Saal. Wenn er das Zeichen zum Beginn gegeben, dann wurden die Thüren geschlossen; kein Stuhl durfte gerückt, kein Wort gesprochen werden. Als einmal nach dem Beginn an die geschlossene Thür heftig geklopft wurde und man dem Fürsten meldete: Prinz August Königl. Hoheit habe geklopft, rief der Fürst sehr vernehmlich: „muß warten, bis die Scene zu Ende ist." — An demselben Abend gab es noch einen sehr belustigenden Auftritt. Der Herzog Karl hatte als Mephisto die Beschwörung zu sprechen: „Der Herr der Ratten und der Mäuse," — bei der folgenden Zeile hielt er an und mit Rücksicht auf die unmittelbar vor ihm in erster Reihe sitzende

Kronprinzessin, Prinzessin Karl, Wilhelm die ältere und die jüngere, sowie auch andere prinzeßliche Backfische, unterdrückte er die Worte:

„Der Fliegen, Frösche, Wanzen, Läuse“

und fuhr sogleich fort: „befiehlt dir, dich hervorzuwagen und diese Schwelle zu zernagen.“ Nun hatte der Fürst diese Scene dadurch noch graulicher zu machen gesucht, daß die Beschwörungsworte als ein Echo aus der Hölle von ihm selbst aus einem Versteck mit dröhnender Stimme wiederholt wurden. Als nun Mephisto jene bedenkliche Zeile ausließ, streckte der Fürst sein weißes Haupt mit flammenden Augen aus dem unterirdischen Versteck hervor und rief: „Herzog Karl! ich kann Ihnen die „Fliegen, Frösche, Wanzen, Läuse“ nicht schenken! noch einmal, da capo!“ Unter einem homerischen Gelächter, bei welchem der überlustige Kronprinz es allen Andern zuvorthat, mußte der Herzog von Mecklenburg sich als den Gebieter über all das ekle Ungeziefer bekennen. Zu einem nicht geringeren Ausbruche einer sogenannten „ungeheuern“ Heiterkeit ließ der Kronprinz sich hinreißen, als bei einer späteren Aufführung bei Anwesenheit der Prinzessinnen und ihrer Damen die Scene in Auerbachs Keller zur Darstellung kam und der Königliche Opernsänger Zschiesche mit seines Basses Grundgewalt das Lied von dem großen Floh nach Zelter's Composition vortrug. Schwerlich aber dürfte jemals auf der deutschen Bühne ein vortrefflicherer Mephisto auftreten, als wir ihn von dem Herzog Karl dargestellt sahen. Dieser wurde hierbei nicht nur durch sein Naturell unterstützt: Ueberlegenheit durch satanischen Humor, Verachtung des weiblichen

Geschlechtes wegen anderer Gelüste, Freisein von jeder Verlegenheit durch Geistesgegenwart, Schadenfreude, Heuchelei, allerunterthänigster Sclavensinn nach oben, rücksichtslose Tyrannenseele nach unten, — sondern auch das eingelernte und eingeübte feine Benehmen des vornehmen Hofmannes, die Gewandtheit des Weltmannes, der sich immer und in jedem Verhältnisse obenauf zu halten wußte (obschon es auch ihm nicht an offenen Gegnern und heimlichen Feinden fehlte), kamen ihm in dieser Rolle zu Statten*). So großen Beifall auch die berühmten Schauspieler Seydelmann, Dessoir, Döring und andre in dieser Rolle gewonnen haben: keiner von ihnen reichte auch nur im Entferntesten an die Virtuosität, mit welcher Herzog Karl den Mephisto gab. — Nach beendeter Aufführung blieb die gesammte Gesellschaft zum Abendessen beisammen, welches in einem von Schinkel nach dem Ordensrempter der Marienburg in Preußen erbauten, nur von einer Säule getragenen Saale angerichtet wurde. Es wurde an größern und kleinern runden Tischen nach Belieben Platz genommen. Der Fürst und die Fürstin machten in liebenswürdigster Weise die Wirthe und nahmen bald an diesem, bald an jenem Tische Platz bei den Sängern und den Mitgliedern der Kapelle, welche in derselben Weise wie der Königliche Hof, dessen Tafeln sich in demselben Saale befanden, bewirthet und bedient wurden, wobei das bekannte

*) In Aller Munde war damals ein Spottvers, als dessen Autor man einen als patriotischen und satirischen Dichter berühmten Staatsrath (Stägemann?) nannte:

„Als Prinz, als General, als Präsident des Staatsraths schofel,
Unübertrefflich aber stets als Mephistophel.“

Sprichwort: „cantores amant humores“ nicht allein durch fröhlichen Humor, sondern auch bei den schäumenden Feuchtigkeiten des Champagners zu vollkommenster Geltung kam. —

Uebrigens sei hier bemerkt, daß Goethe durch den Fürsten selbst schon 1814 nähere Auskunft über das Vorhaben, den Faust zur Aufführung für die Bühne zu bearbeiten, erhalten hatte. In den Tages- und Jahresheften (Bd. 32 der Werke. Ausgabe 1830) finden wir folgende Notiz: „Der Besuch des Fürsten Radziwill (1814) erregte eine schwer zu befriedigende Sehnsucht; seine genialische, uns glücklich mit fortreißende Composition zu Faust, ließ uns doch nur entfernte Hoffnung sehen, das seltsame Stück auf das Theater zu bringen.“ Hier sei nun auch angeführt, was mir in Weimar durch den Kanzler Müller und Professor Riemer im vertraulichen Gespräch als eine Entschuldigung für Goethe, daß er Zelter's Einladung wiederholentlich abgelehnt, eröffnet wurde. „Goethe,“ sagte mir der Kanzler Müller, „war nicht in der Lage, nach Berlin ausschließlich als der Freund Zelter's zu kommen, als großherzoglich weimarischer wirklicher Geheimerath mußte er erwarten, eine Einladung in herkömmlicher Form von dem Könige, dem Kronprinzen oder den Prinzessinnen Wilhelm und Karl, welche er gern seine lieben Schülerinnen nannte, zu erhalten. Eine solche förmliche Einladung hat er nie erhalten; außerdem war ihm nicht unbekannt geblieben, daß er als Dichter sich niemals auch nur der geringsten Anerkennung bei Sr. preußischen Majestät zu erfreuen gehabt, im Gegentheil — — wie dies auch dadurch ihm zu erkennen gegeben worden sei, daß,

selbst nachdem ihm von dem Kaiser Napoleon, dem Kaiser Franz von Oestreich, dem König Ludwig von Baiern Orden verliehen worden seien, von dem Könige von Preußen weder ihm noch Schiller eine solche Auszeichnung zu Theil geworden sei. Was ihn aber noch mehr als alle andern Rücksichten von einem Besuche Berlins im vorgerückten Alter zurückhielt, war die Befürchtung der Ovationen des Publikums im Theater, was nur die Partei der Gegner — und diese war, wie er wußte, zahlreich vertreten — zu Gegen-Demonstrationen herausgefordert haben würde. — Die wahren Verehrer und Verehrerinnen des großen Dichters waren immer der Ansicht, daß es durchaus nicht gerathen sei, Goethe zu der Reise nach Berlin zu veranlassen."

Die Berichte, welche ich und meine Frau bei unsern öfter wiederholten Besuchen in Weimar dem Dichter persönlich erstatteten, gaben mir erwünschte Veranlassung, über eine und die andere Stelle im Faust mir Aufschluß und Belehrung zu erbitten, wobei ich gelegentlich auch Näheres über den zweiten Theil und über den Abschluß des Ganzen zu erfahren suchte. Ich erhielt nur ausweichende Antworten; ich erinnere mich nur, daß, als ich die Vermuthung aussprach, die Schlußscene werde doch wohl in den Himmel verlegt werden, und Mephisto als überwunden vor den Hörern bekennen, daß „ein guter Mensch in seines Herzens Drange sich des rechten Weges wohl bewußt sei," — Goethe kopfschüttelnd sagte: „Das wäre ja Aufklärung. Faust endet als Greis, und im Greisenalter werden wir Mystiker." Bei meinem letzten Besuche (1831) lagen zwei starke Foliobände, Manuscripte enthaltend, auf seinem Arbeitstische,

und auf diese zeigend, sagte er: „Unter sieben Siegeln liegt hier der zweite Theil des Faust verschlossen; erst aber, wenn ich es nicht mehr im Stande sein werde, mögen Andere ihre Hand daran legen.“ Und so geschah es: der zweite Theil des Faust erschien vollständig erst nach des Dichters Tode.

Ich suchte das Gespräch wiederum auf die Bearbeitung des Faust für die Bühne zu leiten, und Goethe stimmte meiner Ansicht bei, daß die großen Dramen und Tragödien in alter wie in neuerer und neuester Zeit nur durch die Vorstellungen auf der Bühne zu allgemeinem Verständniß und allgemeiner Anerkennung gelangt wären. „Aber eben die Bearbeitung,“ bemerkte Goethe, „das ist der schwierige Punkt, zumal bei einem Drama wie der Faust, bei welchem der Dichter von Haus aus gar nicht an eine Aufführung auf der Bühne gedacht hat. Hält es doch schwer genug, selbst die gedrungensten Stücke Shakespeare's, der doch ausdrücklich nur für die Darstellung schrieb, für unser Theater bühnengerecht zu bearbeiten. Sie haben ja das selbst bei Ihrer Bearbeitung Richards III. erfahren, von der ich durch die Aufsätze in Ihrem Berliner Conversationsblatte Kenntniß genommen habe.“ — „Es haben mich,“ entgegnete ich, „bei der Bearbeitung dieses größesten seiner historischen Trauerspiele vornehmlich die von Ihnen in dem Aufsatze: „Shakespeare und kein Ende“ niedergelegten Ansichten geleitet, und würde ich Ew. Excellenz Geduld und Zeit nicht zu sehr in Anspruch nehmen, so bäte ich um die Gunst, Ihnen eine kurze Angabe meines Verfahrens bei dieser Arbeit vortragen zu dürfen.“ — „Ueber das Wesentliche,“ bemerkte

Goethe, „bin ich durch die publicirten Aufsätze bereits unterrichtet; doch soll es mir lieb sein, von Ihnen darüber auch noch mündliche Mittheilung zu vernehmen. Sie besuchen mich ja wohl morgen um diese Stunde wieder." Ich empfahl mich und fand mich am nächstfolgenden Tage zur bestimmten Stunde wieder ein. —

Zum Verständniß der Unterhaltung, welche ich über den in Rede stehenden Gegenstand mit Goethe hatte, dürfte es ganz angemessen sein, zuvor an die Ansichten zu erinnern, welche er in dem bereits erwähnten Aufsatze über die Bearbeitung Shakespeare'scher Stücke für die Bühne ausgesprochen hat. Veranlaßt wurde Goethe zu dieser Abhandlung durch die von Ludwig Tieck, dem unübertroffenen Vorleser Shakespeare'scher Stücke, gestellte Forderung: diese Stücke ohne nur ein Wort zu ändern, oder wohl gar eine Scene wegzulassen, aufzuführen, auch mit derselben dürftigen Ausstattung der Decorationen und Anzüge. Hiermit hatte sich weder Schiller bei der Bearbeitung Macbeth's, noch Goethe bei der von Romeo und Julia einverstanden erklärt, und da sie deshalb von Tieck und seinen romantischen Zunftgenossen angefochten wurden, rechtfertigte Goethe sein und seines Freundes Verfahren in jenem Aufsatze in ganz objectiv gehaltener Weise, ohne irgend welche persönliche Beziehungen einzumischen. Er kennzeichnet Shakespeare „als den Dichter, der überall auf die Enthüllung der Innerlichkeit gehe, so daß das gesammte Aeußere, die Naturereignisse nicht ausgeschlossen, in den Dienst dieser Manifestation träten. Durch diese oft noch halb symbolische Form, welche auch nur einer andeutenden Bühne bedurft habe, gleiche er

noch den Alten, während er im Sinn sich gänzlich von ihnen unterscheide. Denn bei den Alten sei der Gegensatz der tragischen Handlung der von Sollen und Vollbringen, bei den Neueren von Wollen und Vollbringen. Dieser herrsche noch durchaus bei Shakespeare, aber noch nicht zu der Weichheit abgemildert, welche ihn später oft habe ganz in das Rührende auslaufen lassen, weil der Wille des Menschen, auch im Widerspruch mit dem höchsten Wollen, doch sein Himmelreich sei. Beachte man nun diese eigenthümliche mittlere Stellung Shakespeare's zu den Alten und Neuen, so erhelle, daß er kein Theaterdichter nach den heutigen Anforderungen, vielmehr etwas unendlich Größeres gewesen sei. Wollte man zur Einfachheit seiner Bühne zurückkehren und auf die Vervollkommenung der Perspective, der Maschinerie und Garderobe verzichten, so sei dies ein zweckloses Opfern der höheren Illusion und eine reine, sinnige Vorlesung der Shakespeare'schen Dramen vorzuziehen. Wollte man ihn aber auf unserm Theater mit all dem Ortswechsel und vielen untergeordneten Personen, die nur zum Vorschwätzen des Dichtergeheimnisses da seien, nach unserer scenischen Einrichtung geben, so belästige die empirische Mannigfaltigkeit die Phantasie und hemme ihren Schwung, statt ihn zu fördern. Man müsse daher, sollte Shakespeare nicht bald ganz von unserm Theater verschwinden, den von Schröder eingeschlagenen Weg fortsetzen, der ein Epitomator des Dichters als eines Epitomators der Thaten des Weltgeistes geworden. An der vollkommenen treuen theatralischen Reproduction müßten wir erwürgen." — Da mich bei der Bearbeitung Richards III. für die Bühne diese Ansichten

geleitet hatten, durfte ich mich der Zustimmung Goethe's versichert halten. „Sie haben in Berlin," bemerkte er, „an dem Grafen Brühl einen hochgebildeten und einsichtigen General-Intendanten, und wenn man ihn auch, wie ich, aus meinen Unterhaltungen mit ihm, mich überzeugt habe, nicht ohne Grund von einer allzugroßen Vorliebe für brillante Decorationen und Costüme nicht freisprechen darf, so kommt doch hierbei Vieles auf Rechnung allerhöchsten Geschmacks, zumal bei dem Ballet, und es mag oft keine leichte Aufgabe für den Vorstand des dortigen Theaters sein, doch allwöchentlich, mindestens allmonatlich Shakespeare, Schiller, die classischen Spanier und Franzosen, auch wohl einmal im Jahre mich selbst auf dem Repertoir, welches dem Könige zur Genehmhaltung vorgelegt werden muß, durchzubringen."

Es hatte mir leid gethan, daß bei später wiederholten Ausflügen nach Weimar der vertraute Hausfreund Goethe's, Eckermann, sich abwesend auf Reisen befand. Erst im Jahre 1830, als ich nach meiner Rückkehr aus Italien einige Wochen in Weimar verweilte, um Bericht über die Ergebnisse meiner Reise zu machen, aß ich mehrere Male zu Mittag mit dem eigenthümlich begabten und von dem großen Dichter durch ein Vertrauen, — wir möchten es Vertraulichkeit nennen — bevorzugten Freunde, dem wir die Hebung und Aufbewahrung der kostbaren Schätze des Geistes und Gemüthes Goethe's verdanken. Eckermann war ein bescheidener, schweigsamer Mann, der sich niemals in die Unterhaltung einmischte, nur Auge und Ohr war, so daß ihm kein Wort, keine Miene Goethe's und der Anwesenden entging. Da man wußte, daß Eckermann jedes Wort, was gesprochen

worden war, aufzeichnete und mit einem sicheren, zur Virtuosität ausgebildeten Gedächtnisse begabt war, machte es die Andern befangen in ihren Aeußerungen. Goethe selbst schien darauf nicht Rücksicht zu nehmen, vielmehr machten seine längeren Auslassungen den Eindruck, als ob er seinem Sekretair — eine Zeit lang versah dies Amt der mir befreundete Dr. John — etwas in die Feder dictirte. Nur so erklärt es sich, daß Eckermann in den von ihm herausgegebenen Gesprächen über Goethe sehr umfang- und inhaltreiche Erörterungen Goethe's, noch dazu über sehr von einander verschiedene Gegenstände, welche er bei einem Zusammensein von mehreren Stunden, zuweilen von einem ganzen Tag gesprochen, von Wort zu Wort in eigener Rede und nicht etwa nur referirend mittheilt. Nicht unbemerkt wollen wir es lassen, daß sich Eckermann so sehr in die Denk- und Redeweise Goethe's eingelebt hatte, daß er zuweilen aus eigenen Mitteln hinzugefügt haben mag, ohne deshalb durch diese Annäherung dem Dichter zu nahe getreten zu sein. — Weder bei dem Mittagstisch, noch bei dem Kaffee und Thee hab' ich von Eckermann's Lippen jemals auch nur e i n Wort vernommen; dagegen nahm er im Kreise der Familie der Frau von Goethe (Ottilie) lebhaften Antheil an der Unterhaltung; doch hat er mir nie den Eindruck eines Mannes von Freimuth und Begeisterung gemacht, vielmehr den einer gedrückten Stimmung, als ob er sich in der vornehmen, munteren, mitunter sogar ausgelassenen Gesellschaft nicht behaglich fühle. Ein ganz Anderer war er, wenn man ihn in seiner eigenen Wohnung aufsuchte. Er theilte sein Arbeitszimmer nicht etwa, wie Faust, nur mit

einem Pudel, nein, mit einem ganzen Heere von Raub-, Kletter-, Sing- und Schreivögeln, die — nur der Adler und Habicht waren angekettet — frei umherflogen und in den in den Ecken aufgestellten Tannen nisteten. Das Geschrei und Gekrächze, das Krähen und Kreischen, das Zwitschern und Singen machte einen so furchtbaren Lärm, daß man sein eignes Wort kaum hörte; ärger aber noch als die Nerven des Gehörs wurden die des Geruches angegriffen, zumal in der Nähe der Raubvögel, die mit rohem Fleisch gefüttert wurden. „Nicht zehn Minuten," rief ich mit zugehaltener Nase ihm zu, „würde ich das hier aushalten, ohne ohnmächtig umzufallen," worauf er gelassen erwiderte: „und mir ist nur in dieser Atmosphäre wohl; der Geheimerath nennt das Idiosynkrasie und erzählte mir, daß Schiller in seinem Schreibtische immer einen Kasten mit faulen Aepfeln gehabt hätte, deren für Andere so widerwärtiger Geruch ihm ein unentbehrlicher, nervenstärkender Balsam gewesen sei."

Eckermann stellte meine Sehnsucht nach einem Athemzuge frischer Luft alsbald zufrieden, und wir machten einen Spaziergang durch den Park, um später in dem Gartenhause uns bei Frau von Goethe zum Thee einzufinden. Der von der Ilm durchrauschte Park erhielt urspünglich von dem Herzoge Karl August die Bestimmung, ein botanisches Gehölz zum Studium für seine Forst- und Jagdbeamten zu sein. Daher die große Mannigfaltigkeit an Laub- und Nadelholz und an Gesträuch und Gezweig aller Art, die bei der Schonung und Pflege, die dem Park zu Theil ward, im Verlauf von mehr als einem halben Jahrhundert zu herrlichem Anwuchse gediehen sind. Während ich nur Auge für die Pracht-

exemplare hochstämmiger Tannen, riesenarmiger Eichen und weitausgreifender Buchen hatte, hatte mein Begleiter nur Ohren für die mannigfaltigen Stimmen des Vogelconcertes, welches sich im niedern Gebüsch, auf den Zweigen und von den Wipfeln herab vernehmen ließ. Wie das musikalisch gebildete Ohr in dem wogenden Tonmeere der Symphonie jedes einzelne Instrument, im Chore jede einzelne Stimme, selbst jeden einzelnen Ton unterscheidet und zu nennen weiß, so wußte mir Freund Eckermann jeden Vogel namhaft zu machen, dessen Stimme sich vernehmen ließ. „Diesen unermüdlichen Anmelder seiner werthen Person," bemerkte ich, als in einiger Entfernung ein Kukuk sich vernehmen ließ, „brauchen Sie mir nicht vorzustellen, diesen langweiligen Philister kenne ich genau." — „Vielleicht nicht so genau wie ich", sagte Eckermann, „er hat vielmehr die Natur eines durchtriebenen Burschen und noch mehr Raupen als er im Schnabel, hat seine theure Ehehälfte im Kopf, für welche ein jedes Nest ein Findelhaus ist, in welches sie ihre Eier legt, um sich mit dem Aufpäppeln ihrer Kinder nicht befassen zu dürfen. Der Gemahl bleibt dabei nicht unbetheiligt, er spionirt die Nester der Hänflinge, Grasmücken, Rothkehlchen und anderer kleiner Vögel auf, und wenn er ein solches ausfindig gemacht hat, ruft er der Gattin: Guck, guck! zu. Vielleicht gelingt es uns, das Nest zu finden, auf welches er die Gattin eben aufmerksam macht, lassen Sie uns ihn beschleichen." Unter dem Vorgeben, daß Zwei ein zu großes Geräusch bei dem Zurückbiegen der Zweige machen würden, bat ich ihn allein zu gehen und nach beendeter Expedition mich an der Quelle zu treffen, wo an

der Felswand das schöne Gebet an die Nymphen zu lesen ist. Vorsichtig schlich er dem Rufe des Kukuks nach, während ich mich nach der mir in theurer Erinnerung gebliebenen Stelle begab; ich las:

„Die ihr Quellen und Bäume bewohnt, o heilsame Nymphen,
Gebet Jeglichem gern, was er im Stillen begehrt!
Schaffet dem Traurigen Trost, dem Zweifelhaften Belehrung
Und dem Liebenden gönnt, daß ihm begegne sein Glück.
Denn euch gaben die Götter, was sie den Menschen versagten:
Jeglichem, der euch vertraut, tröstlich und hülflich zu sein."

Schon vor vielen Jahren, da ich als Student in Jena öftere Ausflüge nach Weimar machte, war diese Stelle des Parkes für mich ein geweihter Wallfahrtsort, und ich hatte damals ein so unbegrenztes Vertrauen, daß mir die heilsamen Nymphen gewähren würden, um was der Dichter fürbittet, daß der Glaube des Böhmen an die Hülfe des heiligen Nepomuck nicht felsenfester sein dürfte.

Aus meinen schweigsamen Betrachtungen weckte mich jetzt der Zuruf Eckermann's: „Gefunden!" Er versicherte mich, daß, wenn ich am nächsten Morgen ihn zum Spaziergange nach dem Park abholen würde, er mir das Nest einer Grasmücke zeigen wolle, in welches Frau Kukuk ihr Ei gelegt hätte. Noch nie hatte ich ihn in seinem Gespräche so lebhaft und eifrig gesehen, wie bei den Mittheilungen der Beobachtungen, die er im Leben der Vögel gemacht. Insbesondere bot ihm der Kukuk reichen Stoff zu Mittheilungen, so daß er damit noch nicht zu Ende war, als wir durch das schmale Pförtchen in das Gartenhaus eintraten. Goethe, welcher hinter der lebendigen spanischen Wand von Malven, durch welche er sich den Blicken neugieriger Vorüber-

gehender entzog, auf und ab ging, trat freundlich uns willkommen heißend auf uns zu und sagte: „Sie haben, wie ich merke, unsern Freund Eckermann auf sein Lieblingsthema gebracht, ich hörte wiederholentlich seinen Kukuksruf, von dem weiß' er ein Liedchen zu singen, obschon es kein Singvogel ist." Der Enkel Wolfgang kam, den Großpapa zum Theetisch einzuladen, an welchem wir unter einer Linde Frau Ottilie, ihre Schwester und andern Besuch fanden. Bald hieß es auch hier wieder: „ei der Kukuk und kein Ende." Ich hatte Eckermann bemerkt, daß ihm doch, wie gründlich auch seine Beobachtungen gewesen, eine seltsame Begabung, womit die Natur diesen verzogenen Liebling schon im Ei ausgestattet habe, unbekannt geblieben sei. Aufgefordert, hierüber Mittheilung zu machen, erzählte ich, daß mir der Direktor der Akademie in Tharandt einmal ein noch nicht flügges Kukukchen gezeigt, welches er aus dem Neste einer Blaumeise in dem Astloche eines Apfelbaumes aufgefunden und ausgenommen hatte. Er machte uns auf die schaufelartige Bildung der Flügelschulterknochen aufmerksam und fügte erläuternd hinzu: Wenn der aus dem Ei gekrochene Kukuk sich nach Verlauf einiger Zeit von kleineren Stiefgeschwistern umgeben sieht, welche ihre Schnäbelchen mit gleichem Verlangen aufsperren, sobald die Eltern Fütterung bringen, duckt er sich unter die Kleinen und macht es ihnen bequem sich auf seine Schulterschaufeln zu setzen. Kaum aber, daß eines darauf Platz genommen, rutscht er damit an die Oeffnung und wirft es mit geschicktem Schub zum Loche hinaus, wo dann das arme Stiefbrüderchen, wenn es nicht sofort den Hals gebrochen,

doch bald von den Raubvögeln und Katzen aufgefressen wird.

Bestätigung erhielt diese Aussage durch einen der anwesenden Jäger. „Ja, ja," bemerkte Goethe, „die Natur ist viel listiger und erfindsamer im Guten, wie im Bösen, als wir armen Menschenkinder, und wenn Salomo der Weise spricht: „Neues unter der Sonne giebt es nicht," so beweist das, daß der weise König kein Naturforscher war." — Von einem der Anwesenden wurde die Bemerkung gemacht, daß der Mensch ein noch ungelöstes Räthsel sei; jedenfalls sei die Aufgabe, welche die Sphynx dem Oedipus gegeben, doch zu sehr nur für den Scharfsinn eines Kindes berechnet gewesen. Hierauf wurde von Goethe bemerkt, daß, wie der Mensch, so auch das Thier ein Räthsel und ein vielleicht noch schwerer zu lösendes sei; denn nicht nur, daß durch die Sprache der Menschenbruder uns sein geheimes Wesen offenbare, der Mensch sei doch trotz aller Racenunterschiede immer einer von derselben Gattung, wogegen die Thierwelt in unendlich viele spezifische von einander verschiedene Gattungen und Arten getrennt sei. Bei der Psychologie des Menschen haben wir es immer nur mit einer und derselben Seele zu thun; bei der Thier-Psychologie verlangen die Seelen der Vierfüßer, der Vögel, der Fische, der Insekten, bis zu den Infusorien herab, eine jede eine besondere Wissenschaft. Mit der herkömmlichen Bezeichnung „Instinkt" kommen wir nicht mehr aus.

Im weiteren Verlauf des Gespräches wurden zum Belege dieser Ansicht verschiedene interessante Beobachtungen und Erlebnisse aus der Thierwelt erzählt. Von der Weisheit des

Elephanten wie von den Schelmereien und Listen Reineke's wurde manches mir noch Unbekannte mitgetheilt und nicht unerwähnt gelassen, daß Egmont dem Herzog Alba bemerklich mache, wie es leicht sei, eine Heerde Schafe zu treiben, wie man aber dem edlen Roß seine Gedanken ablernen müsse. „Da wir," bemerkte ein anwesender junger Mediziner, „annehmen dürfen, daß ein jedes Geschöpf, bei welchem wir ein mehr oder minder ausgebildetes Gehirn finden, auch mit einem Vorstellungsvermögen, einem Bewußtsein begabt sein muß, wäre eine Psychologie der Thiere gewiß eine Aufgabe für die vergleichende Anatomie, die uns noch nicht einmal irgend einen genaueren Unterschied des Gehirnes des Affen von dem des Menschen nachgewiesen hat." — Den höheren Klassen der Säugethiere räumte man diese Begünstigung des Bewußtwerdens, wenn auch nicht des Bewußtseins, am allerwenigsten des Selbstbewußtseins ein; ob dies aber in gleicher Weise den Vögeln, den Fischen, den Insekten zugestanden werden könne, wurde in Zweifel gezogen. Ein junger Engländer, deren sich damals mehrere in Weimar, als dem deutschen Athen, aufhielten und von Frau Ottilie besonders protegirt wurden, erklärte, wenn er auch nicht an den großen Zulauf oder vielmehr das große Zuschwimmen der Fische zur Predigt des heiligen Antonius glaube, so könne er doch zur Psychologie der Fische einen interessanten Beitrag liefern. Bei einem Besuche in Howard Castle bei York, dessen Park zu den vorzüglichsten in England gehöre, sei der ihm befreundete Gartendirektor mit ihm im Nachen an eine Stelle des Sees gefahren und habe hier mit einem Handglöckchen geläutet, worauf ein Hecht, mindestens acht

bis zehn Pfund schwer, langsam mit einem verbundenen Auge herangeschwommen kam, sich geduldig greifen, verbinden und wieder in das Wasser werfen ließ. Der Direktor erzählte: Er habe eines Tages an dieser Stelle einen großen Hecht schwimmen sehen und zwar nicht im bloßen Wasser, sondern buchstäblich in seinem Blute. Bei näherer Untersuchung habe sich ergeben, daß der Hecht sich an einem Nagel, spitzen Steine oder einer Wurzel das linke Auge schwer verletzt habe. Aus Mitleid habe er es versucht, den Fisch, der, obschon noch lebend, doch unbeweglich auf derselben Stelle blieb, zu sich in den Kahn zu nehmen. Hierbei habe er sich der List, die man bei dem Forellenfang anwendet, bedient, er habe mit der Hand ihn am Bauche gleichsam magnetisirt, so daß er sich geduldig habe greifen lassen. Der Fisch, der sonst auf dem Trocknen gewaltig gezappelt, habe ganz still gehalten und gestattet, ihm einen Verband anzulegen, worauf er ihn wieder seinem Elemente übergeben habe. Am nächsten Morgen habe der Fisch zur selben Stunde am selben Orte sich wieder eingefunden, sich ruhig greifen und diesmal einen festeren Verband mit Heftpflaster anlegen lassen. Diese Procedur habe er nun seit acht Tagen regelmäßig fortgesetzt, da der Fisch sich immer pünktlich eingefunden. Ich überzeugte mich, daß die Heilung die besten Fortschritte gemacht habe und so dem klugen Hecht bald wieder recht „wohlig auf dem Grunde" sein werde. — Man erkannte allgemein an, daß ein solches von dem natürlichen Instinkte des Fisches abweichendes Benehmen nicht unbewußt und ohne alle Ueberlegung, mithin nicht ohne eine, wenn auch nur auf niederer Stufe des Gefühls stehende geistige

oder seelische Begabung möglich sein könne. — „Nun kömmt die Reihe an Sie, my dear Sir Smidson," sagte Frau Ottilie zu einem andern der britischen Jünglinge, „Sie haben uns schon oft von Pferderennen, Jagden, Boxern und Hahnenkämpfen erzählt, so daß Sie uns gewiß auch einen Beitrag zur Seelenkunde der Thiere liefern werden." — „Wenn man in Deutschland," erwiederte Mr. Smidson, eine Geschichte erzählt, die ein wenig unglaublich zu sein scheint, so ruft man gleich: „eine Jagdgeschichte!" Nun, auf die Gefahr hin, daß meine Geschichte für eine Jagdgeschichte erklärt werden dürfte, will ich sie Ihnen dennoch nicht vorenthalten. Ich wohnte in London High Holborn Street 65 im Hause eines Drechslers, welcher als Mechaniker an seinem Schilde die Aufschrift führte: „philosophical instruments-maker," denn er beschäftigte sich auch mit Arbeiten für chirurgische Apparate. Eines Tages hörte ich jämmerliches Geschrei eines Hundes auf der Straße; ich trat so eben aus dem Hause und fand einen Bulldog edelster Race auf drei Beinen sich fortschleppend; ein Vorderfuß war durch ein Wagenrad übergefahren und zerbrochen worden. Der Hund schien herrenlos zu sein, ich nahm ihn in das Haus, mein philosophischer Instrumentenmacher untersuchte den Schaden und erklärte sich bereit, Schienen und einen Verband anzulegen, wodurch das Bein geheilt werden würde. Nach einigen Tagen war der Patient so weit hergestellt, daß er aufzutreten vermochte; der Verband wurde abgenommen, und bald darauf verließ der Geheilte unser Haus, ohne sich dankbar zu verabschieden oder ein Honorar zurückzulassen. Aber nun hören Sie wie merkwürdig: Nach Verlauf von meh-

reren Monaten fand sich „Blacknose," so hatten wir ihn getauft, wieder bei uns ein, mit jämmerlichem Geheul kündigte er sich an, doch kam es nicht von ihm allein, er schleppte einen zweiten Hund, ein Affenpinscherchen mit sich, dem dasselbe Unglück, wie früher ihm, begegnet war. Er gab uns zu verstehen, was wir, auch ohne von ihm Auskunft zu erhalten, sogleich bemerkten, daß dem Hündchen das Bein gebrochen worden war, und daß er unsre Hülfe, durch welche er geheilt worden, für seinen leidenden Mitbruder in Anspruch nahm, was wir auch mit bestem Erfolge thaten. Blacknose machte seinem kranken Freunde täglich Besuche, und als dieser so weit hergestellt war, um entlassen werden zu können, führte ihn Blacknose mit unverkennbarer Freude über die gelungene Wiederherstellung zu seinem Herrn, dessen Bekanntschaft wir später machten, und der den Dank nachträglich bezeigte, den Blacknose vergessen hatte, obschon er uns den Beweis eines guten Gedächtnisses und kluger Ueberlegung gegeben." — Mr. Smidson hatte seine Geschichte so schmucklos und mit einem Ausdrucke der Zuverlässigkeit vorgetragen, daß Keiner von uns an der Wahrheit derselben zweifeln konnte.

Von verschiedenen Anwesenden wurden aus Veranlassung dieser Geschichte Bemerkungen gemacht, welche darin übereinstimmten, daß wohl die Psychologie der Hunde die ergiebigste Quelle für die allgemeine Seelenkunde der Thierwelt sein dürfte, was seinen Grund darin habe, daß kein anderes Thier in so naher Beziehung zu dem Menschen als unterhaltender Gesellschafter und thätiger Gehülfe bei den mannigfaltigsten Geschäften stehe, wie der Hund, der dem Jäger,

dem Schäfer, dem Schlächter, dem Eskimo vor dem Schlitten, der Berliner Milchfrau vor dem Karren, dem Nachtwächter als Begleitung, dem Student als Mappenträger, dem Postillon als Wachtposten auf dem Verdeck, dem Müller und Kornhändler als Rattenfänger und so noch vielen andern Gewerbtreibenden ein unentbehrlicher Dienstmann und Genosse sei. — „Haben wir doch," fügte Goethe mit heiterer Miene hinzu, „hier am Orte erlebt, daß der Hund für die Theaterkasse ein einträglicher Gastrollen-Spieler ist." Um ein weiteres Gespräch über diesen Gast, durch welchen das berühmte Weimarische Theater auf den Hund gekommen war, und Goethe die Direktion desselben niedergelegt hatte, nicht aufkommen zu lassen, wurde von einer der Damen geäußert: „Wir haben einen Beitrag zur Seelenkunde der Bewohner des Wassers, dann einen zweiten zu der der Bewohner des Festlandes erhalten; es wäre wünschenswerth, nun auch über das Seelenvermögen der Bewohner des dritten Elementes, der Luft, Auskunft zu erhalten. Und hierbei dürfen wir mit Zuversicht auf unsern Freund Eckermann rechnen, der in dem Reiche der gefiederten Segler der Lüfte so zu Haus ist, daß er die ganze Welt nur aus der Vogelperspective betrachtet."

Unter dem Vorwande, er habe seine Vögelgeschichte in diesem Kreise und zumal Seiner Excellenz schon so oft erzählt, daß er fürchten müsse, die Gesellschaft zu langweilen, entzog sich Eckermann der Mittheilung und meinte: „Vielleicht übernimmt es unser Berliner Freund, dessen Name ja schon Gewähr giebt, daß er, ein Förster, also auch ein Jäger, mit den geflügelten Bewohnern des Waldes und

Feldes bekannt ist, als Vertreter und Wortführer derselben uns aus seinen Erlebnissen etwas mitzutheilen." — Da man die herkömmlichen Entschuldigungen, die ich machte, nicht gelten ließ, und meine Frau der Frau von Goethe zuflüsterte, daß wir vor Kurzem eine sehr komische Taubengeschichte in unserer Wohnung erlebt hätten, gab es keine Ausflucht und ich erzählte: „Wir wohnen in Berlin in sehr lebhafter Gegend, in einem Eckhause unter den Linden und der Charlottenstraße im zweiten Stock. Neben meinem Arbeitszimmer ist ein Cabinet, in welchem meine Bibliothek auf einigen Regalen aufgestellt ist. Das Cabinet hat ein Fenster nach der Charlottenstraße, welches am Tage geöffnet ist, da der Raum zugleich ab und zu zum Schlafen benutzt wird. Eines Tages hör' ich in dem Cabinet Taubengirren — gurren sollte man sagen, denn es ist weit mehr ein u als ein i zu hören. Vorsichtig gehe ich hinein und finde ein zärtliches Taubenpaar, er, der Kleidung nach, dem niederen Stande der Feldtauben angehörend, aber von stattlichem Gliederbau, in den Manieren derb, aber respectvoll gegen die Dame einen Baßtriller gurgelnd, der eine gesunde Bruststimme ankündigte. Die Dame war weiß gefiedert mit braunrothen Flügelschilden, trug ein zierliches Häubchen, eine Halskrause, und ihre rothen Füßchen waren mit Federn bedeckt. Der Kleidung und ihrem ganzen Benehmen nach schien sie von edlerer Herkunft zu sein als ihr Gefährte. Das Pärchen schien mir zu ungleich, als daß ich glauben durfte, es hätte ein hochkirchlicher Taubenvogt vor dem Altar sie zusammengefügt, vielmehr vermuthete ich, daß hier eine Entführung stattgefunden, und der Schmidt von Gretna=

green die Copulirung vollzogen habe. Sehr gern gewährte ich den beiden Liebenden eine Freistatt, sorgte für gefüllte Trinkschale (und zwar in Form der berühmten Taubenschale der Capitolinischen Sammlung) und streute ihnen reichliches Futter. „Hier ist gut wohnen, hier wollen wir das Nest bauen!“ so dachten sie und führten es aus. Sie trugen Strohhalme, Federn, Garn und Wolle in Flocken und Fäden, Blätter und trockene Zweige unermüdlich herbei, und nach wenigen Tagen war auf dem obersten, leer gebliebenen Brett des Regals das vortrefflich gebaute, reich ausgefütterte Nest fertig. Der Himmel schenkte dem glücklichen Paare seinen Segen; nach einigen Tagen lagen zwei schneeweiße zierliche Eier in dem Neste, und die jugendliche Gattin ließ sich die Pflichten und Sorgen des Ausbrütens mit unausgesetztem Eifer angelegen sein; — nur ab und zu vergönnte sie sich einen kurzen Ausflug, während dessen der Eheherr sorgsam ihre Stelle einnahm. Eines Morgens erhielt ich Besuch von einem sich mir als Taubenhändler vorstellenden Manne, der mich ersuchte, ihm die weiße Taube mit den braunen Flügelschilden, die er zu meinem Fenster ein- und ausfliegen gesehen, herauszugeben; sie gehöre ihm und sei ihm, wie er sich ausdrückte, durchgebrannt oder gestohlen worden. Ich bedeutete den guten Mann, daß er als Taubenhändler wisse, was das Wort „vogelfrei“ bedeute, und daß eine mir zugeflogene Taube kein Diebstahl sei. Wahrscheinlich trieb der Mann, welcher in einer kleiner Nebenstraße wohnte, das Gewerbe des Taubenhändlers nur, um fremde Tauben anzulocken und einzufangen. „Ihr hättet nur,“ sagte ich ihm, „das Fläschchen mit Anisöl zu Hause lassen

sollen, damit dieser die Tauben anlockende Geruch mir Euer Gewerbe nicht verrathen hätte. Um Euch aber für Eure Bemühung eine Vergütigung zu geben, nehmt dies Trinkgeld und gebt Euch weiter keine Mühe; die Taube gehört mir." Der verdutzte Mann bedankte sich und zog mit dem unverdienten Trinkgelde ab. Während nun mein Täubchen, jetzt mehr mein als jemals, die Eier brütete, brütete der fremde Mann Rache; die Täubin wieder einzufangen, war ihm nicht gelungen; allein der Gemahl blieb ein, blieb zwei, drei Tage fort; die Gattin wich nicht von dem Neste, und ich setzte ihr das Futter und den Trinknapf ganz nahe, damit sie ihrer Pflicht genügen möge. Noch ein paar Tage hielt sie es aus; während sie in den ersten Tagen ihrer Einsamkeit girrende, lockende Klagetöne hatte vernehmen lassen, nahm jetzt ihr Gurgeln — gorghe giar würde es der Italiener nennen — den Ton eines unglücklichen Bewußtwerdens der Treulosigkeit oder des Todes des Gemahls und zuletzt des Entschlusses zur Rache an. Dürfte ich mir eine poetische Ausschmückung meiner einfachen, wahrheitgetreuen Erzählung erlauben, dann würde ich nicht unerwähnt lassen, daß Bürgers Ballade Lenore, für eine Singstimme in Musik gesetzt von Zumsteg, aufgeschlagen auf dem Tische lag, und daß ich in den unarticulirten Lauten der Verlassenen die Worte zu vernehmen meinte: „Bist untreu, Wilhelm, oder todt, wie lange willst Du säumen?" So war denn der Anfang auch das Ende vom Liede, nur mit dem Unterschiede: meine Lenore f u h r nicht, sondern f l o g um das Morgenroth zum Fenster hinaus, auf und davon, ihren Wilhelm zu suchen, sich mit ihm wieder zu vereinigen oder sich zu rächen. —

Mein Taubenvergnügen schien ein trauriges Ende genommen zu haben, die angebrüteten Pfänder der Liebe erkalteten in dem Neste, das darin eingeschlossene Leben erstarb, bevor es die Entwicklung bis zum Durchbrechen der Schale gebracht hatte. Da vernahm ich am nächsten Morgen die wohlbekannten Gurgeltöne des in ungerechten Verdacht der Untreue gekommenen Gemahls, der, wie sich mir unzweifelhaft ergab, in schmählicher Gefangenschaft gehalten worden war, aus welcher er sich durch List, Gewalt oder Bestechung selbst ranzionirt hatte und sogleich im Fluge zurück zu der theuren Gattin geeilt war. Als er sie nicht auf dem Neste fand, sie auch auf seinen girrenden Lockruf nicht kam, wendete er sich an mich, zuerst mit vielen Verbeugungen auf meinem Schreibtisch auf und nieder gehend, dann Auskunft verlangend näher sich herandrängend, und als ich ihn mit Worten und Zeichen bedeutete, daß ich nicht wisse, wohin seine Gemahlin entflogen oder entflohen sei und ihn auf das Fenster verwies, um sie wieder heimzuführen, gab er mir seinen Unwillen durch einige Flügelschläge zu erkennen, worauf er sich zu näherer Inspicirung der Verlassenschaft zu dem Neste begab. Er fand hier Alles in bester Ordnung, und in der Hoffnung, das erkaltete Leben durch die Wärme seines Blutes und seiner Federn wieder erwecken zu können, übernahm er mit heroischer Resignation auf jeden Genuß der Freiheit und des Lebens die mütterlichen Pflichten des Brütens und verließ während mindestens 48 Stunden auch nicht eine Minute das Nest. Als er aber am dritten Tage die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß seine Bemühung, das erstorbene Leben wieder zu erwecken, vergeblich sei, gerieth er in einen Zu-

stand, der an Verzweiflung grenzte. Er schleuderte die beiden Eier aus dem Neste, daß sie am Boden zerschellten, dann richtete sich seine Wuth gegen das Nest, welches er mit den Krallen der Füße und mit der Schärfe des Schnabels so zerstörte, daß nicht ein Reischen, nicht ein Hälmchen auf dem andern blieb und die mühsam zusammengetragenen Federn rings umherflogen. Der häusliche Heerd war zerstört — ohne häusliches Glück hatte er keinen Werth. — In sich gekehrt und nachdenklich saß nun mein Herr Tauber auf dem Fensterbrett, ähnlicher dem trübseligen Kauz der Minerva als einem heitern Zugvogel vom Gespann der Venus. Mit einem Male, wie aus Träumen erwacht, streckte er den Hals lang aus, die Augen blitzten, und wie ein Stoßvogel schoß er auf das Dach des gegenüberstehenden Hauses. Dort hatte er seine verloren geglaubte Gattin erblickt, wie ich sie auch gleich erkannte, umringt von einer Schaar zudringlicher Bewerber um ihre Gunst. Des Odysseus Pfeile können nicht größeren Schrecken und mehr Verderben unter der Schaar der Freier, welche Penelope bedrängten, angerichtet haben, als mein tapferer Taubenheld unter den Curmachern seiner Gemahlin. Sie stoben theils schwer verwundet, theils arg zerzaust und zerschlagen auseinander, die Federn flogen wie Schneeflocken umher. Nur Einer, dem Ansehen nach von vornehmer Herkunft, hielt trotzig Stand und trat dem beleidigten Ehemann herausforderund entgegen. Er warf sich aufplusternd in die Brust, auf welcher ein gekräuselter Busenstreif sich breit machte; ob er mit vatermörderischer Halsbinde versehen sei, konnte ich nicht entdecken, wohl aber, daß seine Kappe oder Tolle einem Helmbusche

glich. Vielleicht, daß er sich bereits einiger Gunstbezeugungen von der Dame zu erfreuen gehabt, denn sie hielt sich noch immer an seiner Seite und schien den Zweikampf durch Dazwischentreten und begütigendes Zureden verhindern zu wollen. Ihr Herr Gemahl aber ging als kräftiger Landwehrmann dem verzärtelten Junker von der Nobelgarde mit gefälltem Schnabel zu Leibe und nach wenigen Gängen trieb er ihn so weit hinter die Mensur zurück, daß er in eiliger Flucht seine Rettung suchen mußte. Das Ehepaar verständigte sich sehr bald und kehrte in die verlassenen Räume des Cabinets auf das Bücherregal zurück. Nach eingenommenem Frühstück nahmen sie in dem auf dem Fußboden aufgestellten Gefäß ein Bad, striegelten und putzten sich und machten dann einen Spazierausflug. Unterdessen nahm ich die umherliegenden Trümmer ihres zerstörten Nestes wieder auf und legte sie auf den Tisch, um ihnen den Wiederaufbau bequem zu machen. Hierin war ich im Irrthum. Bei der Rückkehr erweckten die aufgelesenen Bauhölzer so schmerzliche Erinnerungen bei dem Gemahl, daß er sie in sichtbarer Aufregung an den Boden schleuderte, dann mit der Gattin täglich ausflog und mit Mühe und Sorgfalt ein neues Nest baute, zu welchem nicht das kleinste Federchen oder Hälmchen des alten verwendet wurde. Bald lagen wieder zwei Eier in dem Neste und nach Verlauf von vierzehn Tagen vernahm ich zu meiner großen Freude die piependen Stimmen der ausgekrochenen Jungen. Im Verlaufe des Sommers vermehrten sich meine Tauben noch um drei Paar Junge. Sie waren anmuthige Gespielen der Kinder, belästigten aber zuletzt die Hausfrau so sehr,

daß ich sie — braten ließ? — o nein, entsetzen Sie sich nicht, meine verehrten Freundinnen, trauen Sie mir nicht eine so kannibalische Verletzung des Gastrechts zu; ich trug Sorge für gesicherte Freiheit und ferneres Wohlbefinden. Ein mir befreundeter Taubenliebhaber holte sie auf sein Landgut ab, wo sie in der Mitte des Hofes in einem von einer Säule getragenen Hause gegen Katzen und Marder geschützt, eine stattliche Wohnung erhielten." —

Meine Taubengeschichte erfreute sich allgemeiner Theilnahme und gab zu lebhafter Unterhaltung Veranlassung. Die Einen nannten es eine Idylle, ein Anderer sagte, es erinnere an Lope's komisches Epos die „Gatomachia" (Katzenkomödie), ein Dritter meinte, es könne Stoff zu einem Lustspiel wie „die Vögel des Aristophanes" geben; „mir," äußerte ein Vierter, „zu einer Tragödie, nur müßten dann die beiden Duellanten auf dem Platze bleiben, und die Wittwe in ihrer Verzweiflung von einer Katze ermordet werden." — „Lassen Sie uns," nahm zuletzt Goethe das Wort, „diese Geschichte mit einigem Ernst bedenken; sie liefert einen sehr bedeutenden Beitrag zur Psychologie der Thiere. Hierbei haben wir nicht nur Bewußtsein mit Absicht und Ueberlegung vor uns, wir finden die Thiere auf einem sittlichen Boden stehen, was im „Reineke Fuchs" nicht der Fall ist, wo man nur Schelmenstreichen begegnet. Hier erhebt sich die Liebe zur Leidenschaft, für welche das Leben eingesetzt wird; eheliches Verhältniß, Monogamie, Familienleben, und wollt ihr es eine Dichtung nennen, so nennt es einen Roman, eine Novelle, in welcher Wahlverwandtschaft das Hauptwort sein würde, und zwar nicht

die chemisch-mechanische, durch welche die Salze und Säuren sich vereinigen, sondern die höhere auf dem Gebiete des Lebens, wo außer den Seelen auch Fleisch und Blut ihrer gegenseitigen Anziehungskraft unwiderstehlich zu folgen gezwungen werden." — Goethe zog sich, da er sich der Abendkühle nicht gern aussetzte, in sein Zimmer zurück, und bestieg dann mit den Damen den Wagen, der ihn nach der Stadt brachte, wohin wir Andern bald nachfolgten.

Druck von Troitzsch & Ostertag in Berlin.










BOUND BY
THE
J.E. BRYANT COMPANY
LT'D
TORONTO.

